Basler Jahrbuch




SEAL OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA
LET THERE BE LIGHT
1868

Basler Jahrbuch 1920

Herausgegeben von August Huber und Ernst Jenny



Basel
Verlag von Helbing & Lichtenhahn

Druck von Friedrich Reinhardt in Basel.

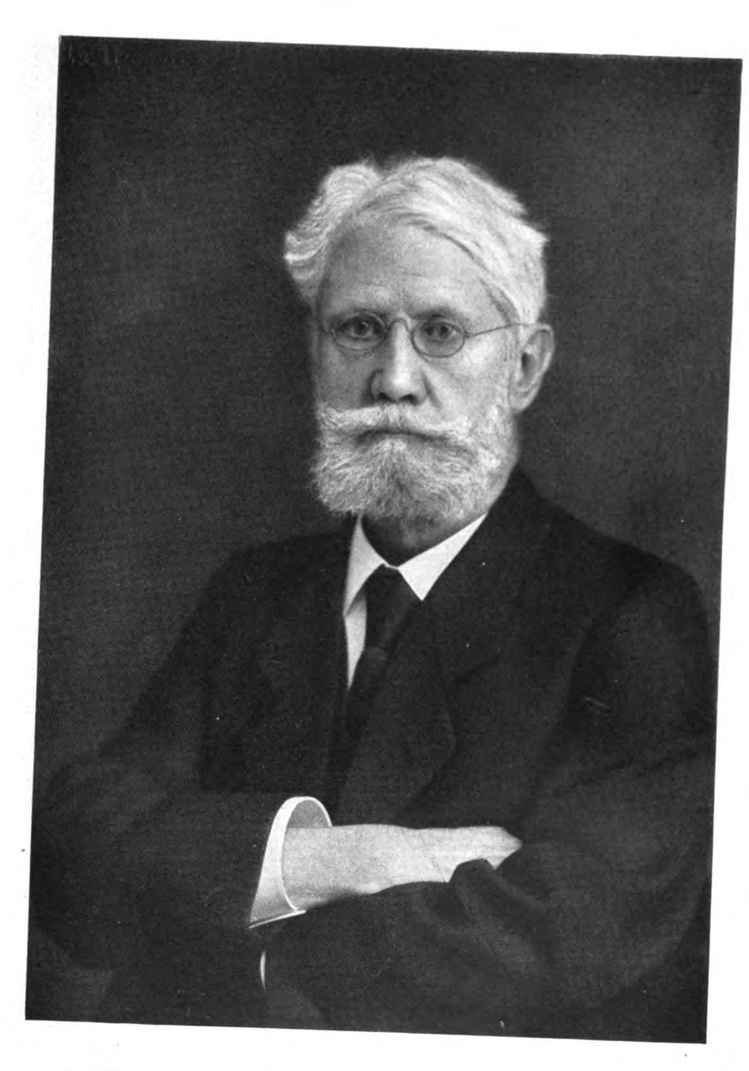
Leider sehen wir uns auch dieses Jahr genötigt, den Preis für das Basler Jahrbuch um etwas zu erhöhen. Die beständig steigenden Lohnansätze im Druckergewerbe, im Verein mit der Verkürzung der Arbeitszeit und der Verteuerung aller Materialien, haben die früheren Preise unhaltbar gemacht. Der vielseitige Inhalt und der reiche illustrative Schmuck mögen den jetzigen Preis doppelt erklärlich machen.

Eine Beschränkung des Umfanges wird für künftige Jahrgänge unumgänglich sein, soll anders der Preis wieder dem alten Stand angenähert werden. Aus Rücksicht auf langjährige und verdiente Mitarbeiter konnte sie nicht schon in diesem Jahre vorgenommen werden.

Wir hoffen indessen, daß die alten Freunde trotzdem dem Jahrbuch auch in dieser kritischen Zeit treu bleiben und so ein Unternehmen vaterstädtischen Charakters in seinem Bestande sichern helfen, zur Förderung der Geschichte unserer Heimat.

Die Herausgeber.

Inhaltsverzeichnis.



Prof. Dr. Courvoisier

Professor Dr. med. L. G. Courvoisier †.

Von E. Veillon, Riehen.

> Gebraucht der Zeit, sie geht so schnell von hinnen.
> Doch Ordnung läßt euch Zeit gewinnen.

Mit dem Tode von Prof. Dr. L. G. Courvoisier, der am 8. April 1918 in Basel einer Lungenentzündung erlag und der als einer der besten seiner Aerztegeneration den weitesten Kreisen der Stadt bekannt war, ist ein gewaltiges Stück Lebensarbeit zum Abschluß gekommen, das im Sinne des Verstorbenen in schlichten Zügen skizziert werden soll.

Schon die ersten Jugendjahre Courvoisiers hatten für Basler Verhältnisse etwas Außergewöhnliches. Er verbrachte sie im stattlichen Straßburgerhof am Petersberg, dem ehemals berühmten mittelalterlichen Gasthause, wo Holbein der Jüngere der Ueberlieferung nach in der Wirtsstube seinen mathematisch genauen Kreis mit dem Zentrum hingeworfen haben soll.

Mag auch das Leben in der etwas düsteren Atmosphäre des altertümlichen, geschichtlich interessanten Hauses keinen besonderen Einfluß auf den Werdegang des Kaufmannssohnes ausgeübt haben, so brachte anderseits ein Ereignis, das in seine erste Schulzeit fiel, unauslöschliche Erinnerungen und war wohl die erste Ursache für das auffallend frühzeitige Aufwachen eines lebhaften Interesses für Natur und Menschen: der siebenjährige Knabe durfte nämlich seine Eltern auf eine Reise zu seinen englischen Großeltern nach Malta begleiten. Auf die kindliche Phantasie des schon in der lärmigen Kinderstube durch seinen Ernst, Fleiß und scharfen Verstand sich auszeichnenden Knaben hat diese außergewöhnliche Episode jedenfalls gewaltig eingewirkt,

und manche Erinnerung an jene lange und für die damalige Zeit immerhin recht komplizierte, dafür aber um so eindrücklichere Reise blieb ihm zeitlebens unauslöschlich.

Von allerlei Erlebnissen, die sein kindliches Gemüt damals besonders bewegten, hat uns Courvoisier köstliche, von jugendlicher Frische getragene Schilderungen hinterlassen, so z. B. die in einer größeren Gesellschaft miterlebte Vorführung des Tischrückens, über den wimmelnden Hafen von Malta mit der ganz aus dem Felsen gehauenen Festung, die hoch am Berge nistende Stadt Valetta, den Fischmarkt mit seinen fremdartigen, nie geahnten Tiefseeprodukten, die massenhaften Petrefakten der Felsen der St. Pauls-Bay, und über vieles andere, was auf die empfängliche Seele einstürmen mochte.

Während des neunmonatigen Aufenthaltes auf der britischen Insel wurde außerdem wacker Englisch gelernt, was in der Folge Courvoisier außerordentlich zugute kam.

Im Gymnasium fand sodann der ausgezeichnete Pädagoge Fritz Burckhardt in ihm einen dankbaren Schüler, dem er ohne Mühe die Augen für die Wunder und Schönheiten des Kosmos öffnete, während ihrerseits Wilh. Wackernagel und Jak. Burckhardt ihn für Literatur und Kunst begeisterten. Im vortrefflichen Unterricht dieser Lehrer mag denn auch Courvoisiers später immer wieder zum Ausdruck kommende scharfe Beobachtungsgabe, sowie seine präzise und stets korrekte Ausdrucksweise in Wort und Schrift gewurzelt haben.

Die frühzeitige Fähigkeit selbständigen wissenschaftlichen Studiums bewies er damals durch leidenschaftliches Botanisieren, das zum Grundstein eines großen Herbariums wurde, welches er viele Jahre später vollendete und als musterhafte und vollständige Sammlung der Basler Botanischen Anstalt übergeben konnte.

Mit gründlicher Vorbildung und jugendfrischen Lebensidealen wohl ausgestattet, konnte sich nun Courvoisier, seinem längst mit Bestimmtheit geäußerten Wunsche entsprechend,

dem Studium der Medizin zuwenden. Von einer schweren Typhuserkrankung heimgesucht, die ihn mit Recidiv und allerlei Komplikationen an den Rand des Grabes brachte, mußte er den Beginn seiner Studien um ein ganzes Jahr verschieben; seine propädeutischen Lehrer Schönbein, Wiedemann, His und Rütimeyer begeisterten ihn aber dermaßen, daß es ihm ein leichtes wurde, seine gleichalterigen Kommilitonen einzuholen. Ja, er fand noch Zeit, die Preisaufgabe der Medizinischen Fakultät über die Histologie des sympathischen Nervensystems zu lösen und dafür bei der Rektoratsfeier von 1865 den vollen Preis zu erwerben.

Mit dem klinischen Unterrichte war es aber damals weniger gut bestellt; die kleine Zahl von kaum fünfzehn Klinizisten bildete indessen gewissermaßen Ersatz, da sie einen um so engeren Kontakt mit den Lehrern und Kranken erlaubte. Ein in Göttingen zugebrachtes Semester mußte wegen Ausbruchs des preußisch-österreichischen Krieges unterbrochen werden und hinterließ bei Courvoisier mehr politisch-historische als medizinisch-klinische Reminiszenzen.

In seine Vaterstadt zurückgekehrt, hatte er das Glück, sich als Assistent Socins und Bischoffs auf der chirurgischen Klinik praktisch betätigen zu können, und es begann für ihn eine ungemein fruchtbringende Zeit, da es ihm vergönnt war, die segensreiche Wandlung in der Wundbehandlung am Krankenbette mitzuerleben und sich deren neue Methoden gründlich anzueignen.

„Die Chirurgie" — sagt Courvoisier — „lag damals (1866) in der septischen Zeit, wie man sie wohl nennen kann, sehr im Argen. Kaum eine Wunde heilte primär, alle eiterten, gleichgültig, ob sie schon außerhalb des Spitals infiziert oder ob sie durch eine wohlvorbereitete Operation im Spitale gesetzt worden war. Aber Socin war doch schon zu jener Zeit im Klaren darüber, daß Eiterung, Wundfieber, Pyämie, Rotlauf nur auf Infektion von außen beruhen

konnten, und mit genialem Scharfblick begann er als einer der ersten auf dem Kontinent die eben erst in ihren Anfängen stehende Wundbehandlung, wie sie der Schotte Lister in Edinburgh versucht und ausgebildet hatte, auf seiner Abteilung einzuführen, und mir war es vergönnt, alle die Phasen, welche die neue Karboltherapie durchlief, mitzuerleben. Die Erfolge waren bereits bei dieser Behandlung erstaunlich, durften sich aber mit denjenigen der späteren antiseptischen und gar der diese ersetzenden aseptischen bei weitem nicht messen."

In angestrengtester Arbeit und in stets gefüllter Krankenabteilung fand nun Courvoisier unter Socins Leitung teils als Unterassistent, teils als stellvertretender Assistenzarzt so viel Freude an der theoretischen und praktischen Chirurgie, daß der Entschluß rasch in ihm reif wurde, sich ganz diesem Zweige der Heilkunde zuzuwenden.

1868 legte er mit dem Prädikate „Summa cum laude" seine Staats- und Doktorprüfung ab mit einer Dissertation über den mikroskopischen Bau der Spinalganglien und trat sofort als definitiver Assistenzarzt bei Socin ein. Es folgten nun wieder zwei Jahre der emsigsten Tätigkeit, die er stets als die glücklichste Zeit seines Lebens betrachtet hat.

In väterlicher, ja freundschaftlicher Weise leitete ihn sein Lehrer und Meister auf seinem Berufswege, und mit seinen Freunden und Mitassistenten der medizinischen Abteilung, Hagenbach, Lotz und Massini, entstand ein ideales kollegiales Verhältnis, welches sich immer freundschaftlicher gestaltete und nur mit dem Tode dieser treuesten Freunde ein Ende fand.

Socin aber blieb er zeitlebens den herzlichsten und aufrichtigsten Dank schuldig und widmete ihm einen warmen Nachruf.

Nach Absolvierung seiner Assistentenzeit folgten sich mehrere schwerwiegende Ereignisse im Leben Courvoisiers Schlag auf Schlag. Zunächst war es ein mehrwöchiger Auf-

enthalt bei seinem Großvater in England, wo er an allen Schätzen der Museen, Galerien, zoologischen und botanischen Gärten Londons und Umgebung reiche und schönste Gelegenheit hatte, seinen Horizont zu erweitern; wohlvorbereitet nützte er die seltene Gelegenheit nach Kräften aus und brachte von den großen damaligen Koryphäen der englischen Chirurgie, Fergusson, Wood, Thompson und Spencer Wells, die er häufig operieren sah, und deren Vorlesungen er öfters besuchte, einen nachhaltigen Eindruck zurück, und bis in die letzten Jahre hinein liebte er es, besonders prägnante Anekdoten aus jener Zeit zu erzählen. Später fand er in Wien bei Socins Freund Billroth liebenswürdige Aufnahme und hatte die Gelegenheit, sich mit Czerny zu befreunden.

Von weit größerer Bedeutung als diese Auslandsreisen war aber für Courvoisier die Teilnahme an der kriegschirurgischen Tätigkeit im deutsch-französischen Kriege. Im neu errichteten Lazarette in Karlsruhe, das 1870 Socins Leitung unterstellt wurde, fand er auch als Operationsassistent seines früheren Chefs das, wonach er sich im stillen schon längst gesehnt hatte: ein Feld der Arbeit, wo er selbst Hand anlegen durfte. Es war eine Tätigkeit, die seinen Fähigkeiten in seinem Lieblingsgebiet voll entsprach, und sie trug ihm auch in der Folge reiche Früchte. Die tägliche Berührung mit dem grauenvollen Elend und der bittersten Kriegsnot brachte den jungen Arzt in kurzer Zeit zur vollen Reife und stählte ihn für den Kampf des Lebens; dort mag er auch vor den Hekatomben der Wundeiterung und des Hospitalbrandes seine Selbstkritik geschärft und die Grenzen menschlichen Könnens und Wissens erkannt haben.

Als Entgelt für seine seelischen und körperlichen Anstrengungen in seiner Lazarettätigkeit erlebte Courvoisier in Karlsruhe das große Glück, eine Gefährtin zu finden, welche sein ganzer Lebenssonnenschein werden sollte, und seine unverhoffte Ernennung zum Hausarzt der Diakonissen-

anstalt in Riehen erlaubte ihm die Verwirklichung seines innigsten Wunsches nach Gründung eines eigenen Hausstandes.

Gereift und für das Leben wohl vorbereitet, mit bodenständigem Können und Wissen gut ausgestattet, mit einer guten Dosis gesunden Menschenverstandes und Selbstkritik und mit viel Menschenliebe ausgerüstet, aber an Seele und Körper noch jung und frisch, trat Courvoisier 28 Jahre alt seine neue Stellung in Riehen an, und er ist dieser Anstalt mit aufopfernder Hingabe und nie versagender Arbeitskraft mit Rat und Tat vom Jahre 1871 an bis in die letzten Monate seines Lebens — 47 Jahre lang — treu geblieben.

Im neuen eben errichteten Krankenhause, wo es galt, den Betrieb neu zu organisieren und manche Verbesserung und Ergänzung einzuführen, war er einziger Arzt, besorgte innere und chirurgische Kranke nebeneinander und führte unter Assistenz von Basler Kollegen eine jährlich stattlichere Zahl von Operationen aus; musterhafte und ausführliche selbstgeführte Krankengeschichten stellte er zur eigenen Belehrung von Zeit zu Zeit statistisch zusammen und zeigte unermüdlichen Eifer im Unterricht, den er den angehenden Schwestern in Krankenpflege und Anatomie erteilte. Neben dieser Spitaltätigkeit übte er noch eine angestrengte Dorf- und Landpraxis aus, die er stets zu Fuß auch auf die benachbarten badischen Ortschaften Lörrach, Weil und Grenzach ausdehnte, und da in Riehen eine Apotheke fehlte, war er noch wohl oder übel zur zeitraubenden Selbstdispensation von Medikamenten gezwungen.

Außerdem fand er noch Zeit zu allerlei nützlichen Arbeiten, die dem Gemeinwesen zugute kamen, und Riehen verdankt ihm zahlreiche Anregungen gemeinnütziger Natur; so war er Begründer und langjähriger Berater eines landwirtschaftlichen Vereines, sowie einer Ortskrankenkasse, welche bis vor kurzer Zeit ihre segensreiche Wirksamkeit entfalten durfte. Er beteiligte sich an der Hebung und Förderung der

allgemeinen Volkswohlfahrt durch Abhaltung von populären Vorträgen auf dem Gebiete der Säuglingsernährung und schrieb verschiedene Physikatsberichte und Mortalitätsstatistiken über Riehen und Bettingen.

Aber noch weitere literarische Tätigkeit entfaltete er während seiner zwölfjährigen Riehener Zeit in nie rastender Arbeitsfreudigkeit; es sind meist Abhandlungen aus verschiedenen medizinischen Gebieten; sie tragen alle den Stempel einfacher, schlichter und zielbewußter Methodik, knapper Gründlichkeit und scharfsinniger Beobachtungsgabe. Besonderer Erwähnung verdient hier das 1875 erschienene, für ein weiteres Publikum bestimmte Büchlein über „Häusliche Krankenpflege". Es war die Frucht einer mehrmonatigen Rekonvaleszentenzeit, wo Courvoisier nach schwerer im Beruf zugezogener Blutvergiftung den eigentümlichen Zauber genießen lernen durfte, von den sorgsamen Händen einer treuen Mutter und einer liebenden Gattin gepflegt und gehätschelt zu werden. Die Leitsätze des gemeinverständlichen und anspruchslosen Büchleins, welches nicht auf unnötige medizinische Belehrung des Pflegepersonals, sondern auf Verbreitung der Krankenpflege im Privathause hinzielt, können heute noch voll unterschrieben werden. Das Werkchen erlebte vier Auflagen.

Auch der Beginn der erfolgreichen akademischen Laufbahn Courvoisiers fällt in seine Riehener Zeit; er habilitierte sich 1880 mit einer Vorlesung über den Basler Chirurgen des 16. Jahrhunderts Felix Wirtz.*) Diese höchst lesenswerte Arbeit, der man das mühsame Quellenstudium nicht anmerkt, gibt ein überaus anschauliches Bild von den Kenntnissen und Lehren, von den Methoden und von der Technik dieses berühmten Zeitgenossen des Paracelsus.

Neben dieser ausgiebigen beruflichen, wissenschaftlichen und literarischen Tätigkeit, die durch Militärdienste zeitweise

*) Die Bezeichnung: „Basler Chirurg" ist irrtümlich. Siehe hierüber: Albr. Burckhardt: Gesch. d. mediz. Fak. Basel. 1460—1900.

unterbrochen wurde, vergaß Courvoisier das Botanisieren nicht, und auf seinen Krankenbesuchen bot ihm die Umgebung Riehens hiezu reichlich Gelegenheit, und wenn Krankheiten aller Art, von welchen er bei seiner etwas schwächlichen Konstitution öfters heimgesucht wurde, seiner Hände Arbeit zeitweise lahmlegten, so wirkte doch sein Geist emsig weiter, und selten verging ein Tag, ohne daß er sich selbst etwas Wissenswertes angeeignet oder in irgend einer Weise sich seinen Mitmenschen nützlich erwiesen hätte.

So verstrichen in dem bescheidenen Doktorhäuschen, dessen Umgebung er durch selbstgepflanzte und sorgsam gepflegte Baumgruppen geschmackvoll geschmückt hatte, Jahre friedlicher Arbeit durch mannigfachen äußeren Erfolg und durch das nie getrübte Glück eines idealen Familienlebens reichlich belohnt.

Im Jahre 1883 siedelte er nach Basel über, blieb aber dem Riehener Spitale treu, indem er neben seinem Nachfolger einige Jahre lang die chirurgischen Fälle weiter besorgte und später noch die ihm lieb gewordene chirurgisch-operative Tätigkeit beibehielt. Die Gründung einer Privatklinik erlaubte ihm auch fernerhin, die Chirurgie, sein Lieblingsfach, wissenschaftlich zu erforschen und zu verarbeiten. Bald wuchs in der Stadt sein Ansehen; ehrenvolle Aemter mit ihren Pflichten mehrten sich in rascher Folge, und da jede Arbeit, die er leistete, das Siegel methodischer Gründlichkeit und eingehenden Sachverständnisses trug, wurde er von allen Seiten zu Rate gezogen.

Er wurde bald zum Mitglied des leitenden Ausschusses der Schweizerischen Medizinalprüfungsbehörde und zum Präsidenten des Prüfungssitzes Basel ernannt und später zum Präsidenten der Eidgenössischen Medizinalprüfungskommission, und es lagen ihm diese verantwortungsvollen Aemter ganz besonders am Herzen; durch deren treue und gewissenhafte Verwaltung hat er seinem Vaterlande unschätzbare Dienste geleistet.

Die Basler Mediziner, welche in den letzten 30 Jahren die verschiedenen Hindernisse und Gräben der propädeutischen und Staatsprüfungen zu überspringen hatten, werden sich wohl dankbar an Courvoisier erinnern, der mit seiner Ruhe und mit seinem herzlichen Wohlwollen manche Phobie und Angstneurose im Keime zu ersticken wußte.

Die Arbeit in der eidgenössischen Medizinalprüfungskommission nahm ihn zeitweise außerordentlich in Anspruch, und er hatte darin nicht immer leichtes Spiel. Mit unermüdlicher Hingabe verwendete er sich für diese echt vaterländische Sache, und durch sein Taktgefühl gelang es ihm meist, bei allen Ungleichheiten der Meinungen den richtigen Weg zu finden und Differenzen zum Besten und zum Wohl des Ganzen zu lösen.

Er befaßte sich ganz besonders mit dem Studium der Medizinalmaturität und befürwortete persönlich für den Mediziner eine humanistische Vorbildung, da dieselbe sich bisher, seinen Erfahrungen nach, als die beste bewährt hatte.

Während der Amtsperiode 1887/90 war Courvoisier als Vertreter der Gemeinde Riehen Mitglied des Großen Rates und 1889 Mitglied der Prüfungskommission. In diese Jahre fällt seine Mitgliedschaft in der Inspektion der Töchterschule, und von 1890 bis zu seinem Tode war er hochgeschätztes, immer wieder gewähltes und einflußreiches Mitglied des Erziehungsrates. Als eifriger Botaniker wurde er 1886 in die Kommission der Botanischen Anstalt gewählt und als Naturforscher überhaupt 1904 Mitglied der Kommission für die Naturhistorischen Sammlungen; alle diese Obliegenheiten hat er, wie seine jährlichen Berichte zeigen, nicht bloß als Ehrenämter betrachtet.

Mit großem Eifer widmete er sich ferner der Basler Gartenbaugesellschaft, deren Präsident er 33 Jahre lang blieb. Als Mitglied der Wundschau, sowie der Sanitätskommission zeichnete er sich nach allgemeinem Urteil

gleich wie in seinen übrigen Aemtern durch seine scharfe, präzise Methodik und seine Gründlichkeit aus. Ueberall war seine Arbeit leicht und flüssig und sein Urteil ungezwungen.

Die medizinisch-akademische Laufbahn des Verstorbenen war durch zahlreiche schöne Erfolge gekrönt, und wenn ihm auch die selbständige Leitung einer größeren chirurgischen Klinik auf die Dauer nicht beschieden war, so war gewiß seine natürliche Bescheidenheit größtenteils daran schuld.

1888, im besten Mannesalter, wurde er zum Extraordinarius und zwei Jahre später, nach dem Tode Socins, zum Ordinarius ernannt; die Nachfolge seines früheren Lehrers aber, zu der er primo loco berufen wurde, wollte er nicht übernehmen, da seiner Ansicht nach der Sache selbst besser gedient sei, wenn eine jüngere Kraft die große Arbeit übernehme. Interimistisch leitete er indessen fünf Monate lang die Chirurgische Klinik mit bewundernswürdigem Geschick, und wer ihn damals an der Arbeit gesehen hat, wie er schon in den frühesten Morgenstunden am Operationstische stand, dann klinischen Unterricht erteilte, hierauf gründliche Visite machte, um nachher noch zu weiteren Operationen nach Riehen zu eilen, der mußte staunen vor der nie ermüdenden Arbeitsfreudigkeit des elastischen, stets gut gelaunten und freundlichen Mannes.

Wie seine Redeweise, war sein Unterricht anschaulich, übersichtlich und knapp, sein Vortrag ohne Phrasen und ohne Schwulst, aber formvollendet und elegant. Er dozierte nur, was er gründlich studiert und selbst gesehen und erlebt hatte, und hatte kein Verständnis für weitschweifige, spekulative Theorien. So wie er reichlich Selbstkritik übte, war er auch jeder Reklame abhold; seine zahlreichen Vorträge und Demonstrationen in der Basler Medizinischen Gesellschaft und im Aerztlichen Zentralverein zeichneten sich stets durch wohltuende Sachlichkeit aus.

Es ist hier nicht der Ort, den reichen wissenschaftlich-

literarischen Nachlaß Courvoisiers einer Prüfung zu unterziehen. Es sind Arbeiten aus den verschiedensten Gebieten des ärztlichen Wissens. Die wichtigsten betreffen die Chirurgie der Gallenwege und haben den Ruf ihres Verfassers weit über die Grenzen seines Vaterlandes hinausgetragen. Courvoisier war Mitbegründer dieses chirurgischen Spezialzweiges, hat darin Bahnbrechendes geleistet und durch sein nahezu lückenloses Quellenstudium, seine zahlreichen (etwa 450) eigenen Operationen und seine technischen Neuerungen eine wohlbegründete Autorität erworben. Seine große Monographie über Pathologie und Chirurgie der Gallenwege (1890) kann jetzt noch als klassisches Nachschlagewerk dieser Spezialdisziplin gelten.

Als Arzt war Courvoisier von großer Gewissenhaftigkeit und Pflichttreue, und in zahlreichen Familien ging er ein und aus als Hausarzt von altem, echtem Schrot und Korn, stets freundlich, teilnehmend und wohlwollend.

Als Diagnostiker war er sachlich und vorsichtig, nie übereilt und voreingenommen, oft im Bewußtsein menschlicher Schwäche zögernd; als Chirurg beruhigend und nie einem Kranken gegenüber barsch; seine Technik war nicht auf äußeren Effekt berechnet, aber zielbewußt und bedacht: „Nil nocere“ war sein oberster Grundsatz, und im Laufe der Jahre hat er die Indikationen für seine Eingriffe immer enger gezogen; mißglückte ebenso wie nutzlose Operationen waren ihm außerordentlich peinlich, und wenn er sich in irgend einem ihm ferner liegenden Gebiete chirurgischer Technik nicht ganz zu Hause fühlte, überließ er das Messer gerne einem andern.

War er auch nicht der Erfinder von genialen neuen Methoden und verblüffenden Eingriffen, die, je rascher sie ersonnen und durchgeführt werden, um so schneller wieder im Dunkel der Vergessenheit verschwinden, so bereicherte er doch die Chirurgie um verschiedene neue Operationen, die sich rasch eingebürgert haben und bis zum heutigen Tag Gemeingut chirurgischer Praxis geblieben sind, und was sich anders-

wo in zuverlässigen Händen bewährt hatte, prüfte er sorgfältig und behielt davon das Beste. Mußestunden und Ferien wußte Courvoisier zur eigenen Fortbildung in seinen naturwissenschaftlichen Spezialgebieten Botanik und Entomologie auszunützen, und wie er in früheren Jahren auf seinen Gängen über Land eifrig botanisierte, wurde er später ein begeisterter Schmetterlingssammler. Er wandte sich speziell dem Studium der Gattung der Lycaeniden zu, bereicherte die Literatur bis in die allerletzte Zeit hinein um zahlreiche, mit der äußersten Sorgfalt ausgestattete Abhandlungen aus diesem Spezialzweige und vermachte seine prächtige, mit wahrem Bienenfleiß zusammengetragene Schmetterlingssammlung dem Basler Museum.

Mochte nun Courvoisier von allen Ehrungen, die ihm im Laufe der Jahre zuteil wurden, und von allen äußeren Zeichen großen Erfolges eine gewisse innere Genugtuung empfinden, so brachte ihm doch sein zart besaitetes Gemüt die beste innere Befriedigung, und die stillen Herzensfreuden seines harmonischen Familienlebens waren ihm das Höchste.

Seinen langjährigen innigsten Wunsch nach einem eigenen Heim konnte er im Jahre 1894 verwirklichen, doch durfte er sich nicht lange ungetrübt seines Glückes freuen. Die bald einsetzende Erkrankung seiner vortrefflichen Lebensgefährtin an einer chronisch-chirurgischen Krankheit bildete von nun an eine Wolke, deren Schatten den Sonnenschein seines glücklichen Lebens trübte, und die sich nie wieder vollständig verzog, zumal er als Chirurg mit den meisten seiner Fachkollegen jenen Grad von Skepsis teilte, der an der eigenen Kunst zweifeln läßt, sobald man in die Lage kommt, dieselbe an den Seinen anzuwenden.

Zehn Jahre lang lastete dieser Druck auf ihm mit abwechselnden Zeiten der Hoffnung, und als er erkannte, daß alles menschliche Können und Wissen das Schicksal nicht abzuwenden vermochte, fand er seinen Trost in der aufopferndsten und aufreibendsten Pflege seiner Gattin. Nach ihrem

Tode fühlte er sich verlassen und vereinsamt, und einzig seine seltene Energie, seine Rüstigkeit und die gerechte Genugtuung über die mannigfachen Erfolge seiner beiden Söhne gestatteten ihm, als aufrechter Mann diesen unersetzlichen Verlust zu tragen.

Obschon er in den letzten Jahren die Professur und einige weitere Aemter niedergelegt hatte, blieb er doch bis in die letzten Tage seinem Berufe treu, für die außerordentliche Geistesfrische dankbar, die ihm geschenkt war. Die Erneuerung seines Doktordiploms einige Wochen vor seinem Tode war die letzte Ehrung, die ihm zuteil wurde.

Ernst, Arbeit, emsiger Fleiß und Methode waren sein Leben, und nach schöner, fruchtbringender Ernte hat er uns verlassen, rüstig noch, voller Schaffensfreude und von den Gebrechen des Alters unberührt; wir aber wollen nicht klagen und wollen ihm dankbar nach des Tages Mühe seine Ruhe gönnen.

Kriegsnöte der Basler in den 1790er Jahren. [1])

Von Fritz Vischer.

Der Inhalt des vorliegenden Aufsatzes wird sich mit der Geschichte der Jahre 1792—1797 beschäftigen, einer Spanne Zeit, die, wie überhaupt das ganze letzte Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts, für die Eidgenossenschaft und insbesondere für Basel zu den ereignisreichsten Epochen der ganzen Schweizergeschichte gehört. Das einschlägige Material, über das der Forscher heute verfügt, ist denn auch so bunt und vielgestaltig, daß das Thema von den allerverschiedensten Seiten in Angriff genommen werden kann, namentlich vom militärischen, vom politisch-diplomatischen und vom wirtschaftlichen Standpunkte aus. Zuerst hat sich die Geschichtschreibung der kriegsgeschichtlichen Seite des Stoffes angenommen. Mehrere Jahrzehnte später wurden dann auch die mit dem Kriege verbundenen politischen und diplomatischen Aktionen untersucht, die mit dem am 5. April 1795 zwischen Preußen und Frankreich abgeschlossenen Frieden zu Basel ihren Höhepunkt erreichten. Der Friede war vornehmlich das Werk von Peter Ochs und von François Barthélemy.[2]) Beide sind die dominierenden Figuren in der eidgenössischen Politik der 1790er Jahre. Eine präzise und vorurteilslose Charakteristik ihrer Tätigkeit ist uns jedoch die Geschichtschreibung heute noch schuldig.

Was endlich den dritten Standpunkt betrifft, so hat sich erst in allerneuester Zeit das Bestreben geltend gemacht, die mit dem Kriege verbundenen Probleme wirtschaftsgeschichtlicher Natur etwas zu skizzieren. Ich will nun an dieser Stelle zu demjenigen, was auf diesem Gebiete bisher geleistet worden ist,[3]) noch einige Bausteine hinzufügen, will

mich namentlich über die in Basel herrschende Not, über die Maßregeln zu ihrer Bekämpfung und über die Maßnahmen zur Behauptung der innern Sicherheit äußern. Damit fällt das ganze Kapitel der Kriegsgeschichte aus dem Rahmen unseres Themas heraus. Auch die große Diplomatie wird uns nur in bedingtem Maße interessieren. Ich beschränke mich also darauf, kurz darzustellen, in welchen Bahnen sich das durch den Krieg gehemmte tägliche Leben des Baslers von dazumal bewegte, mit einem Worte, dem Leser ein Bild vom damaligen Leben hinter der Front zu geben.

Schon gleich nach der französischen Kriegserklärung an Oesterreich vom 20. April 1792 geriet die Schweiz in nicht geringe Verlegenheit. Die Versorgung unseres Landes mit Lebensmitteln und Rohstoffen stockte beinahe vollständig. Der Verkehr mit der Außenwelt drohte aber erst gänzlich abzubrechen, als sich allmählich eine Koalition bildete, die neben Oesterreich das deutsche Reich, England, Holland, Sardinien und bis zum Jahre 1795 auch Preußen und Spanien umfaßte. Namentlich in Basel kostete es nun unendlich viel Mühe, die zum Lebensunterhalt der Bewohner nötige Nahrung herbeizuschaffen und die Betätigung von Handel und Industrie aufrecht zu erhalten. Man muß sich dabei stets vergegenwärtigen, daß es eben damals nicht wie heute eine mit außerordentlichen Vollmachten ausgestattete Zentralregierung gab, der die einzelnen Stände ihre Anliegen und Begehren hätten unterbreiten können; es war vielmehr infolge der begrenzten Kompetenzen des Vorortes Zürich und der unbegrenzten Souveränität der XIII Orte Sache jedes einzelnen Standes, mit dem Auslande wegen der Nahrungs- und Produktionszufuhr zu markten.

Und doch wäre gerade damals die geregelte Verproviantierung unserer Stadt ein dringendes Bedürfnis gewesen. Einmal hatte die mit der Revolution verbundene Unsicherheit in unserer Nachbarschaft allmählich eine große

Zahl von Elsässer Familien in die Stadt getrieben. Sodann rückten zugleich mit Kriegsausbruch unsere freundeidgenössischen Waffenbrüder in erheblicher Anzahl an die bedrohten Basler Grenzen, deren hinreichende Verpflegung trotz der drohenden Hungersnot unter allen Umständen gesichert werden mußte. Diese Zuzüger erschienen, um der den kriegführenden Mächten gegenüber proklamierten Neutralität unseres Landes sichtbaren Ausdruck zu verleihen. Da auch die katholischen Orte — den Vorschriften des eidgenössischen Defensionales entsprechend — ihre Kontingente willig zur Verfügung stellten, so waren im Sommer 1792 etwa 1300 Mann in und um Basels Mauern konzentriert.[4])

Die rasche Vermehrung der Wohnbevölkerung, die an Basels Grenze Wache haltende Zuzüger-Armee und die Unsicherheit des Verkehrs brachten es nun mit sich, daß Basel — wenigstens in den ersten Jahren des Krieges — viel mehr unter dem wirtschaftlichen Drucke, als unter den an der Grenze sich abspielenden kriegerischen Ereignissen litt. Zunächst wurde von seiten der Koalition eine äußerst strenge Lebensmittelsperre nach Frankreich organisiert. Basel wurde dabei insoweit betroffen, als die Ausfuhr der Hauptnahrungsmittel ins Elsaß und in den jenseits der Jurapässe liegenden, von den Franzosen besetzten Teil des Bistums streng verboten war.

Diese Sperre gegen Frankreich, insbesondere diejenige der deutschen Reichsgebiete, gestaltete sich nun aber bald auch zu einer eigentlichen Plage für unsere Stadt und für die ganze Schweiz; auf das unbestimmte Gerücht hin, in Basel und den andern Grenzkantonen würden viele von den aus dem Reichsgebiet in die Schweiz importierten Lebensmitteln ins Elsaß und ins Bistum weiter gegeben, setzte bald eine peinliche Kontrolle ein, die gelegentlich den Charakter einer schikanösen Maßregel annahm. Zur wirksamen Bekämpfung der Contrebande beschloß nämlich die vorderösterreichische Regierung, der die Durchführung der

Sperrmaßregeln in der Schweiz und im Elsaß übertragen war, im Jahre 1793, einen Druck auf die Gebiete des Schwäbischen Kreises auszuüben, nachdem es sich herausgestellt hatte, daß die Schweiz von Württemberg, vom Bischof von Konstanz und von Baden immer „noch allzureichlich" mit Getreide und Vieh versorgt werde. Es geschah dies auf einem Kreistage zu Meersburg am 19. Dezember 1793. Hier mußten die beiden kreisausschreibenden Fürsten des Schwäbischen Kreises, der Herzog von Württemberg und der Bischof von Konstanz, geloben,[5]) die Ausfuhr von Pferden und Mastvieh in die Schweiz gänzlich einzustellen. Dieses Gelöbnis mußte auf einem Tage zu Ulm am 25. März 1794 in Gegenwart des k. k. Obersperrkommissarius v. Krafft und des Präsidenten der vorderösterreichischen Regierung, Freiherrn v. Sommerau, feierlich erneuert werden. Was das Getreide anbelangte, so durfte man allerdings nicht, wollte man es in der Schweiz nicht zum äußersten kommen lassen, auf einem absoluten Einfuhrverbot bestehen. Die süddeutschen Staaten wurden daher angewiesen, mit der Kornausfuhr vorläufig fortzufahren, aber nur in sehr mäßigen Quantitäten. Jedem Stand wurde das wöchentlich zu beziehende Quantum genau vorgeschrieben. Basel, das als Grenzgebiet zu denjenigen Ständen gehörte, die von der vorderösterreichischen Regierung mit größtem Mißtrauen verfolgt wurden, erhielt dabei eine wöchentliche Ration von bloß 200—300 Konstanzer Maltern, eine Zuteilung, die angesichts einer Bevölkerung von mindestens 16 000 Köpfen als sehr gering bezeichnet werden mußte.[6]) Ueberdies war der Empfänger noch verpflichtet, bei jeder Lieferung das schriftliche Versprechen abzugeben, daß nichts davon ins Ausland wandere. Diese Rationierungsart sollte — so war zu Meersburg und Ulm abgemacht worden — zunächst bis zum 31. Oktober 1794 in Kraft bleiben.

Im Jahre 1794 wurde nun infolge dieser Beschlüsse die Not in Basel allgemein sehr groß. Erst zu Beginn des

Jahres 1795 versprach dann die k. k. Staatskanzlei, die Getreidezufuhr nach Basel etwas zu vermehren. Außerdem wurde es am 21. März 1795 auf einem Kreiskongresse zu Ulm dem Belieben der süddeutschen Staaten anheimgestellt, wiederum Hornvieh und Schafe in der Schweiz auf den Markt zu bringen, allerdings nur in beschränktem Umfange.

Unwillkürlich drängt sich angesichts dieser mißtrauischen Haltung der die Schweiz umgebenden Staaten die Frage auf, ob von Basel aus die Ausfuhr verbotener Waren nach Frankreich in solchem Umfange vorgenommen worden sei, um derartige Schikanen zu rechtfertigen. Wenn wir dieser Frage näher treten, so müssen wir zuerst bekennen, daß in Basel zum mindesten eine starke Disposition zum Schleichhandel vorhanden war. Man wird sich darüber kaum wundern dürfen. Basel war Grenz- und Handelsstadt zugleich, und der so plötzlich gestoppte Handelsverkehr suchte eben mit allen Mitteln, auch mit unerlaubten, die im Wege stehenden Schranken zu durchbrechen. Dagegen ist zu erklären, daß die Ausfuhr verbotener Produkte von Basel und überhaupt aus der Schweiz, soweit eigentliche Lebensmittel in Betracht kommen, niemals wirklich erhebliche Dimensionen angenommen hat.

Am meisten Aufsehen erregten damals einige Fälle von verbotenen Reissendungen nach Frankreich. Es hatte damit eine eigene Bewandtnis: Die Reisversorgung für die Schweiz geschah aus dem Oesterreichischen, bezw. aus Mailand, und gehörte demgemäß zu den Produkten, deren Ausfuhr nach Frankreich verboten war. Trotzdem war in Basel anfangs die Auffassung vorhanden, daß eine beschränkte Reisausfuhr nach dem Elsaß durchgeführt werden könne, ohne bei Oesterreich Anstoß zu erregen. Erst als der k. k. Resident in Basel, Herr v. Buol, die Behörden darauf aufmerksam machte, daß Oesterreich zu neuen Maßregeln schreiten werde, wenn dieses Treiben nicht aufhöre, wurde am 20. April 1793 die Ausfuhr des Reises ins Elsaß und

ins Bistum strikte verboten. Herr v. Buol erklärte damals öffentlich, es sei zu unterscheiden zwischen Gütern und Produkten, die aus Feindesland kamen und nach Feindesland gingen, und solchen, die ab neutralem Boden aus- und bei uns durchgeführt würden; nur die letztern hätten als Transitgut ein Recht auf Weiterbeförderung bis an ihren Bestimmungsort. Der Reis dagegen komme aus dem Mailändischen, das mit Frankreich im Kriege stehe, und wenn man hier die Ausfuhr davon weiter gestatte, werde man sich einer gänzlichen Sperre und größtem Mangel an Lebensmitteln aussetzen, umsomehr, da man ja aus Frankreich als Kompensationsobjekt nicht das mindeste erhalte.[7])

Trotz dieser Erklärung lassen sich aber nun öfters Delikte nachweisen. Israelitische Zwischenhändler bemächtigten sich trotz des Verbotes während einiger Zeit ununterbrochen des Reistransportes nach Frankreich, namentlich die Gebrüder Leopold und Marx Samuel aus St. Louis. Zur Rede gestellt, entschuldigten sich diese Leute meist mit der Unkenntnis des Gesetzes und verschwanden, sobald eine ernstliche Untersuchung einzusetzen drohte. Schlechter dagegen kam Joh. de Joh. Luk. Sarasin, der Besitzer des Lohnhofes, damals weg. Als Inhaber eines großen Kommissions- und Speditionsgeschäftes wollte er im Mai 1793 zirka 40 Zentner Reis nach Straßburg exportieren; um die Sache zu ermöglichen, deklarierte er den Transport für Hanfsamen. Allein die Ware, die in Fässern verladen war, wurde am Spalentor vom Zoller angebohrt, der Reis konfisziert und Sarasin zu 30 Louis d'or Buße verurteilt. Auch Ratsherr Joh. Rud. Harder wurde fast zur gleichen Zeit wegen verbotener Reisausfuhr ins Bistum in eine hohe Geldstrafe verfällt und seines ratsherrlichen Mandates enthoben. Desgleichen machten die Sundgauer Marktweiber, denen ein beschränktes Quantum Reis zum Hausgebrauch überlassen wurde, zuweilen in übertriebener Weise von dieser Erlaubnis Gebrauch.

Diese Reistransporte wären aber wohl kaum so häufig erfolgt, wenn nicht die im Elsaß befindlichen französischen Konventskommissäre und die Generalität der Rheinarmee die Basler förmlich dazu aufgefordert hätten. Die französischen Truppen, namentlich die am Oberrhein stehenden, befanden sich nämlich damals in einem Zustande äußerster Not. Nicht nur gebrach es an Soldatentuch, an Waffen und an Geräten aller Art, sondern es fehlte den nur äußerst dürftig verpflegten Truppen namentlich auch an Lebensmitteln. Dazu kam ein der Reiterei und dem Armeetransportwesen höchst gefährlicher Mangel an Pferdematerial. Ueberdies richtete die mit Basel eng befreundete Stadt Straßburg an unsere Stadt öfters das Gesuch, sie mit Lebensmitteln, in erster Linie mit Reis, zu versorgen. Während man nach Mülhausen, das als zugewandter Ort Anspruch darauf erheben durfte, gelegentlich Sendungen von Mastvieh verwirklichen konnte, mußte Straßburg von seiten der Basler Behörden meist abgewiesen werden.

Diese Verhältnisse brachten es mit sich, daß neben der Contrebande mit Lebensmitteln auch noch sehr häufig eine solche mit Pferden, Tuch- und Lederwaren, sowie Kriegsartikeln aller Art getrieben wurde. Namentlich die Ausfuhr von Pferden, die während längerer Zeit intensiv betrieben wurde, gab öfters zu Klagen Anlaß. Die französische Armeeverwaltung am Oberrhein besaß in der Person von Heilmann Piccard aus Belfort zeitweise einen ständigen Pferdekommissär in Basel, der die Einfuhr von Zug- und Reitpferden nach Frankreich mit Erfolg betrieb. Da er reichlich mit Geld versehen und ein durchaus routinierter Geselle war, fand er immer Händler, namentlich Baselbieter Bauern, die ihm fremdes, meist aus den benachbarten Teilen des Reichsgebietes hergeholtes Pferdematerial zuführten, das vornehmlich aus dem Oberamt Rheinfelden oder den an dasselbe angrenzenden Landschaften stammte.[8]) Da Piccard bei dieser Tätigkeit von seinen Glaubensgenossen Wolf,

Leon Braunschweig und Abraham Hirsch eifrig unterstützt wurde, so war es schwierig, die den „Pferdefürkauf" — d. h. den Weiterverkauf der im Ausland erworbenen Pferde — betreffenden Verbote konsequent durchzuführen. Im Sommer des Jahres 1794 bewegten sich große Transporte von meist in Deutschland angekauften Pferden durch unsere Stadt zur französischen Armee. Ihr Anblick erregte das Entsetzen des österreichischen Residenten, der sich dann in solchen Fällen gewöhnlich an die vorderösterreichische Regierung wandte mit dem Ersuchen, die Getreidelieferungsverträge mit der Stadt sofort zu annullieren.

Auch die Verbote der Ausfuhr von Pulver, Blei, Salpeter usw. mußten öfters erneuert werden, was anderseits wiederum die französischen Zivil- und Militärbehörden an der Basler Grenze gewaltig verstimmte. Zu ihrem Sprachrohre machte sich der seit September 1793 in Basel residierende Gesandtschaftssekretär Theobald Bacher in einem Schreiben vom Silvester des Jahres 1793[9]) an den amtierenden Bürgermeister Peter Burckhardt. Bacher beschwor den Bürgermeister darin, diese, wie er sich ausdrückte, von Oesterreich diktierten Ausfuhrverbote unter allen Umständen wiederum aufzuheben, wenn man mit den anstoßenden französischen Departementen auf leidlichem Fuße bleiben wolle. Zugleich offerierte Bacher dem Bürgermeister, als Kompensation gegen Hafer und Reis, Erzeugnisse, deren die französische Armee dringend bedurfte, Burgunder-, Bordeaux- und Elsässer Weine nach Basel zu liefern.[10]) Der französische Konventskommissär Naudet ließ sich damals, um diesen Weinimport zu dirigieren, vorübergehend in Basel zu Drei Königen nieder. Inwieweit hier von unsern Behörden ein Entgegenkommen gewagt wurde, konnte nirgends festgestellt werden; man müßte denn die Ratserkanntnis, die damals erlassen wurde, es sei fremden Weinhändlern in Basel der Aufenthalt ohne weiteres zu gestatten, als Beweis dafür ansehen.

Aber nicht nur nach Lebensmitteln und eigentlichen Armeebedürfnissen, sondern ebensosehr nach Tuch- und Lederwaren herrschte damals in Frankreich große Nachfrage. Den Tuchimport nach Frankreich vermittelte der Armeelieferant Moses Dreyfus, der seit Mitte November 1793, reichlich mit Geld versehen, längere Zeit in Basel weilte. Es gelang ihm, mehrere hochachtbare Basler Handlungshäuser, darunter auch Vertreter der Seidenbandindustrie, für sein Geschäft zu interessieren, so daß sie namhafte Tuchankäufe mit bedeutenden Frankfurter Häusern abschlossen. Es währte jedoch nicht lange, so erhielt die vorderösterreichische Regierung Kunde von diesen Praktiken; ungeheure Mengen von in Deutschland bestellten Kommißtüchern wurden nun vom Obersperrkommissariat zurückbehalten, und in Stockach häuften sich die Bestände der zum Transit durch die Schweiz oder zur Verarbeitung in der Schweiz bestimmten Tuchballen zu unermeßlichen Quantitäten.

Um nun die Einfuhr gesperrter Waren zu sichern, ließ der französische Nationalkonvent im März des Jahres 1794 in St. Louis eine eigentliche Handelscentrale organisieren. Diese kleine Gemeinde wurde dadurch zum Ausgangspunkte für den wirtschaftlichen Kompensationsverkehr mit der Schweiz und für den Handel Frankreichs mit den übrigen neutralen Staaten. Zum Kontrolleur dieses «Bureau des achats et d'échanges» wurde der Konventskommissär Nicolas Haußmann aus Versailles ernannt, seines Zeichens Schuh- und Lederfabrikant. Die ihm übertragene Aufgabe bestand darin, den Import aller direkten und indirekten Armeebedürfnisse aus der Schweiz unter allen Umständen aufrecht zu erhalten und die Schweizer zu überzeugen, daß sie mit der Abgabe von Kriegsartikeln nach Frankreich nur eine Pflicht der Nächstenliebe ausübten. Der spätere französische Direktor Reubel, der sich damals vorübergehend an unsern Grenzen herumtrieb, erklärte Haußmann, er kenne die Basler, und erteilte ihm den freundschaftlichen Rat,

ihnen stets mit größter Entschlossenheit zu begegnen, dann würden sie «traitable», und es würden viele der für Frankreich unentbehrlichen Produkte nach St. Louis hinauswandern.[11]) Um seiner Sache ganz sicher zu sein, sandte Haußmann noch eine ganze Kolonie von Kriegslieferanten nach Basel, die zum Teil zu Drei Königen, zum Teil im Wilden Mann hausten, und die diesen heimlichen Handel möglichst fördern sollten. Darunter befanden sich der Blechlieferant Desprez, der Viehhändler Gobert, der Wechselhändler St. Didier, ein Chamboissier, ein gewisser Béfort u. a. m. Alle diese Leute suchten ihre Tätigkeit mit einem offiziellen Mäntelchen zu umgeben, und nannten sich dazu «Commissaires d'achat pour le compte du gouvernement français». Auch einige entgleiste Schweizer Händler beteiligten sich an den Geschäften dieser eigenartigen Kompagnie, z. B. ein Steinmann und ein Wyß. Ihre Tätigkeit war Haußmann besonders willkommen, weil er sie, falls Unannehmlichkeiten drohten, leichter desavouieren konnte als seine eigenen Landsleute. Diese ganze Gesellschaft, die mit den schon genannten jüdischen Pferde-, Tuch- und Lebensmittelhändlern unter ein und derselben Decke steckte und namentlich die Ausfuhr verbotener Lebensmittel zu fördern suchte, repräsentiert, um einen heute geläufigen Ausdruck zu gebrauchen, das Schiebertum der 1790er Jahre in Basel.

Es ist selbstverständlich, daß die Basler Regierung, die diesem Treiben durchaus ferne stand, alles tat, um sowohl die Ausfuhr verbotener Waren zu verhindern, als auch der Not im allgemeinen zu steuern. Die Ausfuhrverbote wurden unzähligemale erneuert, mit Erläuterungen versehen, und es wurden auf Uebertretungen harte Strafen gesetzt. Was die Brotknappheit betraf, so war es vorgeschrieben, daß der Weizen, um die Mehlvorräte zu strecken, mit Reismehl zusammen verbacken werden müsse. Die Fremden waren angewiesen, sich selbst mit Brot zu versorgen; den Wirten teilte man daher nur das für ihren eigenen Hausgebrauch unbedingt

nötige Quantum zu. Sodann nahmen die Mitglieder der Fruchtkammer[12]) unter der Bürgerschaft Klassifikationen vor, indem sie je nach den persönlichen Verhältnissen der Leute den Sack Kernen zu 7, 8 oder 9 neuen Talern[13]) verkauften. Den Wohlhabendsten, sowie den Bäckern und Müllern von Stadt und Land sollte die Frucht zum Höchstpreise von 10½ bis 11 neuen Talern abgegeben werden, eine Summe, die den Ankaufspreis des Staates darstellte. Frucht und Brot wurden somit zu etwa Dreivierteln der Bürgerschaft unter dem Ankaufspreise verkauft. Dagegen suchte man in Hessen-Darmstadt, Ungarn und Böhmen, wo die Sperre weniger rigoros gehandhabt wurde als im schwäbischen Kreis, vorteilhafte Fruchtankäufe abzuschließen. Ferner wurde Ratsherr Christian v. Mechel nach Ulm und nach Wien abgeordnet, um an maßgebender Stelle den Ernst der ökonomischen Lage in Basel vorzustellen. Es gelang ihm schließlich, den schwäbischen Kreiskonvent zu einer mildern Handhabung der Getreidesperre zu bewegen. Basel sollte von nun an zu den schon bewilligten 300 Maltern noch eine Zusatzration von 200 Konstanzer Maltern Getreide erhalten.[14]) Desgleichen wurde Bernhard Sarasin nach Ulm abgeordnet, um den Transit eines in Venedig angekauften Quantums Korn durchs Mailändische zu erwirken. Um den dürftigen und minder bemittelten Klassen die Last der Teuerung etwas zu erleichtern, wurde damals auch eine obrigkeitliche Brot- und Mehlanstalt ins Leben gerufen, eine Einrichtung, welche das Gepräge einer eigentlichen Notstandsaktion trug. Diese Institution verkaufte den fünfpfündigen Laib Brot zu 8 Batzen. Jeder Klient derselben mußte im Besitze einer amtlichen Bescheinigung sein, die ihn in Rücksicht auf seine häuslichen Umstände „zu einem solch wohltätigen Nachlaß empfahl".[15])

Es war natürlich nicht zu umgehen, daß dergleichen Maßnahmen, in Verbindung mit den stets teurer werdenden Fruchtankäufen im Auslande, den Staatshaushalt schwer be-

lasteten, zumal nach einem Urteile des Ratsherrn Peter Vischer „die Verschwendungen bei diesem und jenem Gegenstand noch auf den alten Fuß fortwährten".[16]) Die im obern und im Dreiergewölbe aufgehäuften Barbestände schwanden daher rasch und in besorgniserregender Weise zusammen. Zu Beginn des Jahres 1795 begann daher die Haushaltung[17]) die Frage zu ventilieren, ob es nicht im Interesse des Standes läge, ein Anleihen aufzunehmen. Die Frage kam rasch in Fluß, und schon im April wurde die Aufnahme eines Standesanleihens zum Beschluß erhoben. Man kam dabei überein, die Bürgerschaft um ein Darleihen von 400.000 Pfund anzugehen, gegen Abgabe von regelrechten Obligationen. Durch eine Publikation wurde nun am 14. April 1795 das Publikum von diesem Entschlusse der Haushaltung und der Herren Deputierten ad Aerarium[18]) in Kenntnis gesetzt. Das Darleihen sollte in neuen französischen Talern à 40 Batzen in Posten, die nicht weniger als 500 Pfund betrugen, aufgenommen werden, gegen einen jährlichen Zins von 3%, und 6 Jahre lang „unablöslich" sein. Die Bürgerschaft und die löblichen Kollegia, die sich daran beteiligen wollten, wurden eingeladen, vom 14. April bis ultimo Mai jeweilen Samstags zwischen 2 und 5 Uhr nachmittags sich auf dem Rathause einzufinden und ihre darzuleihenden Kapitalien den Herren Deputierten ad Aerarium einzuliefern. Der Erfolg war ein durchschlagender. Schon am ersten Samstag war das Anleihen voll gezeichnet, und bei 60.000 Pfund mußten — nach dem Berichte der Deputierten — wieder nach Hause getragen werden. „So fest steht das Zutrauen in einem stillen Staate" — jubilierten die Dreierherren[19]) beim Empfange der letzten Dublonen.[20])

Neben der Sorge für Geld und Brot ging das Bestreben der Basler Regierung vor allem auch dahin, zu Stadt und Land den „Klee- und Erdäpfelbau" möglichst zu fördern. Besonders die Landschaft wurde aufgefordert, soviel Terrain als immer möglich aufzubrechen, und mit „Sommer-

früchten und Erdäpfeln" anzupflanzen. Auch an die Besitzer von Landgütern, Beifängen und Einschlägen erging die Mahnung, Früchte und Gemüse anzupflanzen. Wie aus einer Vernehmlassung der Behörden vom Januar 1795 zu ersehen ist, war man maßgebenden Orts von dem „Fleiß und Eifer", mit dem die Pflanzung von Erdäpfeln betrieben worden war, hoch befriedigt.[21])

Auch in die Abgabe von Butter an die Bevölkerung suchte man ein gewisses System zu bringen. Die Ausfuhr derselben war allerdings nicht strikt verboten; es war anfänglich nach einer Verordnung der Marktherren erlaubt, wöchentlich 10 Pfund Butter auszuführen; später wurde dieses Quantum dann allerdings bedeutend reduziert. Man bezweckte damit, den Neudörfer Gemüsefrauen, die ja den Markt von Basel reichlich mit Gemüsen alimentierten, etwas entgegenzukommen. Allein man hütete sich wohl, den etwa herumstreichenden französischen Getreide- und Pferdehändlern, die den Markt bisweilen eifrig nach Butter absuchten, solche abzugeben. Es war dies begreiflich in Anbetracht des Umstandes, daß auch die Zufuhr aus Frankreich völlig stillstand.

Im großen und ganzen genügte die Buttererzeugung während des Krieges dem Bedarf der Basler Bürgerschaft. Nur der hohe Preis derselben verursachte etwa Klagen und Lamentieren. Im August 1794 stieg das Pfund Anken bis auf 8 Batzen, und das Marktamt war außerstande, der Preistreiberei Einhalt zu gebieten. In einem Memoriale machte damals dieses Kollegium die Herren Häupter darauf aufmerksam, daß ausschließlich die Herrschaftsmägde an dem hohen Preis der Butter schuld seien, indem sie einfach, ohne zu markten, stillschweigend jeden Preis, auch den höchsten, bezahlten. Das falle andern Bürgern beschwerlich. Auch kauften einige Häuser viel zu viel, und vieles werde heimlich in gewisse Haushaltungen versendet. Noch schlimmer als auf dem Ankenmarkt gehe es aber auf dem untern Markte zu, wo die Wirte früh morgens beinahe sämtliche Lebens-

mittel mit Beschlag belegten. Neulich habe eine Frau sieben kleine Birnen um 5 Rappen feilgeboten, ein Wucherpreis, der namentlich von den den Markt besuchenden Baselbietern gefordert werde. Die Teurung rühre meist von den Menschen her, und es wäre wohl am besten, diese Wucherer samt und sonders mit Beschleunigung aus der Stadt hinauszubefördern.[22])

Zu diesem Memoriale ist ergänzend zu bemerken, daß die Marktordnung vom 24. Hornung 1794, die speziell für die Kriegswirtschaft zugeschnitten war, den Wirten, Stuben- und Gesellschaftsknechten vorschrieb, im Sommer nicht vor 10 Uhr, im Spätjahr nicht vor 11 Uhr und im Winter nicht vor 12 Uhr auf dem Markte zu erscheinen. Ferners waren die Verkäufer angehalten, die Bürgerschaft nicht zu „übernehmen", sondern ihr die Waren zu billigem Preis anzubieten. Ebenso wurde andererseits der Bürgerschaft eingeschärft, „auf einmal nicht mehr, als was eines jeden Notdurft erfordert, einzukaufen, und sich also des Mehrschatzes zu enthalten", alles Verordnungen, die aber meist unbeachtet blieben. Auch sollte die Butter ausschließlich auf dem Markte zur Verteilung kommen.[23])

Von der ihnen übertragenen Kompetenz, die Lebensmittel zu taxieren, scheinen die Marktherren[24]) keinen reichlichen Gebrauch gemacht zu haben. Denn stets wiederholt sich dieselbe Klage: „Die Mägde aus vornehmen Häusern kaufen einfach den Anken ein, und fragen, ohne zu markten, was kost's?" Sie bezahlten den Ankenbauern, was sie nur wollten. Auch komme es vor, daß Knechte oder Mägde die Ankenbauern dazu veranlaßten, ein gewisses Quantum Butter auf den Abend nach Hause zu bringen, wenn die Marktherren nicht mehr zugegen seien. Man müsse sich nun endlich einmal genau nach der Marktordnung richten.[25]) Allein trotzdem kam es immer wieder zu Umgehungen derselben. So z. B. im April des Jahres 1796, als trotz einer Zufuhr von wöchentlich 25—27 Zentner Butter der Preis

derselben durchaus nicht fiel, weil sich viele Haushaltungen, darunter auch die Bäcker und die Pastetenbäcker, entgegen der Marktordnung, durch die Bauern große Quantitäten einfach nach Hause liefern ließen. Auch hieß es allgemein, die von den Herrschaftsmägden verwöhnten Baselbieter Bauern setzten ihre Waren viel teurer ab, als z. B. die solothurnischen. „Wenn schon einige sind, welche Gelds genug haben" — bemerkten damals die Marktherren — „alles auf- und einzukaufen, so sind dagegen tausende, die in der Stille mit Wehmut und Seufzen bald darniederliegen müssen."[26]) Es folgte nun der Beschluß, es dürfe keiner Haushaltung mehr als 15 Pfund Butter auf einmal verkauft werden. Wie wenig indessen dieser Instruktion nachgelebt wurde, beweist folgender Vorfall:

Im April 1796 kaufte David Braunschweig aus Kleinkembs in Gesellschaft eines seiner Glaubensgenossen 33½ Pfund Butter auf dem Markte zu Basel. Im Begriffe, damit heimzukehren, wurde nun dieses Quantum am Bläsitor vom Zoller wegen Hamsterei beschlagnahmt, trotz der Versicherung der beiden Israeliten, sie hätten im Auftrage eines Dritten, und zwar eines sehr vornehmen Herrn gehandelt. Die Häupter waren nun nicht wenig erstaunt, als kurz darauf tatsächlich der Freiherr v. Rotberg aus Schliengen die zurückbehaltene Butter unter Protest als sein Eigentum reklamierte und erklärte, er habe sich durch Vermittlung dieser beiden Kommissionäre dieselbe herbeischaffen wollen; sie sei für seinen eigenen und seines Bruders, des Domdekans, Bedarf bestimmt. Im Falle die Butter nicht freigegeben werden sollte, so fordere er zum mindesten die Rückgabe des dafür ausgelegten Geldes. Nun wurde ihm die Butter verabfolgt, zugleich aber dem Ueberbringer die Instruktion mitgegeben, seine freiherrlichen Gnaden möchten sich in Zukunft an die hiesigen Verordnungen halten. Sollte er aber nochmals geruhen, sich mit Butter aus Basel versehen zu lassen, so möchte er seine Kommissionäre nicht nur mit den nötigen

Vollmachten dazu ausstatten, sondern sich auch anständiger Leute bedienen; den Besuch des Marktes durch israelitische Kundsame habe man in Basel nachgerade satt. Das Gesetz gestatte israelitischen Händlern überhaupt keinen längern Aufenthalt in Basel.[27])

Es ist schon darauf hingewiesen worden, daß neben den Baselbieter Bauern und den Neudörfer Gemüsefrauen gelegentlich auch die Landleute aus den benachbarten solothurnischen Gemeinden ihre Erzeugnisse, namentlich Butter, auf den Markt zu Basel brachten. Der Transport dieser Waren ging jedoch nicht immer anstandslos von statten. Da das Solothurner Territorium vom Basler Gebiet durch einen Zwickel ehemals bischöflichen, nunmehr aber (seit der Eroberung des reichsländischen Teiles des Bistums durch die Franzosen im März 1793) französischen Gebietes getrennt war, so kam es nämlich etwa vor, daß die in Aesch kommandierenden französischen Offiziere diese Waren auf dem Wege nach Basel anhielten und dadurch die direkte Kommunikation zwischen Basel und Solothurn unterbrachen. So wurde z. B. gegen Ende des Jahres 1793 ein nach Basel bestimmter Transport von Butter, Eiern und Jungvieh in Aesch zurückbehalten mit der Motivierung, die Einfuhr aus Frankreich nach der Schweiz sei gesperrt. Das Marktamt tat darauf diesen Herren kund, es sollte dem Transit aus der Schweiz in die Schweiz durch die ehemals bischöflichen Lande keinerlei Schwierigkeiten bereitet werden, in Anbetracht des Umstandes, daß Hüningen und Neudorf von der Schweiz aus mehr als genügend mit Nahrungsmitteln versorgt würden. Die Ware wurde dann schließlich wieder freigelassen und gelangte auf dem Umwege über Pratteln nach Basel.[28])

Aehnlich ging es auch öfters mit den landwirtschaftlichen Produkten der beiden Basler Gemeinden Biel und Benken, die von der Hauptstadt durch französisches Gebiet getrennt waren, das von Benken durch den Oberwiler Bann bis gegen

Bottmingen hinüberreichte. Oft genug wurden nämlich die Lebensmittel auf dem Wege nach Basel von dem in Oberwil stationierenden französischen Truppenkommandanten einfach beschlagnahmt. Dieses Gebiet wurde auch einmal — es war am 14. Januar 1796 — einigen Basler Nimroden auf einem Pirschgange verhängnisvoll. Damals befand sich nämlich der Herrenküfer Reinhard Gemuseus in Gesellschaft des Küfers Heinrich Bienz, des Bäckermeisters Peter Ritter und eines Fremden, des Hans Georg Siegmund, aus Wiblingen bei Ulm, genannt Bitterli Hans, auf der Jagd bei Bottmingen. Von einer Schar Rebhühner gelockt, verirrten sie sich etwas und gerieten unversehens auf französischen Boden bei Oberwil. Eine in der Nähe befindliche französische Wache, deren Aufmerksamkeit die Jäger schon längst erregt hatten, bedeutete ihnen sofort, stehen zu bleiben und legte schon von weitem auf sie an. Es kam nun zu einer regelrechten Schießerei, in deren Verlauf einer der französischen Soldaten durch einen Schrotschuß an der Hand verwundet wurde. Schließlich zogen sich aber die Basler Jäger doch zurück und flüchteten in beschleunigtem Tempo bis zur Schweizergrenze, wo sie sich sicher wähnten. Allein die erzürnten Franzosen feuerten trotzdem noch eine Zeitlang weiter, „so daß eine Kugel allernächst bei Siegmund in einen am Bannstein gestandenen Stecken gefahren". Die Basler hielten es daraufhin für besser, das Feuer nicht mehr zu erwidern. Nur Siegmund gab einen einzigen Schuß ab, angeblich — wie er später vor Gericht aussagte — „um den Hund, der zurückgeblieben, auch kommen zu machen". Ritter aber, der wegen eines Fußleidens nicht schnell genug zu flüchten vermocht hatte, wurde nun von den aufgebrachten Franzosen gepackt und dem Brigadekommando in Oberwil übergeben. Dieses nahm ihm Gewehr und Carnassière ab, entließ aber im übrigen den Mann wieder nach Hause. Diese ganze Affäre erregte damals großes Aufsehen, sowohl in Basel, als auch in der französischen Nachbarschaft. Brigade-

general Nouvion erstattete dem Divisionskommando einen genauen Rapport darüber, und auch die französische Gesandtschaft in Basel wurde über den Vorfall aufgeklärt. Die Jäger wurden daher zur Verantwortung vor Gericht geladen. Hier lösten ihre Aussagen über das provokatorische Auftreten der französischen Wache große Entrüstung aus.[29])

Am meisten aber verdroß die Basler, daß die Erträgnisse der Standesbesitzungen im Sundgau, namentlich das in Michelfelden angepflanzte Getreide und der zu Habsheim gewachsene Wein fast regelmäßig in die Magazine der französischen Armeeverwaltung wanderten, sofern nicht letzterer als Kompensation gegen Hafer schließlich herausgegeben wurde.

Es waren das ganz unverdiente Schikanen der französischen Armee- und Zivilkommissäre im Elsaß. Denn an dem guten Willen unserer Bevölkerung, der Not im Elsaß nach Möglichkeit zu steuern, fehlte es wie gesagt nicht. Es geschah alles, was man tun konnte, ohne mit den von Oesterreich erlassenen Vorschriften in Konflikt zu geraten. Ueberdies ging stets noch massenhaft unerlaubte Ware, namentlich Reis und Brot, zu den Toren hinaus. Das Spalentor war dafür besonders berüchtigt. Die Marktherren faßten im Juli 1795 ihre diesbezüglichen Beobachtungen in folgenden Worten zusammen:

„Juden, Sennen, Arbeiter und Lehensleute beeifern sich um die Wette, mit schelmischen Kniffen die Nahrung aus der Stadt, die hohe Obrigkeit in Verdruß und E. E. Bürgerschaft in Mangel und Not zu bringen. Es ist betrübt, anzusehen, wie ein merklicher Teil des durch landesväterliche Fürsorge so hoch und teuer hergeschaffenen Brotes wieder in ein fremdes Land wandert, aus dem wir außer einigen teuer bezahlten Gemüsen nicht einen Hellers Wert beziehen dürfen."

Im Jahre 1794, als die Lebensmittelnot ihren Höhepunkt erreicht hatte, wurden auch Verordnungen, die in das Privatleben eingriffen, unerläßlich. Ueberflüssige Hunde

mußten abgetan werden; auch die Jagdhunde fielen unter diesen Begriff. Diese Verordnung stieß nun allerdings da und dort auf Widerstand, namentlich in der Landschaft. Die Landmetzger weigerten sich hartnäckig, ihre „Bullenbeißer" abzuschaffen; selbst der Landvogt von Münchenstein, Niklaus Munzinger, ein eifriger Jägersmann, suchte sich dem obrigkeitlichen Befehle zu widersetzen und mit allen zehn Fingern zu beweisen, die Verordnung sei ein Unsinn, er bedürfe seiner vier Hunde unbedingt zur Hasenjagd, die im Münchensteiner Bann äußerst ergiebig sei. Um die überflüssigen Tiere möglichst los zu werden, wurde schließlich dekretiert, niemand dürfe mehr als e i n e n Hund halten. Hunde, die sich nach Torschluß noch auf der Gasse befänden, seien unnachsichtlich totzuschlagen.[30])

Auch für den Unterhalt der Pferde wurden einschränkende Bestimmungen erlassen. Es war bei einem Louis d'or Strafe verboten, Pferde mit Brot zu füttern. Ferner wurden die Pferdebesitzer aufgefordert, die Anzahl der „Pracht- und Lustpferde" zu vermindern.[31]) Da auch die Heu- und Hafervorräte damals auszugehen drohten, wurde dekretiert, daß Pferde, die an dem jeweilen Freitags (beim Steinenkloster) stattfindenden Roßmarkt feilgeboten würden, nur vom Donnerstag bis Freitag Abend in Basel eingestellt werden sollten.

Eine eigentliche Notstandsmaßnahme der Basler Regierung bestand dann darin, daß die kostbare Hirschkolonie, welche die Stadt seit Beginn des 15. Jahrhunderts in den äußern Stadtgräben unterhielt, dem Bedürfnisse der Zeit nach vermehrtem Anbau weichen mußte. Das dadurch gewonnene Land wurde zur Anpflanzung von Kartoffeln verwendet. Auch in bezug auf die Messe und andere Volksbelustigungen wurden genaue Vorschriften erlassen. Die Meßstände, Buden- und Fayence-Händler, die bisher im Rathaus und auf dem Kornmarkt gewesen, wurden ins Kaufhaus, auf den Barfüßerplatz und auf den Münsterplatz verlegt, um den

Marktplatz und den Eingang zum Rathaus auch während der Messe frei zu halten. Alle Komödianten, Tänzer und Spieler wurden ausgewiesen; vom Jahre 1793 an wurden sogar die Murmeltierbuben, die bisher noch die Messe etwa belebt hatten, von der Teilnahme daran ausgeschlossen. Ferner mußte der Bannritt ohne Artillerie geschehen, und auch das Schießen in der Neujahrsnacht eingestellt werden. Ebenso das Trommeln und Schießen während des Herbstes.[32]) Selbstverständlich hatten auch die Umzüge während der Fastnacht zu unterbleiben. Dafür wurde jeweilen auf Mitte März ein von den evangelischen und katholischen Orten gemeinsam zu feiernder Bettag angeordnet und dabei regelmäßig eine von Antistes Emanuel Merian verfaßte Gebetsformel von den Kanzeln verlesen, worin namentlich der Teuerung und der Kriegsgefahr gedacht wurde.

Die unmittelbare Nähe des Kriegsschauplatzes bildete für Basel tatsächlich während des ganzen Koalitionskrieges eine permanente Gefahr. Standen sich doch am Oberrhein die Gegner direkt gegenüber, nur der Strom trennte sie von einander. Bürgermeister und Rat erteilten deshalb schon im Oktober 1792 dem Geheimen Rate den Auftrag, „über die bei den gegenwärtigen bedenklichen Zeiten erforderlichen Maßregeln sich zu beraten, die gutfindenden Verfügungen zu machen und derselben Ausführung zu veranstalten." Nach längeren Besprechungen mit dem Kriegskommissariate beschloß der Geheime Rat endlich im Juli 1793, der Bürgerschaft zu empfehlen, sich im Gebrauche der Waffen zu üben; desgleichen kam man überein, Freikompagnie und Landmiliz durch Freiwillige zu verstärken. Auch wurden damals für den Fall eines plötzlichen Alarms die notwendigen Vorschriften erlassen: die militärische Ausbildung der Bürgerschaft vorbereitet, und der Markt samt dem Rathause zum Sammelplatz bei plötzlich ausbrechender Feindes- oder Feuersgefahr bestimmt. Ebenso schrieb die Instruktion vor, in Alarmfällen müßten „alle Häuser und Kaufmannsläden

sofort geschlossen, und weder Weibsbilder, noch Kinder, noch unnützes Gesind auf den Gassen gelitten werden."[33])

Eine ungewöhnliche Neugier und der Drang, sich bei allen möglichen und unmöglichen Anlässen auf den Gassen sehen zu lassen, müssen demnach schon damals zu den integrierenden Charaktereigenschaften des zünftigen Baslers gehört haben. Diese Neugierde der Bürgerschaft drohte jedoch der Stadt schon damals gelegentlich verhängnisvoll zu werden. Als z. B. am 17. September 1793 ein plötzlicher Ueberfall der Franzosen auf die am rechten Rheinufer errichteten österreichischen Vorpostenstellungen erfolgte, jagte der dabei ungewöhnlich laut vernehmbare gewaltige Kanonendonner die Bürgerschaft massenhaft auf die Straßen. Hier begann nun sofort eine große Debatte, was wohl die Ursache dieser plötzlichen Kanonade sei. Als nun nach einiger Zeit gar noch die Kunde kam, es handle sich um eine Offensivbewegung der Franzosen, die von österreichischer Seite abgeschlagen worden sei, wobei sich über 100 französische Nationalgardisten bei Kleinhüningen auf Basler Boden zurückgezogen hätten, litt es einen großen Teil der Bürgerschaft nicht mehr in der Stadt.[34]) Es lockte ihn vielmehr wie mit Gewalt zur Stadt hinaus, um sich die in Kleinhüningen internierten Franzosen etwas näher anzusehen. So kam es, daß an jenem Tage in diesem kritischen Augenblicke die Stadt infolge des unqualifizierbaren Verhaltens eines großen Teils der Bürgerschaft sich nicht in der Lage befunden hätte, einem allfälligen Ueberfalle sofort zu begegnen. Der Rat mußte daher auf Mittel und Wege sinnen, diese Neugierde der Stadtbewohner künftig etwas einzudämmen. Er erließ daher am 21. September 1793 eine Publikation, worin die Bürgerschaft dringend aufgefordert wurde, sich bei „ereignenden Bewegungen in der Nachbarschaft" künftig vernünftig zu verhalten. Er stellte darin vor allem fest, daß „aus Anlaß der letzten in unserer Nachbarschaft entstandenen Unruhen ein Teil hiesiger Bürgerschaft und anderer Ein-

wohner" die heilsamsten Verfügungen außer Acht gesetzt, und „anstatt von warmer Vaterlandsliebe beseelt, alles mögliche zur Ruhe, Einigkeit und allgemeinen Wohlfahrt mitwirken zu helfen, von Neugierigkeit hingerissen, ihre Obliegenheiten vergessen und einem müßigen Leben nachgezogen seien." Es folgte nun der strikte Befehl, niemand dürfe bei ausbrechenden Bewegungen in der Nachbarschaft zum Tore hinaus gelassen werden, selbst dann nicht, wenn die Gefahr bereits vorbei sei, damit nicht die Neutralität durch den Leichtsinn der Bürgerschaft zeitweise schwer gefährdet werde.[35])

Eine der Hauptsorgen der Herren Häupter war überhaupt stets darauf gerichtet, die Neutralität strikte zu wahren, und zwar nicht nur die bewaffnete an der Grenze, sondern auch die geistige in Form von Rede und Schrift. Gleich zu Beginn des Krieges wurde daher in sämtlichen Wirtshäusern eine Publikation angeschlagen, worin vor neutralitätswidrigen Gesprächen und vor beleidigenden Gesängen bei empfindlicher Bestrafung des fehlbaren Gastwirtes gewarnt wurde. Diese Publikation wurde am 30. April 1792 erlassen, nachdem bekannt geworden war, daß jüngst im Gasthofe zu Drei Königen von einigen Franzosen Spottlieder auf die Kaiserlichen gesungen worden seien und der Graf v. Lichtenberg[36]) sich darüber beklagt habe.[37]) Diese Mahnung wurde jedoch nicht immer beachtet. Im Dezember 1794 scheute sich z. B. der Küfermeister Jeremias Lotz nicht, als er Geschäfte halber in Lörrach weilte, daselbst öffentlich zu erklären, die kaiserlichen Soldaten seien im allgemeinen recht brave Leute, allein ihre Offiziere seien keinen Pfennig wert; sie seien Schlafmützen, und es unterliege keinem Zweifel, daß sie samt und sonders der Bestechung äußerst leicht zugänglich seien. Lotz wurde deshalb vor den Großen Rat zitiert und zu achttägiger Turmstrafe verurteilt.[38]) Die Publikation selbst mußte im Verlaufe des Krieges mehrere Male, zum Teil in verschärfter Form, erneuert werden.

Schwerer wiegend waren jedoch die Neutralitätsverletzungen, welche damals durch die Broschüren- und Flugschriftenliteratur verursacht wurden. Eines solchen Deliktes machte sich damals einst der Buchhändler J. J. Thurneysen in der neuen Vorstadt schuldig. Im Oktober 1793 lancierte er nämlich mehrere Exemplare eines im Fürstentum Neuenburg erschienenen Almanachs. Dieses von Fauche-Borel redigierte, zum Teil mit Illustrationen versehene Kalendarium richtete sich auf provokante Weise gegen die Revolution und ihre Taten. Anstößig erschienen darin namentlich einige Kupfer, deren Darstellung sich mit der Hinrichtung Ludwigs XVI. und mit dem Abschiede des «roi-martyr» von seinen Angehörigen beschäftigte. Ferner ein solcher, worauf die Ermordung Marats auf eine für die Anhänger der Revolution „entehrende Weise" dargestellt war. Auch der Ton dieses Elaborates war äußerst gereizt und brandmarkte namentlich den Nationalkonvent und seine Politik. Fauche-Borel, der sich je und je der Sache der Bourbonen mit Eifer gewidmet hat, sagt im 1. Bande seiner Memoiren selbst darüber, man könne sich in dem von ihm herausgegebenen Almanach über das Martyrium Ludwigs XVI. genau orientieren; er hoffe, mit einer Schilderung der Qualen dieses Märtyrers auf dem Königsthron in Frankreich die Stimmung gegen das bestehende Regime zu verschärfen.[39]) Die Eidgenossenschaft war daran insoweit interessiert, als darin eine in äußerst panegyrischem Tone gehaltene Ode auf die am 10. August 1792 in Paris massakrierte Schweizergarde zu finden war.

Der Verkauf dieses Elaborates erregte in Basel großes Aufsehen, in erster Linie bei der französischen Diplomatie, die eine solche Handlungsweise zum mindesten „deplaciert" fand.[40]) Der geheime Rat von Basel beschlagnahmte daher am 29. Oktober 1793 die noch vorhandenen Vorräte dieses Almanachs und bezeichnete das Gebaren Thurneysens als „neutralitätswidrig und bedenklich". Die Untersuchung er-

gab, daß neben Fauche-Borel und seinem Gesinnungsgenossen Fenouillot, einem frühern Rate am Parlament zu Besançon, auch noch ein Basler Geistlicher als Mitarbeiter sich heimlich beteiligt hatte.[41]) Sein Name wurde indessen strenge geheim gehalten. Es dürfte aber wohl nicht ausgeschlossen sein, daß der damals in Basel tätige Dekan Philipp Bridel, der die Revolution und alles, was sie schuf, bitter haßte, der Redaktion nahe gestanden habe.[42])

Auch der Buchdrucker Theodor Brand beschäftigte sich gelegentlich mit dergleichen politischen Schriften. Im September 1793 publizierte er — angeblich nur aus „Enthusiasmus" und ohne jede schlimme Absicht — ein gegen die französische Konstitution gerichtetes „Libell" unter dem Titel: „Der hinkend- und sinkende Neufränkische Freiheitsbaum oder die erblassende rote Mütze". Da es zurzeit nicht ratsam schien, dergleichen Literatur in Basel erscheinen zu lassen, ließ Brand den Druck in Freiburg im Breisgau herstellen. Er bestellte eine Auflage von 100 Exemplaren, die nun meist in Basel vertrieben wurden. Der Hauptinhalt dieses Brandschen Libells bestand in der Prophezeiung, die Revolution gehe nun einem schnellen Ende entgegen, und in einer Verdammung der Mörder Ludwigs XVI. Das aus 17 Strophen bestehende Lied klang folgendermaßen:

Nun sich das Blatt gewendet hat!
Der Freiheitsbaum verdorrt,
Seitdem der gute Ludewig
unschuldig ist ermordt.

Unschuldig durch des Henkers Hand,
Starb er als Marter Held,
Verdammt von jener Mörder Rott,
die ihm das Urteil fällt.

Der Tiger, Löwe, Wolf und Bär,
Hyäne, Leopard,
Und was sonst noch für Bestien mehr
Von blutbegierger Art

Sind Lämmer im Vergleich mit Euch;
Ihr dürstet stets nach Blut,
Und werdet dessen nimmer satt
In Eurer $\frac{\text{Freiheits}}{\text{Gleichheits}}$ Wut.

Indessen sei dem Himmel Dank,
Daß Euer Schlangen-Gift
Nicht bei uns Deutschen um sich fraß
Und euch alleine trifft!

Spricht jener Lotterbube gleich[43])
Den besten Fürsten Hohn;
Geduld, Geduld! er kriegt nun bald
Den wohlverdienten Lohn:

Sein Lästerblatt hätt' längst verdient,
Dort auf dem heißen Stein[44])
Beim Pranger durch des Henkers Hand
Zu Asch' verbrannt zu sein.

Wir lieben unsre Obrigkeit,
Sind allen Fürsten gut;
Für sie und für das Vaterland
Wallt unser Muth und Blut.

Den träumerischen Freiheitsbaum,
Samt Eurer roten Mütz,
Verachten wir bei unserm Wohl,
Und bieten Euch die Spitz.

Seht euren Baum, wie sich sein Haupt,
Sein stolzer Dolder beugt,
Und sonderlich seit Ludwigs Tod
Zum Untergange neigt!

Was wird, ihr Königsmörder! wohl
(Es ahndet mir jetzt schon)
Für eure Ungerechtigkeit
Sein der gerechte Lohn?

Bespiegelt euch an Englands Carls
Des Ersten Blutgericht!
Des Himmels strengem Racheschwert
Entgieng kein Richter nicht.

Wie fein wußt' sein Thronfolger sie
Durch's Recht zur Straf zu ziehn!
Obgleich gar viele sich bemüht
Derselben zu entfliehn.

Allein, was half sie ihre Flucht,
und andre Vorsicht mehr?
Man holt' und transportierte sie
Aus fernen Ländern her.

Wollt ihr, Blutrichter Ludewigs!
Hievon sein das Gemäld',
So leset die Geschichte selbst,
Die alles klar enthält.

Mir ahndet, wie ich schon erwähnt,
Euch werd' es auch so gehn;
Denn Eure Affen=Republik
Kann wahrlich nicht bestehn.

Dies schrieb ich unterm Freiheitsbaum,
Doch höret, wie er kracht! . . .
Ich rette mich, und sage dir,
Schein=Freiheit, gute Nacht![45])

Trotz Brands Behauptung, die Häupter hätten sein Manuskript vor dem Drucke eingesehen, ohne es zu mißbilligen, wurde er am 14. September 1793 für sechs Wochen ins Zuchthaus gesperrt.[46])

Neben diesen antifranzösischen und antirevolutionären Offizinen gab es aber auch vereinzelte, welche die Revolution und ihre Taten zu verherrlichen suchten. So vertrieb z. B. der als eifriger Franzosenfreund bekannte J. J. Flick während einiger Zeit ein in Paris herausgegebenes „nationales Bulletin", welches neben den Verhandlungen des Konventes regelmäßig auch politische Betrachtungen enthielt. Anlaß zur Konfiskation dieses Bulletins gab einst ein Artikel, der sich fortwährend in Kraftausdrücken über die Gegner Frankreichs äußerte, und u. a. feststellte, die Engländer seien wegen ihrer schonungslosen Blockade der französischen Küsten geschworene Feinde der Natur und eine Horde von Menschenfressern.[47])

Dies nur einige besonders charakteristische Specimina aus der damals in Basel sehr üppig wuchernden politischen Flugschriftenliteratur.

Auch die Zuzüger gaben etwa zu neutralitätswidrigen Handlungen Anlaß. Ich erinnere z. B. an folgenden, uns

von Ochs im 8. Bande seiner Basler Geschichte überlieferten Vorfall:

„Als ein Zürcher bei seiner Ankunft gerühmt hatte, er würde bald die Franzosen fortjagen, so wurde einer von den unsrigen eingesteckt (gemeint sind die Basler), weil er geantwortet hatte, es würde nicht so leicht geschehen; die Franzosen wüchsen wie Schmalen, d. h. wie langes Gras."[48])

Im übrigen handelte aber damals vor allem das durch seine tiefe Abneigung gegen das revolutionäre Wesen berüchtigte Kontingent des Standes Freiburg gegen die Neutralität. Die Antipathie der Freiburger Soldaten kam namentlich der etwa in der Stadt befindlichen französischen Soldateska gegenüber zum Ausdrucke. Es herrschte nämlich damals die Sitte, den Soldaten der kriegführenden Mächte, soweit sie mit ordentlichen Pässen versehen waren und aus irgend einem Grunde Einlaß begehrten, den Eintritt in die Stadt zu gewähren. Sie mußten sich nur verpflichten, mit Anbruch der Dunkelheit die Stadt wieder zu verlassen. Zu übernachten war nicht gestattet. Ueberdies hatten sie den Torwächtern mit Ausnahme des Seitengewehres ihre Waffen abzugeben. So trieben sich damals zum Teil höchst provozierend und — soweit Offiziere in Betracht kamen — auch säbelrasselnd — sowohl französische Nationalgardisten und Freiwillige, als auch Kaiserliche und Angehörige der Prinzen- oder Condé-Armee in den Straßen von Basel herum.[49]).

Die Freiburger Soldaten vermochten nun ihren Abscheu vor den französischen Nationalgardisten und Freiwilligen nicht immer zu verbergen. Der französische Gesandtschaftssekretär Bacher klagt z. B. bitter darüber, daß am 13. Februar 1794 mehrere Freiwillige aus Hüningen von der beim Rathaus stationierenden Wache bei einem Gang über den Marktplatz angerempelt und als «sacrés mâtins» bezeichnet worden seien. Die Wache habe braune Röcke, rote Kragen und Aufschläge und eine rote Weste getragen, womit nur das Kostüm der Freiburger Soldaten gemeint sein

konnte.[50]) Mit derselben zynischen Offenheit behandelten sie aber auch französische Zivil- und Militärbehörden. Als z. B. am 22. Februar 1793 eine Schar Freiburger dem Kommissär Duclos, einem französischen Offizier und eifrigen Republikaner, auf der Rheinbrücke zufällig begegneten, riefen sie ihm zu: «Vive le roi, vive la fleur de lys, au diable la liberté et l'égalité!»[51]) Am 3. Juni beklagte sich Bacher von neuem, die Freiburger seien «incorrigibles». Am Nachmittag dieses Tages ritt nämlich der französische Kommissär Lottin, ein wohlwollender und leutseliger Beamter, über den Marktplatz, der damals vorübergehend für den durchgehenden Verkehr gesperrt war. Statt ihn nun auf das Verbot in anständigem Tone aufmerksam zu machen, überschüttete ihn die am Rathause aufgestellte Freiburger Wache mit einer Flut von Schimpfwörtern, während der Wachtkommandant gleichzeitig das Hinterteil seines Pferdes derart mit Stockschlägen bearbeitete, daß das erschrockene Tier in hellen Sätzen den Marktplatz räumte.

Der Haß gegen die Revolution und ihre Soldaten trieb vereinzelte Freiburger Zuzüger damals sogar direkt ins Lager der Alliierten. Mit Vorliebe ließen sie sich in das meist aus Emigranten zusammengesetzte Korps des Herzogs von Condé anwerben. So bereiteten z. B. zu Beginn des Jahres 1794 einige beurlaubte Freiburger Soldaten dem Basler Rate eine überaus peinliche Verlegenheit. Statt sich nämlich, wie man allgemein erwartete, in ihre Heimat zu begeben, ließen sie sich von herumstreichenden Werbern zur Aufnahme in die „Prinzen-Armee" bewegen, und durchzogen vorher noch polternd, mit weißen Kokarden und Armbinden versehen, die Straßen Basels. Obgleich sie bei der Kunde hievon augenblicklich mit Gewalt aus der Stadt entfernt wurden, war doch bei der französischen Gesandtschaft die Entrüstung über dieses sonderbare Benehmen grenzenlos.[52]) Der französische Botschafter Barthélemy nahm sich im weitern der Sache an und richtete eine Beschwerde an den Stand Freiburg.

Dergleichen Anwandlungen machten sich übrigens dann und wann auch bei andern Einheiten bemerkbar und veranlaßten den Oberbefehlshaber der Zuzüger, Oberst Caspar v. Orelli, schließlich zu scharfen Gegenmaßnahmen. Im übrigen hatten jedoch die Zuzüger damals durchaus keinen Grund zur Desertion. Sie waren im allgemeinen sehr gut aufgehoben. Die Bürger in der Stadt und die Bauern in den Gemeinden der Landschaft wetteiferten in der Bereitwilligkeit, sie aufzunehmen, und versorgten sie trotz der Teuerung stets sorgfältig und reichlich mit dem Nötigen.[53]) Eine Ausnahme machte damals einzig der später um das Wohl der Allgemeinheit und des Gemeinwesens so überaus besorgte Ratsherr Peter Vischer auf Schloß Wildenstein. Gestützt auf die alten Privilegien seines Schloßgutes, die im Jahre 1720 vom Rate zu Basel feierlich erneuert worden waren, kaprizierte er sich nämlich eine Zeitlang darauf, die ihm zugeteilte Einquartierung konsequent abzuweisen. Es kam darüber zu einem Konflikte mit der Gemeinde Bubendorf, der schließlich dem Basler Rat zum Entscheid vorgelegt wurde. Die Erkanntnis lautete nun dahin, prinzipiell sei Ratsherr Vischer durchaus im Rechte, allein er möge in Anbetracht der außerordentlichen Zeiten sich der geplanten Einquartierung dennoch unterziehen, was dann auch sofort geschah.[54])

Trotz der Sorge um das leibliche Wohl der Zuzüger forderten die mit dem Kriege verbundenen Seuchen damals einige Opfer unter ihnen. Es war vornehmlich die rote Ruhr, die während dieser Jahre in und um Basel herrschte, am stärksten wohl im Sommer des Jahres 1793. Sie äußerte sich nicht nur unter den Soldaten, sondern erfaßte zum Teil auch die Zivilbevölkerung, weniger die der Stadt, als die der Landschaft. Verseucht waren namentlich die Gemeinden Muttenz, Mönchenstein, Riehen, Pratteln, Augst, Frenkendorf, Rösern, Liestal und Buckten. Nach einem Bericht des Stadtarztes Dr. J. J. Stückelberger vom 24. August 1793

starben in Liestal damals von 60 Ruhrkranken bloß zwei, woraus ersichtlich ist, daß die Krankheit nicht gerade bösartig auftrat. Nichtsdestoweniger stellte Schultheiß Brodbeck aus Liestal den Patienten sein eigenes luftiges Haus als Lazarett zur Verfügung und erwarb sich damit die Dankbarkeit der „Gnädigen Herren" aus Basel. Es kostete allerdings etwas Mühe, das Haus seiner neuen Bestimmung gemäß einzurichten, vor allem das Pflegepersonal und das nötige Mobiliar aufzutreiben. Die in der Stadt erkrankten Zuzüger wurden in der elenden Herberge untergebracht. Von 40 Dysenteriekranken starben daselbst vom 1. Juli bis 30. September bloß sechs. Die Seuche erlosch dann allmählich im Laufe des Oktober, nachdem von insgesamt 749 Erkrankten 49 gestorben waren.[55]) Wesentliches zur erfolgreichen Bekämpfung mag wohl eine am 31. August 1793 erlassene Vorschrift beigetragen haben, „wie man sich wegen der roten Ruhr zu verhalten habe".[56]) Darnach war der Besuch von Ruhrkranken strengstens untersagt. Ferner wurde darauf aufmerksam gemacht, niemals reines Wasser zu trinken, sondern dasselbe stets mit etwas Wein oder Weinessig zu mischen. Auch wurde empfohlen, sich plötzlicher Gemütsbewegungen zu enthalten, namentlich den Zorn auszuschalten und den Gebrauch von Medikamenten zu vermeiden. Letzteres wohl hauptsächlich deshalb, weil es ruchbar geworden war, daß Apotheker Brandmüller in Muttenz heimlich ein Mittel vertrieben und dadurch den Tod mehrerer Patienten herbeigeführt habe. Jeder Soldat, der den Keim der Krankheit in sich fühlte, sollte sich sofort bei seinem Offizier melden. Dr. Stückelberger erwarb sich durch seine rastlose Tätigkeit und seine sachgemäße Behandlung der Erkrankten reiche Verdienste. Ein Beweis davon sind die vielen an ihn gerichteten Dankschreiben der eidgenössischen Stände, deren Angehörige er behandelt hatte. Er wurde auf der Landschaft unterstützt durch Chirurgus Heinimann.

Daß diese Seuche trotz der über unser Land verhängten

Sperre von hüben und drüben ihren Weg nach Basel fand, wird nicht befremden, wenn man bedenkt, daß die Stadt neben den fremden Militärs, die sich tagsüber in ihren Mauern aufhalten durften, noch eine Menge von herumstreifenden Deserteurs und Emigranten barg.

Was die erstern betrifft, so desertierten damals viel mehr Kaiserliche als Franzosen. Es war das durchaus nicht etwa ein Zufall. Die Franzosen kämpften unter meist jugendlichen Generälen, die zum großen Teil aus der Truppe selbst hervorgegangen waren, für ihre Ideale: die neugeschaffene französische Freiheit und die „Gloire" der jungen Republik, und wußten, daß sie im Falle einer Desertion von den Eidgenossen nicht viel Gutes zu gewärtigen hätten, während die Kaiserlichen, deren Mentalität mit derjenigen der Eidgenossen viel mehr harmonierte, einer guten Aufnahme bei den Zuzügern in Basel meist sicher waren. Wenn Paul Schweizer in seiner Geschichte der Neutralität feststellt,[57]) daß die Internierung damals noch ganz ausgeschlossen gewesen, und die Deserteure kaltblütig ihrem Schicksal überlassen worden seien, so mag dieses Urteil im allgemeinen zutreffend sein. Immerhin ist zu beachten, daß in Basel im Schoße des XIII. Kollegiums die ganze Deserteur-Frage schon damals nach modernen Gesichtspunkten gewürdigt wurde. In mehreren Denkschriften und Gutachten wurde nämlich darauf aufmerksam gemacht, es sei wider die Menschlichkeit gehandelt, die Deserteure einfach in das entgegengesetzte Lager abzuschieben; man liefere sie dadurch mehr oder weniger auf die Schlachtbank; auch hätten die meisten unter ihnen jegliche Lust verloren, sich weiter am Kriege zu beteiligen. Diesen Elementen sollte daher ein Asyl im Kantonsgebiet bereitet werden. Es fehlte daher damals in Basel nicht an kleinen Versuchen, sie vorübergehend zu internieren. Allein als gegen Ende des Krieges die Desertionen sich immer mehr häuften, mußte dieser Standpunkt als undurchführbar wieder preisgegeben werden.

Mehr Schwierigkeiten als der Abtransport der Deserteure, die sich den getroffenen Anordnungen meist willig fügten, bereiteten unserm Gemeinwesen die zahlreichen damals in Basel herumschwärmenden französischen Emigranten. Eine peinliche Fremdenkontrolle erwies sich zu ihrer Abwehr schon bald nach Ausbruch der französischen Revolution, da die Emigranten in hellen Scharen über den Oberrhein zogen, als unerläßlich. Als trotzdem die Emigrantengefahr stets mehr überhand nahm, wurde zu Beginn des Jahres 1791 dekretiert, es sei bis auf weiteres verboten, Fremde ohne Einwilligung der Behörden in Privathäusern zu beherbergen. Was die Gasthöfe betrifft, durfte ein Fremder sich in denselben nur unangemeldet aufhalten, sofern er sich verpflichtete, innert drei Tagen wieder zu verschwinden. Wer seinen Aufenthalt über diesen Termin hinaus ausdehnen wollte, mußte um eine Art von Niederlassungsbewilligung bei den Behörden nachsuchen, und dabei erklären, was für Geschäfte er hier zu verrichten habe. Frauen und Kinder waren von dieser Kontrolle ausgenommen. Am 19. Dezember 1792 mußte nun diese Vorschrift dahin verschärft werden, schriftenlose Fremde, d. h. solche ohne jeglichen Paß, seien nicht länger als 24 Stunden zu dulden. Für die übrigen wurde die Frist von drei Tagen beibehalten. Trotzdem die Uebertretung dieser Vorschrift mit einer Buße bis auf 3 Mark Silber geahndet wurde, kam es oft zu Denunziationen und Beschwerden. Gegen die Verordnung handelten namentlich die Gastwirte zum Storchen, zum wilden Mann und zum Kopf: Richard Landerer, Walter Merian und Johann Ulrich Keller.[58]) Besonders Landerer besaß eine große Virtuosität darin, die Behörden über den Aufenthalt seiner Gäste zu täuschen. Er fertigte sie allerdings nach drei Tagen vorschriftsgemäß ab, aber nur, um sie bald hernach für ebenso lange wieder aufzunehmen, und dies dauerte gelegentlich, wenn keine Denunziation erfolgte, ad infinitum weiter. Landerer wurde in dieser Tätigkeit von seinem männlichen

Küchenpersonal, den beiden Franzosen Marion und Landry wacker unterstützt, zwei raffinierten Gesellen, die auch gelegentlich wegen Ausschwärzung von Schießpulver und Fälschung von Assignaten mit dem Strafgesetz in Konflikt gerieten. So erwiesen sich die bisher getroffenen Maßregeln in Bälde als völlig ungenügend. Im Januar 1794 wurden daher die Hauptleute der einzelnen Quartiere beauftragt, monatlich ein Verzeichnis der in den Privat- und Gasthäusern ihrer Quartiere anwesenden Fremden anzulegen und darüber dem Rate jeweilen Bericht zu erstatten. Allein auch das war ein Schlag ins Wasser; den eigentlichen Schelmen kam man durchaus nicht bei, aus dem einfachen Grunde, weil sie sich eben jeder Kontrolle gewandt zu entziehen wußten.

Einer dieser Sorte war z. B. der Emigrant Ch. de Champar aus Boulogne s. M., ehemaliger Hauptmann in holländischen Diensten. Champar trieb sich seit dem Jahre 1791 am Oberrhein herum; er hatte sich in die Condésche Armee anwerben lassen. Als nun sein Korps Ende 1792 im Schwarzwald Winterquartiere bezog, machte er sich heimlich davon, hauste bald im wilden Mann, bald im Storchen, bald auf dem landvögtlichen Schlosse zu Dornach beim Obervogt Joh. Gerber, besonders gerne aber auf demjenigen zu Homburg bei Landvogt Phil. Heinr. Gemuseus und seiner Familie. Ja, seine Spuren führen bis in die Westschweiz, nach Bern, Biel, Neuenburg und Aubonne. Er hielt sich nirgends länger als ein bis drei Tage auf. Als er dies im Sommer des Jahres 1794 unvorsichtigerweise einmal auf Homburg tat, wo es ihm die Frau Landvögtin, eine geborene Tacheron aus Moudon, angetan hatte, wurde die Sache in der Stadt sofort ruchbar. Er wurde nun verhaftet und in die Bärenhaut, ein Gefängnis im St. Alban Schwibbogen, gesteckt. Die Untersuchung ergab dann allerhand belastendes Material. Es stellte sich heraus, daß der Mann eine äußerst bewegte Vergangenheit hinter sich hatte und im geheimen in der Schweiz Mannschaft für sein Korps warb. Nach

langer Haft wurde er dann im Dezember 1794 ausgewiesen. Polizeileutenant Joh. Heinr. Zäslin mußte den Ausweisungsbefehl in eigener Person ausführen und ihn bis zum Bannstein am Grenzacherhorn im Wagen begleiten. Er erklärte nach seiner Rückkehr seinen Vorgesetzten, so lange er Polizeileutnant sei, sei ihm noch nie ein Befehl zugekommen, dem sich so viele Hindernisse in den Weg gestellt hätten. Champar ließ sich nun in Rheinfelden bei einer Baronesse v. Ferrette nieder. Madame Gemuseus und ihre Tochter Louise Emilie sahen diesen Emigranten ungern scheiden, während der Landvogt, übrigens ein sonderbarer Heiliger, der sich wegen unerlaubten Beherbergens von Fremden zu verantworten hatte, sehr befriedigt schien, den Mann los zu sein.[59])

Auch sonst trieben sich trotz den Werbungsverboten Werber aller Art in und um Basel herum. Neben der Propaganda für die stets soldatenhungrige „Prinzenarmee" bestand ihre Hauptaufgabe darin, gesinnungstüchtige Jungmannschaft für den englischen Dienst anzulocken. Ein solcher Werber, namens Crepinet, ist im Januar 1794 in Basel nachweisbar. Er logierte bei Kopfwirt Keller am Blumenplatz, verschwand aber sofort, als man ihm auf die Spur zu kommen drohte. Aehnlicher Art waren die Bestrebungen eines Séguier, eines François, eines Hirt, eines Baldené,[60]) sämtlich Offiziere der Condéschen Armee, die sich im Winter 1793/94 in Basel herumtrieben. Séguier, Flügeladjutant des Marquis d'Autichamps, — nach dem Urteile Bachers ein Intrigant und Taugenichts erster Ordnung — wurde schon am 23. November 1793 ausgewiesen.[61]) Hirt, ein Elsässer aus Kolmar, hielt sich meist im Wilden Mann auf und war Offizier in dem von Mirabeau-Tonneau befehligten Emigrantenkorps am Oberrhein. Hauptagenten Englands in Basel waren damals die schon genannten Werber Baldené und François aus Nancy.

Die Werbungen geschahen meist an der Peripherie

unserer Stadt. Am besten eigneten sich dazu die Wirtshäuser zum Grenzacherhorn und zum Neubad. Während sich beim Hornwirt Pfunder, wo ein Baron de Montreuil das Werbewesen persönlich leitete, die Agenten im ganzen ruhig und sittsam betrugen, ging es im Neubad gewöhnlich stürmischer zu. Hier suchten die englischen und Condéschen Werber öfters die Basler Handwerksgesellen, die dort gerne ihren Feierabend zubrachten, anzuwerben; oder es erschienen französische Soldaten aus dem benachbarten Allschwil, unter denen es mitunter solche gab, die den Lockungen dieser Werber nicht zu widerstehen vermochten. Ihre protestierenden Kameraden schlugen dann natürlich meist gewaltigen Lärm. Die Ehefrau des Unterbestäters J. J. Sixt, die damals einst zur Erholung im Neubad weilte, machte sich dieser unerquicklichen Dinge wegen schon nach wenigen Tagen wieder davon.

Man darf sich nicht darüber wundern, daß viele dieser unklaren Elemente, die, soweit sie nicht mit Werbeangelegenheiten zu tun hatten, sich meist in chronischer Geldverlegenheit befanden, einen schwungvollen Handel mit gefälschten Assignaten trieben. So wurde dem schon erwähnten Ch. de Champar unter andern Dingen nicht mit Unrecht vorgeworfen, eine Menge gefälschten Papiergeldes in den Verkehr gebracht zu haben. Bacher berichtete im Februar 1794 nach Paris, die größten Feinde der französischen Republik seien die Hungersnot und die falschen Assignaten.[62]) Er stand damals allerdings unter dem direkten Eindrucke schlechter Erfahrungen. Denn unmittelbar vorher waren einem französischen Emigranten, namens Besanceneau, für 26.000 Pfund gefälschtes französisches Papiergeld abgenommen worden. Besanceneau, der wider die Ordnung während längerer Zeit im Storchen sein Quartier besessen hatte, wurde nun sofort ausgewiesen.[63]) Man vermochte aber damit nicht zu verhindern, daß in den darauffolgenden Wochen und Monaten noch viele und zum Teil namhafte Betrügereien in Assignaten ausgeführt wurden. Diese un-

aufhörlichen Störungen auf dem Gebiete des Geld- und Wirtschaftswesens veranlaßten schließlich Bacher, in Paris beim Wohlfahrtsausschusse darauf zu dringen, einen besondern Beamten in Basel zur Kontrolle über den Assignatenverkehr einzusetzen. Der Wohlfahrtsausschuß entsprach nun Bachers Gesuch umgehend.[64]) Schon am 25. Februar 1794 erschien der bereits erwähnte[65]) „Bürger" Lottin als «vérificateur général des assignats» in Basel. Er schlug sein Quartier bei Joh. Erlacher im Drachen auf, wo auch die französische Gesandtschaft ihren Sitz hatte. Die Verifikation bestand nun darin, daß jeder Geschäftsmann, der Assignaten in Verkehr brachte, diese vorher bei Lottin einer amtlichen Kontrolle unterziehen lassen mußte. Es gelang Lottin in der Tat allmählich, das im Verkehr zirkulierende gefälschte Papiergeld auszuscheiden und die Zirkulation weiterer Falsifikate zu unterdrücken.

Alles, was den Emigranten und ihren Kreisen nahe stand, erfreute sich stets einer gastlichen Aufnahme in der Behausung der Peter Rippelschen Eheleute. Die Seele der Intrigen war die Ehefrau, Barbara Rippel, geb. Erzberger, wohnhaft an der Gerbergasse. Sie besaß zum Teil äußerst zweifelhafte Pensionäre, u. a. einen gewissen Widerspach, einen österreichischen Agenten im Dienste des k. k. Ministers v. Buol, von dem der in Blozheim kommandierende französische Generaladjutant Fontenay wissen wollte, sein Bestreben gehe dahin, im Sundgau die Gegenrevolution zu organisieren.[66]) Auch Baron de Montreuil war bei ihr vorübergehend im Quartier. Das Rippelsche Haus wurde mit der Zeit zu einem eigentlichen Nachrichtenvermittlungsbureau für die Emigranten. Die Eheleute waren zur Entgegennahme und Vermittlung von Nachrichten stets bereit. Erleichtert wurde ihnen diese Tätigkeit durch ihre vielfachen Beziehungen zum Elsaß. Der Umstand, daß der Name Rippel in Emigrantenkreisen sich allmählich eines gewissen Rufes erfreute, mag viel dazu beigetragen haben, daß ihr

Haus von herumschwärmenden Fremden stets gerne aufgesucht wurde, sei es als vorübergehende Zufluchtsstätte, sei es zur Entgegennahme von Mitteilungen über Verwandte und Bekannte. Die Anklage gegen die Rippelschen Eheleute lautete auf Handel mit falschen Assignaten, Entgegennahme und Abfertigung verdächtiger Korrespondenz von Emigranten an Emigranten; ja, sie wurden sogar beschuldigt, durch ihre Praktiken das bisherige gute Verhältnis zwischen der Schweiz und dem Nationalkonvente zu gefährden. Da sich nun Bacher und Barthélemy fortwährend über sie beklagten (letzterer in einem offiziellen Schreiben an die Häupter), wurden verschiedene Verhöre vorgenommen, aus denen sich folgendes Bild ergab: Madame Rippel versicherte stets von neuem, sie beherberge durchaus keine Fremden. Allein viele Emigranten würden bei ihr vorsprechen, um sich nach den Ihrigen zu erkundigen. Der Inhalt der von ihr ausgehenden Korrespondenzen sei über allem Zweifel erhaben; denn sonst würden diese schon längst beschlagnahmt worden sein, da ja bekanntlich alle Briefe nach und von Frankreich an der Grenze geöffnet würden. Sie nehme sich der Emigranten lediglich aus Mitleid an, und mache durchaus keinen Unterschied zwischen großen und kleinen Herren. Alle Sorten von Emigranten hätten daher zu ihr Vertrauen gefaßt.

Auf diese äußerst geschickte Rechtfertigung hin wurde nun ihre Korrespondenz, die man vor dem Verhör beschlagnahmt hatte, sofort wieder herausgegeben. Erst am 19. Oktober 1797, als das Belastungsmaterial gegen die Rippel — der Mann war inzwischen gestorben — sich in unzweideutiger Weise häufte, erhielt der französische Agent Mengaud vom Direktorium den Auftrag, ihre ganze Korrespondenz zu beschlagnahmen. Sie wurde nun als eine schamlose Intrigantin entlarvt, die mit den Häuptern der französischen Emigration in permanentem Briefwechsel sich befunden habe.[67])

Das Benehmen der Rippelschen Eheleute mag wohl vieles dazu beigetragen haben, daß die Fremdenkontrolle im Oktober 1794 ganz bedeutend verschärft wurde. Es bildete sich nun eine eigentliche Fremdenaufsichtskommission, welcher offene Hand gelassen wurde, „alles in bezug auf die Fremden und ihres hiesigen Aufenthaltes zu verfügen". Die sechsgliedrige Behörde setzte sich zusammen aus vier Klein- und zwei Großräten. Jedermann war gehalten, ihre Befehle und Verfügungen genau zu befolgen. Zu ihrem Sekretär wurde Licentiat Andreas Merian, der älteste Sohn des spätern Oberstzunftmeisters, ernannt, und zum Oberaufseher in den Gasthöfen der Musterschreiber Abraham Schilling.[68]) Diesem lag es ob, die Beschlüsse der Kommission zu vollstrecken. Durch diese Maßnahme wurde nun tatsächlich dem Eindringen unliebsamer Elemente etwas Einhalt geboten. Was die Kommission etwa noch versäumte, wurde in den beiden letzten Kriegsjahren durch die militärische Lage an unsern Grenzen, gewissermaßen also durch «forces majeures» nachgeholt. Im Hochsommer des Jahres 1795 plante z. B. die Armee des Herzogs von Condé einen Durchbruch durch Basler Gebiet nach Frankreich, und im Sommer des Jahres 1796 rückte die plötzliche Offensive Moreaus die Gefahr einer Invasion aufs neue in bedrohliche Nähe. Moreau wurde dann allerdings — eine Folge der unglücklichen Kämpfe der Maas-Sambre-Armee bei Amberg und Würzburg — zu einem schnellen Rückzuge gezwungen, und der groß angelegte Feldzug fand mit den Kämpfen um die Festung Hüningen einen für die Franzosen unrühmlichen Abschluß.

Condés Drohungen, die man vielfach bei uns auf das Drängen der Emigranten zurückführte, öffneten den Baslern über die Emigrantengefahr endlich die Augen. Selbst diejenigen Kreise, die ihnen bisher — allen Vorschriften zum Trotz — noch heimliche Aufnahme bereitet hatten, entzogen ihnen nun ihr Wohlwollen, so daß sie sich bei uns nicht mehr so behaglich fühlten. Die durch Moreaus Rückzug und durch

die Kanonaden von Hüningen geschaffene politische und militärische Lage Basels führte dann vollends Verhältnisse herbei, die fremden Elementen den Aufenthalt in unserer Stadt nicht immer ratsam erscheinen ließen. Ueberdies war die Direktorialregierung, die sich im Jahre 1795 konstituierte, anfangs den Emigranten gegenüber etwas toleranter als der abgetretene Nationalkonvent, so daß der Rückkehr einer Anzahl derselben keine Hindernisse in den Weg gelegt wurden. Erst als am 4. September 1797 — dem berüchtigten 18. Vendémiaire — die bisher gemäßigte Direktorialpolitik sich um ein bedeutendes nach links orientierte, trat die Emigrantengefahr vorübergehend wieder etwas in den Vordergrund. Denn die neue Regierung ging nun den zahlreichen, bisher in Frankreich geduldeten Royalisten scharf zu Leibe. Was sich nicht flüchten konnte, wurde unbarmherzig nach Cayenne deportiert. Vielen unter ihnen gelang es indessen, aufs neue in die Schweiz zu entkommen.

Die Schilderung dieser Ereignisse gehört aber nicht mehr in den Rahmen unserer Arbeit. Denn nur wenige Wochen nach diesem Umschwung, bevor diese neuen Emigrantenscharen bei uns Aufnahme fanden, kam am 17. Oktober 1797 zu Passariano bei Udine der aus Campo-Formio datierte Friede zwischen Frankreich und Oesterreich zustande, wodurch das blutige Ringen nach fünfeinhalbjähriger Dauer endlich abgeschlossen wurde.

Trotzdem man in der Eidgenossenschaft, namentlich in Basel, der Zukunft nun mit Erleichterung entgegensah, brachte dieser Friede unserm Lande keinen Segen, weder auf politischem, noch auf wirtschaftlichem Gebiete. Er brachte ihm vielmehr die Revolution und die bewaffnete Intervention des Auslandes!

Anmerkungen.

[1]) Das Material zu dieser Arbeit habe ich größtenteils dem Basler Staatsarchiv entnommen, und zwar aus den Faszikelserien Polit. Y 1 und Y 2. Ferner den Aktenbänden Polit. Y 11, Frankreich A 1 und A 11, 1, sowie den einschlägigen Ratsprotokollen. Einiges wenige stammt aus den Pariser Archiven. Wo auf gedruckte Literatur Bezug genommen ist, wird sie jeweilen angegeben.

[2]) Ein vor kurzem von Ed. de Marcère herausgegebenes Buch: La Prusse et la rive gauche du Rhin, le traité de Bâle 1794-1795 (Paris 1918), macht auf die großen Verdienste aufmerksam, die sich der in Basel residierende franz. Gesandtschaftssekretär Bacher um den Abschluß des Basler Friedens erworben hat. Der Verfasser hat die (zum Teil übrigens schon von Kaulek in den Papiers de Barthélemy publizierten) Korrespondenzen Bachers im Ministerium des Aeußern zu Paris benützt.

[3]) Hervorzuheben sind namentlich die von E. Schlumberger-Vischer publizierten interessanten „Beiträge zur Geschichte Basels in den 90er Jahren des 18. Jahrhunderts". Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde, Bd. 13, S. 205 ff. 1914.

[4]) Dierauer, Geschichte der Schweiz. Eidgenossenschaft, Bd. 4, S. 392. — Schweizer, Geschichte der Schweiz. Neutralität, S. 519.

[5]) Die ausschreibenden Fürsten des Schwäbischen Kreises waren der Herzog von Württemberg, der Bischof von Konstanz und der Markgraf von Baden. Das heißt in unserm Falle, Herzog Friedrich Eugen von Württemberg, Bischof Maximilian Christoph von Rodt zu Busmannshausen und Markgraf Karl-Friedrich von Baden. Das Direktorium führte Württemberg. Die Kreistage wurden gewöhnlich in Ulm abgehalten. (Ueber Näheres vergl. Langwerth v. Simmern: Die Kreisverfassung Maximilians I. und der Schwäbische Reichskreis. Heidelberg 1896.)

[6]) Der Malter war ein früheres deutsches Getreidemaß. Der Konstanzer Malter enthielt zirka 10 Sester oder 150 Liter.

[7]) Polit. Y 2, Bd. 12, Nr. 1735.

[8]) Klein-Ratsprotokoll vom 5. April 1794. Polit. Y 2, Bd. 40, 16. Februar 1796.

[9]) Ueber Theobald Bacher, einen aus dem Oberelsaß stammenden Diplomaten, der von 1793—1797 teils als premier secrétaire interprète de la légation française, teils als chargé d'affaires in Basel fungierte, vergl. Otto Friedr., Theobald Bacher, ein Elsässischer Diplomat im Dienste Frankreichs (1748—1813). Straßburger Beiträge zur neueren Geschichte, 3. Bd., 1. Heft.

[10]) Kaulek, Papiers de Barthélemy, Bd. 3, SS. 223 u. 254, Nr. 428.

[11]) Aulard, Recueil des Actes du Comité de salut public, Bd. 2, SS. 292—293.

12) Die seit dem Jahre 1719 bestehende Fruchtkammer besorgte den obrigkeitlichen Fruchthandel. Sie bestand aus 8 Mitgliedern. Vergl. über die obrigkeitliche Brotanstalt: Freivogel, L., Stadt und Landschaft Basel in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Basler Jahrbuch 1899, SS. 238—239.

13) Der Neuthaler, dem franz. 6-Liverthaler entsprechend, galt 2 Gulden 40 Kreuzer; oder 40 Batzen. (Ochs, Geschichte von Basel, Bd. 8, S. 65.)

14) Kleinratsprotokoll vom 26. April 1794.

15) Staatsarchiv Basel, Mandata II, IV. 1771—1797. Publikation betr. den obrigkeitlichen Frucht- und Brotverkauf vom 19. Dezember 1795.

16) Schlumberger-Vischer, a. a. O. S. 223.

17) Die Haushaltung, ein zwölfgliedriges Kollegium, worunter sich drei Mitglieder des Kleinen Rates befanden, war die oberste Behörde in Finanzsachen. (Vergl. Freivogel, a. a. O. S. 232.)

18) Die Deputierten ad aerarium (zum gemeinen Gut) wurden der Haushaltung zur Prüfung des Staatshaushaltes an die Seite gestellt. (Vergl. Freivogel, a. a. O. S. 233.)

19) Die drei Kleinräte, die der Haushaltung vorstanden, wurden auch Dreierherren genannt.

20) Staatsarchiv Basel, Mandata II, IV, 1771—1797. Publikation wegen Standesanleihen. Polit. Y 2, Bde. 32 und 34, Nr. 4502 und 4742.

21) Staatsarchiv Basel, Mandata II, IV, 1771—1797. Kundmachung betr. Klee- und Erdäpfelbau in den Zelgen und der Brache und betr. den Fruchtbau vom 9. Mai und 24. Weinmonat 1792, 12. Hornung 1794, 7. und 17. Jenner 1795.

22) Polit. Y 2, Bd. 26, Nr. 3531.

23) Staatsarchiv Basel, Mandata II, IV, 1771—1797.

24) Die den Markt beaufsichtigenden Behörden. Sie hatten den Vorkauf zu verhindern und den Bezug der Marktgebühren zu überwachen.

25) Polit. Y 2, Bd. 40, April 1796. Y 2, Bd. 34, Nr. 4725.

26) Polit. Y 2, Bd. 40, a. a. O.

27) Polit. Y 2, Bd. 40, April 1796. Dreizehner Ratsprotokoll vom 15. Mai 1794.

28) Polit. Y 2, Bd. 8, Nr. 1033 und 1034.

29) Polit. Y 2, Bd. 39.

30) Polit. Y 2, Bd. 30, Nr. 4272—4274. Staatsarchiv Basel, Mandata II, IV, 1771—1797. Kundmachung betr. Sparsamkeit an Brot vom 10. Jenner 1795.

31) Vergl. das oben erwähnte Mandat vom 10. Jenner 1795.

32) Polit. Y 2, Bd. 6, Nr. 697 a, 745 a; Bd. 8, Nr. 991; Bd. 16, Nr. 2162, 2178. — Bronner, Der Durchzug der Kaiserlichen im Jahre 1791 und die Neutralität Basels während des ersten Koalitionskrieges 1792—1799, SS. 69—70.

[33]) Baslerische Mandate XI, IX, 1788—1815. Kundmachung wegen nötigen Sicherheitsanstalten vom 29. Juli 1793.

[34]) Vergl. darüber: Kaulek, Papiers de Barth., Bd. 3, SS. 65—66, 79—80, 88. — Ochs, Geschichte von Basel, Bd. 8, S. 163. — Bronner, a. a. O. S. 96—97.

[35]) Vergl. die eben erwähnte Publikation. Ueber den Ausbau der Verteidigungsanstalten. Bronner, a. a. O. SS. 96 ff.

[36]) Graf Cajetan von Lichtenberg, Generalmajor und Ritter des Maria Theresia-Ordens, kommandierte damals die österreichischen Streitkräfte am Oberrhein.

[37]) Polit. Y 2, Bd. 8, Nr. 1014; Bd. 9, Nr 1158 und 1214.

[38]) Polit. Y 2, Bd. 30, Nr. 4266 und 4278.

[39]) Fauche-Borel, Mémoires, Bd. 1, S. 123. — Vergl. auch Polit. Y 2, Bd. 16, Nr. 2288—2290, wo sich auch ein Exemplar dieses messager boiteux befindet.

[40]) Polit. Y 11. Bacher an Bürgermeister Peter Burckhardt. 28. Oktober 1793.

[41]) Kaulek, Papiers de Barth., Bd. 3, S. 317.

[42]) Ueber Bridel vergl.: Vulliemin, Louis, Le doyen Bridel, Lausanne 1855.

[43]) Ein verwegener (leider nicht näher zu ermittelnder) lügenhafter Zeitungsschreiber und Freiheits- und Gleichheitsprediger zu Straßburg.

[44]) D. h. zu Basel vor dem Rathause, wo sonst dergleichen Schmäh- und Lästerschriften gewöhnlich verbrannt wurden, dieses Blatt aber damals toleriert wurde.

[45]) Polit. Y 2, Bd. 15, Nr. 2051 a. In derselben Druckschrift befindet sich noch eine „Ode auf die herrlichen Siege seiner Durchlaucht des Prinzen von Sachsen-Coburg, k. k. Generalissimus“, in zehn Strophen.

[46]) Polit. Y 2, Bd. 15, Nr. 2051 und 2095.

[47]) Polit. Y 2, Bd. 29, Nr. 3880.

[48]) Ochs, Geschichte der Stadt und Landschaft Basel, Bd. 8, S. 153.

[49]) Polit. Y 2, Bd. 6, Nr. 673 und 674. — Bronner, a. a. O., S. 70.

[50]) Polit. Y 11, Bacher an Bürgermeister Peter Burckhardt. 13. Februar 1794.

[51]) Polit. Y 2, Bd. 9, Nr. 1237.

[52]) Polit. Y 11, Bacher an Bürgermeister P. Burckhardt. 3. Januar 1794.

[53]) Vergl. Bronner, a. a. O. S. 53—54.

[54]) Polit. Y 2, Bd. 8, Nr. 1006, 1053—1054.

[55]) Polit. Y 2, Bd. 14, Nr. 1924, 1958, 1975; Bd. 15, Nr. 2086; Bd. 16, Nr. 2284, 2308.

[56]) Staatsarchiv Basel, Mandata. XI, IX, 1788—1815. Unterricht, wie man sich wegen der roten Ruhr zu verhalten habe.

[57]) Schweizer, Geschichte der Schweizerischen Neutralität, S. 523.
[58]) Polit. Y 2, Bd. 9, Nr. 1260, 1268.
[59]) Polit. Y 2, Bde. 29 und 30.
[60]) Ueber Baldené und Francois vergl. Bourcart, Ch., Wickham in seinen Beziehungen zu Basel. Basler Zeitschr. für Geschichte und Altertumskunde, Bd. 7, SS. 21, 26, 40, 45.
[61]) Paris. Archives nationales, Suisse. A F III, 81.— Bacher. an Hérault de Séchelles. 24. November 1793.
[62]) Bacher an Deforgues. 3. Februar 1794.
[63]) Polit. Y 11, Bacher an Bürgermeister P. Burckhardt. Januar/Februar 1794.
[64]) Siehe den Beschluß bei Kaulek, Papiers de Barth., Bd. 3, S. 371, Nr. 692.
[65]) Siehe Seite 28.
[66]) Frankreich A 11. 1. September 1793.
[67]) Polit. Y 2, Bd. 45. Frankreich A 11, 1. Paris A. Nat. Suisse A F III, 83.
[68]) Polit. Y 2, Bd. 27, Nr. 3757.

Biographische Beiträge zur Basler Musikgeschichte.

Von E. Refardt.

Die Entwicklung der Musik in Basel im allgemeinen ist in der grundlegenden Quellenstudie Karl Nefs dargestellt worden. Außer ihr besitzen wir desselben Verfassers Arbeiten über die Musik an der Basler Universität und über die Sarasinsche Musikbibliothek, dann die Schilderungen des Collegium musicum und der Konzertgesellschaft von Wölfflin und Meyer, und Bernoullis Aufsatz über Rachel; die neuere Zeit hat Merian behandelt. Diese Schriften sind im Nachstehenden zu Rate gezogen worden; daneben aber habe ich mich bemüht, überall auf die ungedruckten Quellen selbst zurückzugreifen. Auch schien es mir angemessen, diese in Akten und Protokollen vielfach zerstreuten Angaben im Gegensatz zu den genannten Publikationen einmal nicht nach den musikalischen Institutionen Basels, sondern um die Namen einiger Männer zu gruppieren, indem ich hoffte, damit sowohl ein Bild der von diesen vertretenen Zeit als auch die meist noch fehlenden biographischen Schilderungen geben zu können.

1. Magister Johann Jakob Pfaff. 1658-1729.[1])

Johann Jakob Pfaff, der Sohn des Kantors und Präzeptors zu St. Leonhard Johannes Pfaff und seiner Gemahlin Elisabeth Zenoin, ist in Basel am 29. Juli 1658 geboren. Er war verheiratet mit Crischona Henricpetri aus Mülhausen; von seinen Söhnen seien genannt Adam, Rektor

in Mülhausen, und Emanuel, Organist an der Peterskirche in Basel (1701—1755). Im Jahre 1692 wurde Johann Jakob Pfaff, nachdem er einige Jahre in Mülhausen Organist gewesen war, an das Basler Gymnasium als Lehrer für Gesang und alte Sprachen berufen, gleichzeitig übernahm er auch die Stelle eines Kantors zu St. Peter. Bald darauf übertrug ihm das Deputatenamt die Leitung eines von der Universität ins Leben gerufenen Collegium musicum für die „jungen und angehenden Studiosi, besonders aber die im Collegio befindlichen Alumni", zu dem auch Gymnasiasten Zutritt hatten. Dies Collegium hatte aber keine lange Dauer; nicht daß von Anfang an Interesse und Freudigkeit gefehlt hätten, auch ging es bei den Uebungen wohl nicht allzu steif her. So schreibt Pfaff einmal der Regierung: „Hält das sämtliche Collegium musicum bey unsern hochgeachteten H. Deputaten bittlich an, daß sie nach ihrer gewohnten Liberalität demselbigen nach gehaltener Music wollten ein Trünklein verschaffen, domit die heiseren Stimmen um etwas wieder zurecht gebracht würden." Allein nachdem schon 1693 die Alumnen vom Deputatenamte hatten zu besserem Fleiße ermahnt werden müssen, löste sich nach einiger Zeit das Collegium auf; es scheint, daß die Studenten es peinlich fanden, in Gegenwart der Gymnasiasten ihre ungenügenden Fähigkeiten produzieren zu müssen, wie denn schon früher ein Vorhang angeschafft worden war, um die Sänger vor allfälligen Zuhörern nicht allzu sehr bloßzustellen. Doch hören wir, daß noch 1726 Pfaff ein ähnliches Collegium leitete oder einzurichten plante, an welchem auf Wunsch der Regenz auch Alumnen teilnehmen sollten; es war das aber ohne Zweifel nicht mehr die frühere Gesellschaft. Im Jahre 1709 nämlich wurde Pfaff Universitätsmusiker und Münsterorganist, während Dietrich Schwab, der Direktor des bürgerlichen Collegium musicum, Pfaffs frühere Tätigkeit als Cantor zu St. Peter und später auch die Leitung der Gesangübungen der Alumnen und

Gymnasiasten übernahm. Schwab war Pfaffs Konkurrent bei der Wahl zum Universitätsmusiker gewesen, die Regenz hatte ausdrücklich auf ihn hingewiesen und gesagt, daß die Stelle jemanden erfordere, „der sowohl in der Kunst die Orgel zu schlagen, als auch in der Weis selbige, sonderlich aber die Singkunst zu lehren, excellieret, und also diese so schöne Wissenschaft wiederumb in Stand bringen möchte, deßgleichen wir aber unter der hiesigen Bürgerschaft keinen gefunden." Trotz dieser scharfen Bemerkung wählte die Regierung Pfaff und nicht Schwab, der ihr als Ausländer und Lutheraner nicht genehm war. Daß in dieser neuen Stellung Pfaff dem Gymnasium nicht ganz entfremdet wurde, zeigt uns seine Amtsordnung, wie sie von der Regenz festgesetzt worden war und für das ganze 18. Jahrhundert in Geltung blieb:

1. Alle Donnerstag und Samstag, ohne einige Ferien, es sei denn, daß auf einen solchen Tag ein Fest einfalle, in dem Obern Collegio in dem Refectorio jedesmal von 1 bis 2 Uhr in der Vocal und Instrumental Music den Studiosis einen gründlichen Unterricht erteilen.

2. Alle Fest-, Sonn- und Dienstage vor und nach den Predigten, die Kinderlehren ausgenommen, wie auch bei den Betstunden, Vorbereitungs- und Communionpredigten, auch sobald man es nötig finden wird, in der Charwoche, die Orgel des Münsters schlagen und das Gesang befördern helfen.

3. Bei den Schulpromotionen gemeldte Orgel schlagen, wie auch bei andern solennen Promotionen und Introductionen die gewöhnliche Music bestellen und selbst dabei behilflich sein.

4. In dem Gymnasio wenigstens wöchentlich einmal bei den exercitiis musicis die Aufsicht haben und zusehen, daß eine Gleichförmigkeit in dem Lehren beobachtet, die Knaben wohl unterrichtet und auf das Kirchengesang recht zubereitet werden.

5. Die Festmusiken fleißig halten.

6. Alle Fronfasten vor der Regenz erscheinen und seiner versehenen Pflichten halber Red und Antwort geben.

Mit der „gewöhnlichen Music“ sind die seit dem 17. Jahrhundert bekannten Zinken- und Posaunenbläser gemeint, die im Solde der Stadt den Kirchengesang begleiteten und wie die alten Stadtpfeifereien morgens und abends geistliche Lieder vom Turme bliesen. Die „Fest- oder solennen Musiken“, bei denen auch Gesangsmusik zur Aufführung gelangte, fanden im Münster und in andern Kirchen statt; bekannt sind namentlich die Schwörtagsmusiken zu St. Peter.

Es scheint, daß Pfaff den Anforderungen, die das Amt eines Münsterorganisten und Universitätsmusikers an ihn stellte, gewachsen war, trotz den anfänglichen Bedenken seiner vorgesetzten Behörde, denn er hat es noch zwanzig Jahre hindurch verwaltet. Am 17. Juli 1729 ist er gestorben.

Von Pfaffs Kompositionen ist uns noch einiges erhalten, nämlich in dem Liederbuche „Geistliche Seelenmusik“, das in St. Gallen, erstmals im Jahre 1682 erschienen ist. Ueber dieses Sammelwerk, das zur Benutzung in Liebhaberkreisen, nicht etwa für den Gottesdienst, bestimmt war, hat Th. Goldschmid in seiner Publikation „Schweizerische Gesangbücher früherer Zeiten“ Mitteilungen gemacht; wir erfahren daraus, daß die Herausgeber verschiedene frühere und zeitgenössische Autoren benützten. Von der vierten Auflage (1705) an treffen wir im Autorenverzeichnis Jakob Pfaff an, und zwar mit „Neuen Melodeyen über des Dilherren Gesänge“, das heißt mit neuen vierstimmigen Tonsätzen zu geistlichen Liedern eines frühern Sammelwerks, gleichfalls „Seelenmusik“ betitelt, das Johann Michel Dilherr und Sigismund Theophil Stade 1644 in Nürnberg herausgegeben hatten. Der Herausgeber der St. Galler „Seelenmusik“ mag die Dilherr-Stadeschen Sätze seiner frühern Auflagen als veraltet angesehen haben, weswegen er sich durch Pfaff neue liefern ließ. Wie Pfaff und der

St. Galler Verleger zusammengekommen sind, wissen wir nicht, immerhin darf man aus dem Auftrage schließen, daß Pfaff als Musiker einen bekannten Namen hatte. Goldschmid erteilt diesen Sätzen im ganzen das Zeugnis, sie seien unter keinen Umständen besser als die durch sie verdrängten Dilherrschen. In der Tat sind diese in die folgenden Auflagen der „Seelenmusik" neben den Pfaffschen wieder aufgenommen werden. — Außer den Chorliedern hat Pfaff zu dem genannten Sammelwerk eine größere Komposition beigesteuert, nämlich „Etliche Stuck über das Hohe Lied Salomonis"; es sind dies sechs (in der fünften Auflage zwölf) drei- oder vierstimmige Chöre mit Orgelbegleitung, zu der dann und wann zwei Violinen treten. Pfaffs „Hohes Lied" charakterisiert sich durch ein unbekümmert frohes, sorgloses Musizieren, mit Freude an schönen Klängen und Tonmalereien, freilich auch durch eine oft recht steife Deklamation des Textes. — Endlich finden sich in der „Seelenmusik" einige einstimmige Lieder von Pfaff, kleine einstrophige Gesänge mit bezifferter Baßbegleitung; sie unterscheiden sich im allgemeinen von seinen Chorkompositionen vorteilhaft durch inniges Empfinden und etwas spröden, aber lebhaften Ausdruck.[2])

2. Johannes Thommen. 1711-1783.[3])

Ein weiterer musikalischer Kirchenbeamter tritt uns in dem Kantor zu St. Peter, Johannes Thommen, entgegen. Er war, als ältestes von acht Geschwistern, der Sohn des Kaufschneiders Niklaus Thommen von Basel und seiner Ehefrau Maria Salathe. Thommen wurde geboren am 6. Januar 1711. Er wird wohl bei seinem Vater gearbeitet haben, denn wir finden ihn später selbst als Schneider und Inhaber einer Wachstuchfabrik. Doch gab er sich damit nicht zufrieden, sondern wurde 1737 Vikar des Kantors zu St. Peter. Die Musikliebe ist nicht nur bei ihm

allein in der Familie aufgetreten, sein um 16 Jahre jüngerer Bruder Franz, dem er Unterricht erteilt hatte, wurde später Organist zu St. Leonhard († 1805). Im Jahre 1738 wurde Johannes Thommen zum Kantor bei St. Peter gewählt. Wir wollen hier gleich noch einige persönliche Daten beifügen: Thommen vermählte sich 1751 mit Anna Katharina Passavant aus Basel, wurde 1765 Mitglied des Großen und 1778 des Kleinen Rates, und starb 1783 (beerdigt 7. Februar zu St. Peter). Seine Witwe folgte ihm 1798; die Ehe war kinderlos. Thommen hat in der Fröschgasse, der heutigen Schützenmattstraße gewohnt.

1738 also sah sich Thommen als Inhaber des Kantorats an der Peterskirche. Die Wahl hatte er dem Umstande zuzuschreiben, daß die Regenz „aus Mangel mehrerer tüchtiger Subjekte" nicht auswählen, das heißt, nicht das Los entscheiden lassen konnte und Thommen annehmen mußte. Dieses Kantorat wäre ein Amt gewesen, das seinem Inhaber zweifellos genügend Muße zu weiterer musikalischer Betätigung gelassen hätte, wenn Thommen nach solcher strebte, aber es waren damit noch andere Pflichten verbunden, als nur die des Vorsingens im Gottesdienste.

„Solle gehalten sein", heißt es in der Ordnung von 1727, „alle Wochen die Knaben ohnentgeltlich 2 Stunden zu versammeln und im Singen zu exercieren." Es scheint, daß dies das Gefängnis war, worin Thommen allmählich erstickte. Nicht etwa der Unterricht als solcher, denn anscheinend ist Thommen nicht nur ein begeisterter, sondern auch ein befähigter Lehrer gewesen, aber der Unterricht an Unmusikalischen, also der von vornherein aussichtslose Unterricht. So hat sich denn Thommen wiederholt geweigert, diesen Unterricht fortzuführen, wo er nur immer glaubte einen Rechtsanspruch geltend machen zu können, z. B. bei Vergleichung seiner Besoldung mit derjenigen von Kollegen. Er äußert sich einmal folgendermaßen: einen zweistündigen Unterricht für diejenigen Knaben, die Lust und Fähigkeiten hätten, besorge

er regelmäßig nach Vorschrift, „denn einem wohlgesinnten Vorsinger ist nötig, teils zu ordentlicher Erhaltung des Kirchengesanges, teils auch zu seiner selbsteigenen Erleichterung, etliche tüchtige Knaben bei sich zu haben, damit er sich erholen könne; und wie wollte ich im Stande seyn, bei besonderen Anlässen und zahlreicher Kirchenversammlung schwäre musikalische Stücke in schönster Ordnung von Zeit zu Zeit hören zu lassen, wenn solche Knaben nicht bey mir besondern Unterricht empfiengen." Das Dekanat als begutachtende Behörde hielt zwar den allgemeinen Singunterricht in der Schule doch auch für nötig, empfahl aber eine Besoldungserhöhung als Tröstung; die Regierung lehnte ab. — Wir sehen hier gleichzeitig den einen praktischen Zweck des Gesangunterrichts, den Thommen auch zeitlebens fest im Auge behielt, und der jener Zeit überhaupt der wichtigste, wenn nicht der einzige war, die Hebung des gottesdienstlichen Gesanges.

Im Jahre 1745 gelangte Thommen an die Regierung. Wir sehen aus seiner Eingabe, daß er neben dem allgemeinen Unterricht sich einen Elitechor gebildet hat von 40—50 Knaben und Mädchen, eben zur Stärkung des Kirchengesanges, und daß er jetzt wünscht, es möchte ihm, da die kleine Schar anwächst, ein Uebungslokal eingeräumt werden. Seine Eingabe bietet so viel des kulturgeschichtlich Interessanten, daß wir sie stückweise selbst hören wollen. „Höchstderoselben ist am besten bekannt, wie notwendig unserer Stadt und Landschaft erfahrene Sänger sind, nicht nur derer, welche einer ganzen Gemeinde darin vorstehen sollen, sondern auch der Glieder einer Kirche, als durch welche eine gute Ordnung unterhalten und das Zusammenstimmen beobachtet, mithin durch gute Harmonie die Andacht erweckt und der Name Gottes verherrlicht wird, wo im Gegenteil ein ungestimmtes, ohnabgesetztes Gesang dem Gottesdienst mehr hinderlich ist. Solche unordentliche Kirchengesäng werden viele in der Nähe unserer Landschaft angetroffen, kommt

hauptsächlich daher, weilen die Schulmeister erst nach bezogenem Schuldienst die Vocalmusic zu lehren (d. h. lernen) suchen, da dann ohnmöglich, in einem solchen Alter in so kurtzer Zeit ihnen das erforderliche Wissen und Ueben beyzubringen. Daß es in der Schul auf Burg schläfrig mit der Singinformation gehe, merke ich daraus, weillen die meisten Knaben, welche zu meinem Behuf das Kirchengesang führen helfen sollten, keiner Noten den Namen zu geben wissen, woraus mir öfter mehr Müh erwachst, sie, als die Gemeinde, in Ordnung zu halten, hertzlich wünschend, ihrer los zu seyn . . . Aus diesen und dergleichen Singschulen, Gnädige Herren, ist sich keine Hoffnung zu machen, nur einen Landschulmeister, will geschweigen einen Cantor für eine große Gemeinde, wie in unserer Stadt, herauszuziehen . . . maßen da nur kürtzlich und überhaupt (d. h. obenhin) die Singkunst berührt wird. Es findet sich nicht einer, Gnädige Herren, (außert derer welche schon in Aemtern stehen), welchen das Kirchengesang nur eines leichten Psalmens anzuvertrauen wäre, welche Probe ich etwa gemacht, da ich wider meinen Willen meinem Amt nicht warten konnte. Was würde sich dann ergeben, Gnädige Herren, wenn Einer zu sterben käme . . . Ich bin vor 2 Jahren gleichsam genötigt worden, mein Handwerck (die Schneiderei, denn die Wachstuchfabrik besaß er noch 1762) auf die Seite zu legen, Scholaren anzunehmen . . . (und habe auch) nicht nur eine große Anzahl Kinder beiderlei Geschlechts sondern auch erwachsene, gestandene Leut zu einer ziemlichen Wissenschaft und Ausübung in der Singkunst gebracht." Wenn ihm nun ein Plätzlein, d. h. ein Uebungslokal verstattet werde, will er auch „solche, welche etwa vor andern das erfordetliche Talent eines Cantors besitzen, auf solche in besonderer Stund besonderen Fleiß legen, selbige fleißig neben mir in der Kirche gebrauchen, ja selbsten in Bättstunden sie neben mir vorsingen machen, damit ihnen die Forchsamkeit benommen und allgemach zu Cantorn bereitet werden."

Die Verfügung der Regierung lautete: „Soll mit ihme auf ein Jahr lang eine Prob gemacht werden." — Nach Verlauf eines Jahres kommt die Bitte um Remuneration angesichts des gemeinnützigen Zweckes: „dann einmal ausgemacht, daß keine Information Fatiguen halber derer (d. h. dem Singunterricht) zu vergleichen" sei er nicht genügend besoldet. „Ueberdies erfordert diese Information, nach der Lehrjünger ungleicher Disposition, ein fleißiges Nachsinnen, was diesem oder jenem Discipel in dieser Kunst förderlich wäre, es erfordert eine fleißige Selbstübung, es erfordert besondere Ausgaben, seine Stimme beyzubehalten, Ausgaben, gute Bücher und Autoren sich anzuschaffen." Dagegen sagt Thommen zu, er würde auch Anlaß nehmen, „ältere Studenten oder auch Magistros in besonderen Stunden zu Cantorn anzuhalten, damit nicht wider ihr jüngst begehrtes Recht man künftig genötigt wäre, von Handwerkszünften Vorsinger zu bestellen."

Die Regierung erzeigte sich diesmal günstig, ließ aber sonderbarerweise die Remuneration von einer Ermahnung zu fernerem Fleiß begleiten. Nun unterrichtete Thommen weiter und konnte nach drei Jahren von 137 Knaben und 93 Töchtern melden, die aus der ganzen Stadt zu seinem Unterricht gekommen waren. Er hat damals auch einen „Auszug der Katechismuslieder des neuen Gesangbüchleins" publiziert (Basel, 1748) mit einfachen vierstimmigen Sätzen zu Kirchenliedern und Psalmen. Im Vorwort lesen wir, daß das Fehlen eines systematischen Gesangunterrichtes zum Teil darauf zurückzuführen sei, „dieweil viele Eltern die auf die Erlernung der edlen Singkunst zu verwendenden Kösten nicht haben anwenden wollen. Diesem nun vorzubiegen ist man auf den Gedanken geraten, teils die Unterweisung in dem Singen um einen sehr geringen Preis, ja auch gar umsonst zu geben, teils aber auch denen Lernenden zu ihrer Uebung gegenwärtige kleine Sammlung um einen geringen Preis anzuschaffen."

Es war also meist ein Gratisunterricht. „Es wäre eine pure Unmöglichkeit, die Vocal Music bei uns einzuführen, wenn von denen meisten nur ein kleines Stundengeld eingefordert würde. Höchstderoselben ist am besten bekannt, wie schwer es zugeht, wenn in gottesdienstlichen Dingen etwas verwendet werden soll, ohngeachtet die Singkunst von männiglich geliebt wird." Nun (1748) bittet Thommen wieder um Remuneration, da ja die früher gewährte keine fixe Nebeneinnahme bedeutete, „damit ich mich nicht, ohne einmal recht froh zu werden, kränklich arbeite oder gar einem zeitlichen Tod ausgesetzt werde. Ich bitte aber auch für meine so fleißigen und gehorsamen Lehrjünger, daß ich sie nicht nach einem wohlgegründeten Anfange aus Nothdurft zu verlassen ... genötigt werde. Eine solche Gnadenbelohnung begehre ich aber nicht, daß ich mir bessere Tag zu verschaffen trachte, sondern nur allein, damit ich in Stand gesetzt würde, oben gedachten 230 Kindern mit mehreren Stunden und hiemit mit größerem Nutzen abzuwarten."

Die Remuneration erfolgte; sie betrug nicht ganz die Hälfte des vor drei Jahren verabfolgten (15 Pfund). Thommen hat sich noch mehrfach in den folgenden Jahren an die Behörde gewandt, soviel ich sehe, immer vergeblich, es blieb beim allgemeinen Schulunterricht, seine weiteren Bestrebungen fanden keinen Anklang, obschon er von einer Zürcher Reise melden konnte, mit welchem Erfolge dort auf ähnlichem Gebiete der Gottesdienst verschönert werde.

Einmal, 1755, hat Thommen auch sein Amt abgeben und Organist an der Peterskirche werden wollen. Gewählt wurde ein anderer.

Endlich, als Sechzigjähriger, rafft sich Thommen noch einmal auf und gelangt mit einem umfassenderen Vorschlage an die Regierung. Wir müssen daraus schließen, daß er seinen Lieblingsplan eines Elitenunterrichts seit langem hatte aufgeben müssen. Er glaubt nun nicht mehr, daß der Mißerfolg darin liege, daß die Lehrer nichts taugen. „Innert

den 33 Jahren meines Cantorats habe ich die beständige Beobachtung gemacht, daß der Verfall des Kirchengesanges eigentlich von der Abneigung der Jugend zu der Vocal Music herrühre, es ist nicht der Mangel des Unterrichts, welcher diese Abneigung verursacht; aber gesetzt, man könnte bey der Jugend eine gewisse Nacheiferung erwecken und solche mit einem getreuen Unterricht verbinden, so würde dieser von einer bessern Würkung sein, und man könnte solcher Abneigung begegnen; wenigstens darf ich mir schmeicheln, davon nicht ohne Nutzen Proben abgelegt zu haben. Gesetzt nun, man täte die Mitwirkung in der Vocal Music lediglich auf die richtige Absingung der Psalmen und geistlichen Lieder einschränken, man täte die lernende Jugend nicht nach den Schulen oder nach dem Alter, sondern nach den Fähigkeiten einteilen, allgemeine Singstunden und nicht Schulstunden anstellen; die bereits in der Kunst stärkeren von den schwächeren in eine höhere Ordnung absondern; die Ordnung selbsten nach denen 4 Stimmen erteilen; die Töchter von dem Unterrichte nicht ausschließen, auch erwachsenen Personen Gelegenheit an die Hand geben, ihre bereits erlangten Kenntnisse und Fertigkeit durch Uebungen zu unterhalten und zu vermehren: würde man nicht hoffen können, die Absichten zu einem verbesserten Gesang zu erreichen und in kurzem ein dem öffentlichen Gottesdienste gemäßes Opfer in dem Hause des Herrn damit abzulegen?"

Auf die weiteren Detailvorschläge brauchen wir hier nicht einzutreten; man sieht, daß es sich um ein großzügiges, völlig moderne Formen verwirklichendes Programm handelt. Aber Thommen hat nichts damit erreicht; die Regierung hat ihm, soviel ich sehe, nicht einmal geantwortet. Sie hatte zwar ein Gutachten vom Collegium musicum verlangt, aber dieses fiel für Thommen ungünstig aus. Thommen spreche von seinen Erfolgen. „Man sollte es zwar in einer so langen Zeit hoffen dörffen, doch aber ist uns solches bisher verborgen geblieben." Es sei zwar nicht Schuld des Col-

legiums, daß man bis dahin keinen geeignetern Singlehrer gefunden habe, immerhin halte man mit Ueberzeugung dafür, „daß sich unter E. Burgerschaft solche finden, die Thommen überlegen wären". Man kann nur bedauern, daß das Collegium nicht die Mängel des Thommenschen Unterrichts deutlich nennt; es scheint fast, als ob eine persönliche Mißstimmung den Ausschlag gegeben hat.

Zuletzt aber kam noch ein Trost, ein neues Amt und ein neuer Titel. Die Regenz ernannte Thommen zum Inspektor zu St. Peter. Wir wollen aber doch vorsichtiger Weise einen Blick tun in das Aktenstück, das diese Stellung umschreibt.

„1. Solle der Inspector einen solchen Platz auf der Orgel einnehmen welcher tauglich, die seiner Inspection anvertrauten Knaben im Gesicht zu haben (es handelt sich um die Gymnasiasten der Petersgemeinde, die den dortigen Lehrern nicht unterstanden).

2. Solle er die Knaben, welche einigen Gebrauch ihrer Vernunft haben, im Sommer ordentlich in die Schul führen, diejenigen welche nicht in der Predigt gewesen, notieren und in dem Gymnasio angeben, die gegenwärtigen aber über die angehörte Predigt catechisieren.

3. Insonderheit aber auch ein aufmerksames Aug haben über dasjenige was auf dem Petersplatze während der Predigt verübt wird, und wenn etwas ihme hinterbracht worden, solches dem Praeceptori in dem Gymnasio anzeigen und acht haben, ob und wie der Knab abgestraft worden und auf Verweigerung der Züchtigung solches dem Rectori zu Handen E. E. Regenz anzeigen."

Aber nicht mit diesem Mißklang, sondern mit etwas Erfreulicherem dürfen wir schließen. Im Jahre 1745 hat Thommen unter dem Titel „Erbaulicher Musicalischer Christenschatz" ein Gesangbuch herausgegeben, das in der Hauptsache die Gedichte des früher in Basel erschienenen „Christenschatzes" von d'Annone und

diejenigen des Herrnhuterkreises, namentlich die sogenannten „Cöthnischen Lieder" enthält. Im Gegensatz zu diesen Sammlungen ist Thommens Christenschatz mit Noten versehen, und zwar mit Melodien für ein- und mehrstimmige Lieder mit beziffertem Baß, also Orgelbegleitung. Thommens nächstes Vorbild, außer dem Schemellischen Gesangbuche von 1736 und der St. Galler Seelenmusik, war die Sammlung, die der Zürcher Johann Caspar Bachofen erstmals 1727 als „Musicalisches Hallelujah" hatte erscheinen lassen, nur hat Bachofen ausschließlich eigene Kompositionen aufgenommen und ferner auch seine Chorlieder mit den beweglichen Verzierungen versehen, die eine kirchliche Verwendung von vornherein ausschlossen. Thommen dagegen gibt Choräle und choralartige Stücke, wie die deutschen Sammlungen eines Freylinghausen, König, Schemelli u. a. Und wir dürfen daraus wohl schließen, daß er sein Buch nicht nur der häuslichen Andacht und etwa dem Gebrauch in Chorvereinen, wie seinem eigenen Schülerchor bestimmte, sondern daß er Verwendung in der Kirche und eine Hebung des in monotoner Ableierung der Psalmen sich erschöpfenden Gemeindegesanges erhoffte. Darin hat er sich allerdings getäuscht; die Kirche wollte keine Aenderung, Thommens Christenschatz hat nur eine Auflage erlebt, und wenn er uns noch heute zu interessieren vermag, so ist das nicht seiner Choräle, sondern seiner Sologesänge wegen. Schon die St. Galler Seelenmusik und dann namentlich Bachofen haben zwischen die Chorlieder einstrophige Sololieder mit Orgelbegleitung eingestreut, und diesen wenigen Vertretern des begleiteten einstimmigen Liedes der Schweiz um die Mitte des 18. Jahrhunderts reiht sich Thommen an, und zwar vielleicht sogar als Komponist. Die meisten Melodien hat Thommen den Herrnhutischen Kreisen entnommen, sei es handschriftlichen Melodienbüchern, wie sie die damals entstehenden Brüdergemeinden benützten (die Basler Brüdergemeinde ist wenige Jahre vor Erscheinen

des Christenschatzes gegründet worden), sei es aus der Hauptquelle des pietistischen Gesanges, den Hallischen Gesangbüchern Freylinghausens, oder aus Johann Balthasar Königs „Harmonischem Liederschatz" von 1738. Doch gilt dies meist nur für die Chorgesänge; woher die Sololieder des Christenschatzes stammen, das ist weniger leicht zu sagen. Für eine Gruppe unter ihnen möchte ich, wie gesagt, Thommen als Komponisten in Anspruch nehmen, doch will ich dies hier nicht länger nach den einzelnen Gesichtspunkten ausführen und verweise dafür und für die ganze Quellengeschichte des „Christenschatzes" auf die Anmerkungen,[4]) lieber gebe ich hier demjenigen das Wort, dessen glückliche Entdeckung die Thommensche Sammlung wieder ans Tageslicht gebracht hat, Theodor Goldschmid in Zürich. Er sagt über die Lieder: „Musikalisch stehen diese Sologesänge auf einer Höhe, die uns förmlich überrascht. Eine Perle reiht sich an die andere. In meiner Ausgabe von Sologesängen und Duetten habe ich eine ganze Anzahl dieser herrlich jugendfrischen und tiefempfundenen Arien und Lieder mitgeteilt, und es würde mir gar nicht schwer fallen, ihre Zahl zu verdoppeln . . . Wenn wir annehmen dürften, daß wirklich Johannes Thommen selbst diese Sologesänge geschaffen hat, so müßten wir in ihm einen hochbegabten Komponisten erkennen. Wer es auch immer gewesen sein mag, er muß den Besten seiner Zeit zugezählt werden."

Damit nehmen wir Abschied von Thommen. Sei es als Herausgeber, sei es als Komponist, sicherlich hat er uns auch heute noch ein gewichtiges Wort zu sagen.

3. Magister Johann Rudolf Dömmelin. 1728-1785.[5])

Im Jahre 1692, gleichzeitig mit der Gründung des von Johann Jakob Pfaff geleiteten akademischen Collegium musicum, war unter diesem damals beliebten Namen auch eine bürgerliche Dilettantengesellschaft zur Pflege der Vo-

kal- und Instrumentalmusik zusammengetreten. Als Direktoren werden genannt die schon erwähnten Dietrich Schwab und Emanuel Pfaff und um die Mitte des 18. Jahrhunderts Johann Rudolf Dömmelin. In dieser Zeit war aber aus dem alten Collegium musicum etwas ganz anderes geworden; der Name kommt freilich noch bisweilen vor, statt aber wie früher zum „Musikabend" kommt man jetzt zum „Concert" zusammen; daraus entwickelt sich für das ganze Institut des Collegiums die Bezeichnung „das Concert", später „Concertdirektion", dann „Concertgesellschaft", woraus endlich unsere „Allgemeine Musikgesellschaft" geworden ist, die somit auf eine gut zweihundertjährige Geschichte ihrer mit Ausnahme der Wende des 18. zum 19. Jahrhundert nie unterbrochenen Konzerte zurückblicken darf. Zu Dömmelins Zeiten waren längst auch Fachmusiker und ein eigentliches Orchester vorhanden; 1752 besoldete man 18 Musiker, ungefähr gleichviel Dilettanten dürften mitgewirkt haben. Doch gilt dies nur für Streich- und Holzblasinstrumente, für die Besetzung von Trompete und Horn halfen die Militärmusiker der Hüninger Garnison aus, wofür ihren Offizieren freier Eintritt gestattet war. Unter den bei einer Neuordnung 1752 in Besoldungsklassen eingeteilten Musikern wird Dömmelin als Geiger genannt. In seinem eigentlichen Amt war er Organist an der französischen Kirche. Er ist am 29. Januar 1728 als Sohn des Waisenhauslehrers Johann Jakob Dömmelin aus Frauenfeld und der Susanna Brenner in Basel geboren. Als der Direktor cand. Emanuel Pfaff 1756 starb, wurde die Direktion Dömmelin übertragen, und Dömmelin ist nun der erste einer langen Reihe fähiger Musiker und tüchtiger Charakterköpfe an der Spitze des Basler Konzertwesens. Emanuel Pfaff und Dietrich Schwab waren nicht viel mehr als Handlanger zur Aufrechterhaltung von Ordnung und ohne persönliche Initiative gewesen, Dömmelin dagegen überblickte seine Zeit, die auf musikalischem Gebiete die Instrumental-

musik aufblühen ließ, und das Instrumentalkonzert, somit das virtuose Element, sowie die für Dilettanten leichter erreichbare Symphonie in den Vordergrund stellte. Dömmelin hat das erkannt und als gebildeter Musiker für sich und sein Konzertinstitut die Konsequenzen gezogen. Man darf füglich von „seinem" Institute sprechen, denn Dömmelin wagte ein ganz anderes Auftreten als jedes andere „Subjekt", wie man die übrigen besoldeten Musiker benannte. Er setzte die Programme fest und ist auch vielfach als Solist mit dem Vortrage eigener Klavierkompositionen aufgetreten. Seine Stellung als Direktor war übrigens weniger diejenige eines Orchesterdirigenten, diese Direktion lag mehr dem ersten Violinisten ob (dem Konzertmeister, wie wir heute sagen würden), als welcher Dömmelin jahrelang auch fungierte, sondern in den Händen des Direktors lagen alle Anordnungen technisch-musikalischer und organisatorischer Art, außerdem war er Beirat der Kommission in vielen administrativen Fragen. Ganz zweifellos ist die Kommission dieser Erweiterung der Kompetenzen nicht allzu gern entgegengekommen, und schon ein Jahr nach Dömmelins Uebernahme der Direktion kam es zu Zwistigkeiten. Es war damals von der Kommission eine neue Musikantenordnung angeschlagen worden, die Dömmelin wohl nicht ganz paßte, wenigstens riß er sie ohne viel Worte herunter. Das war nun der Kommission doch zu viel der Selbständigkeit, und Dömmelin wurde „abgeschafft", wie es im Protokoll heißt. Im Direktorium folgten nun auf Dömmelin nacheinander einige Kommissionsmitglieder, allein die schönen Donationen von Kaffeelöffeln oder Lichtstöcken vermochten nicht über die Ueberzeugung hinwegzutäuschen, daß an diese Stelle ein Fachmann gehöre, und so bemerkt denn 1761 das Protokoll kleinlaut, daß man Dömmelin wieder angenommen habe, „weil man seiner benötiget".

Von da ab war Dömmelins Stellung unangefochten. Wie er von den Behörden geschätzt wurde, zeigt seine Er-

nennung zum Inspektor über alle Orgeln der Stadt, wonach er auch verpflichtet war, sich auf denselben abwechslungsweise hören zu lassen, ferner mußte er angehenden Organisten Unterricht geben und bei Organistenprüfungen als Vertreter des Collegium musicum ein maßgebendes Wort sprechen. Aber auch das Collegium selbst wußte, was es an Dömmelin hatte, und zog Nutzen aus seinen umfassenden Kenntnissen; so übertrug man ihm die Aufnahmsprüfungen der Singschüler, die man für die jeweiligen solennen Kirchenmusiken zu einem Chor zusammenstellte, und die Prüfung der neu zu engagierenden Singmeister. Mit diesen hatte es folgende Bewandtnis: Es waren fremde Sänger, meist Tenorsänger, die auf eine gewisse Zeit in Dienst genommen wurden, und wenn sie Gefallen fanden, manchmal jahrelang in Basel blieben, hier mit Unterstützung des Collegiums Unterricht erteilten und bei Kirchenmusiken oder im Konzert auftraten oder auch ihre Schüler und namentlich ihre Schülerinnen als Solisten auftreten ließen. So viel übrigens von diesen Singmeistern in den Protokollen jener Zeit die Rede ist, irgend eine bleibende Hebung des Gesangwesens haben sie freilich nicht erreicht. — Ins Orchester brachte Dömmelin bald mit fester Hand Ordnung, und die Konzerte nahmen seit den Fünfziger Jahren unter ihm einen hohen Aufschwung. Gerne fragen wir dabei nach dem Inhalt der Programme, doch erhalten wir, da Programme noch fast hundert Jahre lang nicht gedruckt wurden, keine direkte Antwort. Die Struktur eines solchen Abonnementskonzerts (denn es gab jetzt auch zahlende Mitglieder — ein weiteres Publikum blieb aber ausgeschlossen —) wird uns etwa wie folgt mitgeteilt: den Beginn machte eine Sinfonie, dann folgte eine italienische Arie, dann wieder eine Sinfonie, diese waren ja meist sehr wenig umfänglich, ein Solo für die Violine, vorgetragen von einem Dilettanten, ein Streichtrio oder Quartett, ein Violin- oder Klaviersolo eines Künstlers, endlich etwa ein mehrstimmiger Gesangsvortrag. Aus den

Resten der Partiturenbestände, die heute die Oeffentliche Bibliothek enthält, darf man schließen, daß unter Dömmelins Leitung und auf seine Anregung Sinfonien der in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts blühenden Komponistenschulen des Auslandes aufgeführt wurden. Wir finden Werke der Mannheimer Cannabich, Holzbauer, Stamitz, der Wiener Rozeluch und Wanhal, der Pariser Gossec und Cambini, dann des in Schwerin wirkenden Böhmen Rosetti, des sogenannten „Mailänder" oder „englischen" Bach, Johann Christian, des jüngsten Sohnes von Johann Sebastian Bach, u. a.

Im Juli 1785 ist Dömmelin gestorben (begraben am 12. Juli 1785 zu St. Martin); er war unverheiratet geblieben. Eine Reihe von Jahren hindurch hatte er in uneigennütziger Weise jede Honorierung seitens des „Concerts" verschmäht, und noch nach seinem Tode erhielt die Oeffentlichkeit von dieser Gesinnung einen Beweis durch sein Vermächtnis. Es konnte nämlich am 31. August 1785 der Rektor der Universität der Regenz mitteilen, daß „von Herrn Mag. Rudolf Dömmelin sel., dem Organisten, etwan 50 Bände von Büchern, welche von der Musica theoretica handeln" als ansehnliches Legat der öffentlichen Bibliothek zugekommen seien. — Wenn man die musikalische Literatur unserer Bibliothek durchgeht, so lassen sich noch ungefähr dreißig Bände dieses Dömmelinschen Legates feststellen, und es ist nun von Reiz, an Hand derselben sich ein Bild davon zu machen, wie ein gebildeter Musiker des 18. Jahrhunderts teilnahm an dem gerade damals außerordentlich energischen Bestreben der Musik, sich über die theoretischen Grundlagen Klarheit zu verschaffen; und es ist ein Zeichen einer auch für einen damaligen Musiker ungewöhnlichen Bildungsfreudigkeit, wenn wir bei Dömmelin auf ein Buch stoßen, wie des Leydener Professors Meursius Erstausgabe der Isagoge musice des Alypius von 1616, der klassischen Darstellung der griechischen Tonschrift. Brauchbarer für die Praxis

dürften für Dömmelin die Bücher des Wolfgang Caspar Printz gewesen sein. Der Theologe, abenteuerliche Wanderer und Sorauer Kantor Printz, der in seiner Jugend die handwerkliche Seite der Musik als Turmbläser erfahren hatte, ist namentlich bekannt durch seine anziehende Selbstbiographie in Matthesons „Ehrenpforte". Wenn seine Schriften auch jederzeit nur mit Vorsicht genossen werden konnten, so ist doch die „Historische Beschreibung der Edelen Sing- und Kling-Kunst" von 1690 immerhin die erste in deutscher Sprache erschienene Musikgeschichte; außer dieser besaß Dömmelin noch desselben Verfassers „Phrynis Mitilenaeus oder Satyrischen Componist" von 1696, eine Art Compendium der Kompositionslehre, in welcher nach früherer Mode in oft scherzhafter Weise „die Fehler der ungelehrten, selbstgewachsenen, ungeschickten und unverständigen Componisten höflich dargestellt" sind. Im zweiten Teile dieses Buches stoßen wir auf eine hübsche Darstellung einer die Straßen durchziehenden Stadtpfeiferbande. Ein weiteres frühes geschichtliches Buch finden wir in Tils „Musikkunst der Ebräer" von 1706 und aus wenig späterer Zeit die „Historische, theoretische und practische Untersuchung des Instruments der Laute" (1727), das für die Kenntnis der Lautenpraxis noch heute wichtige Werk des Berliner Kammertheorbisten Ernst Gottlieb Baron. Der Verfasser gehörte zu dem berühmten Kreise der Musiker um Friedrich den Großen, von denen Phil. Em. Bach und der Flötist Quantz die bekanntesten sind. Aus dem nämlichen Kreise sind noch weitere theoretische Werke gekommen; so stand in Dömmelins Bibliothek Friedrich Wilhelm Riedts „Versuch über die musikalischen Intervalle" von 1753, womit wir das Gebiet der damals viel erörterten, der Tasteninstrumente wegen praktischen Frage der Temperierung betreten, und Christoph Nichelmanns Abhandlung über „die Melodie nach ihrem Wesen und ihren Eigenschaften" (1755). Nichelmann, ein Schüler Seb. Bachs,

wurde als Cembalist durch Friedrich II. nach Potsdam gezogen; er gibt uns in seinem Buche ein Beispiel der damals überaus beliebten polemischen Literatur. — Wir nennen ferner den „Unterricht über die Prüfung eines Orgelwerkes" von Werner Fabricius (1756), Johann Georg Neidhardt, des Königsberger Kapellmeisters „Beste und leichteste Temperatur der Monochordie" von 1706, und aus verwandtem Gebiete Conrad Matthaeis „Bericht von den modis musicis" (1658). Eine Art Aesthetik ist des Händelschülers Charles Avison „Versuch über den musikalischen Ausdruck" (1775); eine Generalbaßschule Matth. Gugls «Fundamenta Partiturae» von 1757; historische Arbeiten besaß Dömmelin in anonymen „Betrachtungen über die Kirchenmusik" (Breslau 1766) und des Caspar Rüetz „Widerlegten Vorurteilen von der Beschaffenheit der heutigen Kirchenmusik" (1752). Ein ganz merkwürdiges Opus sind Johann Christoph Speidels „Ohnverwerfliche Spuren von der alten Davidischen Singkunst" (1740), in welchen der Versuch gemacht wird, einen authentischen Vortrag der Psalmen mit Einzelsängern und Chören zu rekonstruieren. Das Gebiet der Instrumentenkunde beschlagen eine «Défense de la Basse de Viole» von Hubert Le Blanc (1740), in welcher den Gamben das Wort geredet wird, und Franz Xaver Kürtzingers „Unterricht zum Singen und Violinspielen" von 1763, dessen Doppelspurigkeit freilich besser gemeint als geraten ist. — Alles bisher Genannte aber weit überstrahlend, glänzen in Dömmelins Büchersammlung die Namen Fux, Marpurg und Mattheson. Von dem zuerst Genannten treffen wir auf den noch heute in vielem maßgebenden Gradus ad Parnassum, die Kompositionslehre, deren erste lateinische Ausgabe Fuxens Gönner Kaiser Karl VI., der einst eine Oper von Fux persönlich dirigierte, auf kaiserliche Kosten würdig in Folio hatte stechen lassen. Dömmelin besaß des berühmten Wiener Kapell-

meisters Werk in der 1742 erschienenen deutschen Uebersetzung von Mizler. Christoph Lorenz Mizler, der Leipziger Mathematik- und Musikprofessor, einer der schrullenhaftesten Köpfe der musikalischen Theorie des 18. Jahrhunderts, hat durch diese Ausgabe sich jedenfalls einen länger dauernden Ruhm erworben, als durch seine Gründung einer „Sozietät der musikalischen Wissenschaften", durch die er Verbreitung seiner Theorie eines auf den Zahlen fußenden idealen Gehaltes der Musik erhoffte. Zu den Mitgliedern dieser Sozietät gehörte auch Sebastian Bach, freilich wohl mehr aus Gutmütigkeit als aus Ueberzeugung, wie denn Mattheson sagt, daß „der Kapellmeister Bach, auf den Mizler sich als Lehrer berufe, ihm gewiß und wahrhaftig die vermeinten mathematischen Kompositionsgründe nicht beigebracht habe."

Friedrich Wilhelm Marpurg, einer der größten Tondichter des 18. Jahrhunderts, ist mit seiner Kritischen Einleitung in die Geschichte und Lehrsätze der alten und neuen Zeit (1759) bei Dömmelin vertreten, einem Buche, das zwar mit Adam beginnt, dafür aber nur bis Pythagoras gelangt, und das doch „mit so glänzendem Scharfsinn angelegt und durchgearbeitet ist und der damaligen Zeit einen so reichen Schatz neuer Forschungen über das Wesen der altgriechischen Musik brachte, daß es als wahrhaft literarisch epochemachend und bahnbrechend bezeichnet werden muß." Außerdem finden wir von Marpurg „Die Kunst das Clavier zu spielen" (1760), „Anleitung zur Singkomposition" (1758) und die nach Rameau und d'Alembert gearbeitete „Systematische Einleitung in die musikalische Setzkunst" (1757), namentlich aber die periodischen Schriften „Kritischer Musicus an der Spree" (1750) und die wichtigen „Historisch-kritischen Beiträge zur Aufnahme der Musik" (1754 ff.).

Die führende Stellung in der musikalischen Literatur des 18. Jahrhunderts nimmt Johann Mattheson ein,

der Opernkomponist, Dichter, Sänger, Dirigent, Kantor, Gesandtschaftssekretär und Verfasser von 88 musiktheoretischen Abhandlungen meist außerordentlich polemischen Inhalts. Er ist bei Dömmelin vertreten durch folgende Werke: „Große Generalbaßschulle" (1731), „Kleine Generalbaßschule" (1735), „Kern melodischer Wissenschaft" (1737) und sein Hauptwerk „Der vollkommene Kapellmeister" (1739).

In seinen letzten Lebensjahren war Rudolf Dömmelin ein stiller Mann geworden, und der Niedergang des „Concerts" ist nicht ihm zur Last zu legen. „Eine ganz andere Lebensart entzieht den größten Teil der Zuhörer dem stillen Vergnügen bei edler Musik", lautet ein Protokolleintrag zu Beginn der achtziger Jahre. Das mag wohl mehr später, um die Wende des Jahrhunderts, seine Richtigkeit gehabt haben, als gerade damals. Vielmehr scheint es, daß die Kommission unfähig war, das Schiff über Wasser zu halten, und gegenteils durch unangebrachte Sparsamkeit den Untergang beschleunigte. 1783 trat eine neue Konzertdirektion mit Daniel Legrand und Peter Ochs an der Spitze ins Leben, die sofort den glänzenden Beweis erbrachte, daß die Schuld nicht am Publikum und an den Zeiten lag. Diese Wendung der Dinge hat Dömmelin nicht mehr aktiv mitgemacht. Dagegen hat die neue Direktion einen andern Veteranen des Collegium musicum mit in die neuen Verhältnisse herüber genommen, Jakob Christoph Kachel.

4. Jakob Christoph Kachel. 1728-1795.[6])

Kachel ist der meistgenannte Musiker Basels im 18. Jahrhundert. Ausführliche Angaben über ihn verdanken wir namentlich Bernoulli, der uns über seine Herkunft und Jugend folgendes mitteilt: „Jakob Christoph Kachel ist in Basel am 9. Dezember 1728 geboren und am 12. Dezember zu St. Alban getauft worden. Seinem Vater, Isaak Jakob aus Sachsen-Gotha († 1771) begegnen wir einige Jahre

später als Organisten und Orgelbauer in Grenzach. Dieser hatte zur Frau eine Margreth Stähelin von Basel, die Schwester des Weißbecken Rudolf Stähelin. Als im Jahre 1735 wegen der polnischen Erbfolge Krieg zwischen Frankreich und Oesterreich ausbrach und für das badische Oberland schwere Zeiten zu befürchten standen, fand es Isaak Jakob Kachel für geraten, sich in Basel dauernd niederzulassen. Hier wird Jakob Christoph seine Jugend verlebt haben; wie sein Vater widmete er sich der Musik, und seinem Talente hatte er es zu verdanken, daß ihn Prinz Wilhelm von Baden-Durlach nach Italien mitnahm. In diesem Lande scheint er weit herumgekommen zu sein, seinen Aufzeichnungen nach muß er Neapel aus eigener Anschauung kennen gelernt haben. Er bildete sich mittlerweile zu einem tüchtigen Geiger aus, mit seinem Vater war er im Orchester des Collegium musicum tätig."

Die Protokolle des Collegium musicum erwähnen Kachel erstmals 1750, und schon 1752 gelangt er nach einer Einteilung des damaligen Direktors Emanuel Pfaff in die erste Klasse der Besoldeten als einer der wenigen Fachmusiker. Dem Institut des „Concerts" ist er dann mehr als 40 Jahre treu geblieben.

Es war nicht immer gut mit Kachel auszukommen, da er, wie es einmal von ihm heißt, „auch seinen Teil von dem den Künstlern und Genies eigenen Stolz" hatte. So lehnte er sich gleich in den ersten Jahren seiner Anstellung gemeinsam mit Dömmelin gegen die Verordnungen der Kommission auf. Was aber dem Direktor Dömmelin mit Entlassung gelohnt wurde, trug dem Geiger Kachel nur eine Vermahnung ein. Er war eben schon frühe unentbehrlich: in jedem Konzerte hatte er sein Solo zu spielen, und war der ausgesprochene Liebling des Publikums durch Jahrzehnte hindurch, wenn auch der allerdings nicht ganz kompetente I s a a k I s e l i n in seinem Tagebuch meint: „Kachel ist kein Gabinier", — den er soeben in Paris gehört hatte. (Tage-

buch 1752). Dann war Kachel der ständige Kopist des Collegiums, in einer Zeit, die ja von gedruckten Noten noch wenig wußte; er mußte gemeinsam mit Dömmelin die Singschüler bei ihrer Aufnahme prüfen, ja, als einmal kein Singmeister mehr zu haben war, dessen Funktionen ganz übernehmen; bei ihm logierten öfters, auf Rechnung des Collegiums, fremde Virtuosen, und endlich hatte er die Schwörtagsmusiken zu besorgen, d. h. „er mußte als Leiter des musikalischen Teiles bei dem feierlichen Akte mitwirken, der am Samstag nach Johanni vor sich ging, wo anläßlich der Ratserneuerung nach einer Rede des abtretenden Bürgermeisters auf dem Petersplatz Predigt und Musik in der Peterskirche angehört wurden." Daneben war Kachel auch noch Instrumentenhändler und erteilte Unterricht in verschiedenen Instrumenten. Auch als Komponist hat sich Kachel in Violinsolis und Sinfonien erwiesen, die er nach der Mode der Zeit gleich halbdutzendweise anfertigte und dem Collegium als erwünschtes Spielmaterial dedizierte, manchmal auch auf Bestellung lieferte.

Brachten ihn schon die Schwörtagsmusiken mit einem weiteren Publikum in Berührung, so hat der Komponist Kachel an einem großen bürgerlichen auch seinen eigenen Ehrentag erleben dürfen, nämlich 1760, als er bei der Jubelfeier der Universität im Auftrage der Regenz die Musik zu der Kantate des Professors Spreng und einige weitere Kompositionen lieferte und deren Aufführung selbst dirigierte, wofür er ein Orchester von etwa 60 Mann zusammenbrachte. Diese Jubelmusik, sowie Kachels Betätigung bei den vielen Kirchenmusiken durfte das Collegium musicum mit Recht namhaft machen, als es Kachel bei seiner Bewerbung um das Basler Bürgerrecht eine Empfehlung an die zuständige Behörde mitgab. Es versteht sich, daß eines solchen Mannes Ruf auch nach auswärts gedrungen ist; aber Kachel hat auswärtige Berufungen sehr ehrenvoller Natur abgelehnt und seine Kraft und seine Anregungen Basel allein zugute kommen

lassen. Er ist freilich, trotz ungewöhnlich hohen Besoldungen in den Jahren der Blüte, schließlich in dürftigen Verhältnissen gestorben; das Collegium wollte auf sein Begehren um eine fixe Anstellung auf Lebenszeit nicht eingehen, „wegen denen Consequenzen und da solches bisher nicht üblich gewesen", und eine staatliche Unterstützung kam zu spät, um ihm noch kräftig hilfreich sein zu können. Auch sonst ist Kachel nicht alles nach Wunsch gegangen, seine Hauptanregung einer Musikschule für Blasinstrumente wurde nicht verwirklicht, und schweres Leid betraf ihn, als sein ältester Sohn und begabter Nachfolger frühe starb.

Neben seiner Tätigkeit im „Concert" hatte Kachel noch eine ganz eigenartige Stellung inne; er war nämlich Hauskapellmeister und Hauskomponist bei Lukas Sarasin im Blauen Hause. Man kennt die Schilderung einer französischen Reisenden jener Zeit: «On me montra une grande et belle maison meublée simplement, d'une propreté ravissante; j'y vis une salle consacrée à faire de la musique; tous les instruments nécessaires à un grand orchestre y sont déposés et appartiennent au propriétaire.» Bekanntlich hat 1814 Kaiser Franz I. im Blauen Hause musiziert. Hier hat Kachel die Instrumentensammlung verwaltet, die Noten beschafft und kopiert und im Quartett und Hausorchester die Violine gespielt.

Es bedeutet einen großen Glücksfall, daß sich ein beträchtlicher Teil der Sarasinschen Musikbibliothek samt einem thematischen Katalog erhalten hat, so daß wir daraus ersehen können, was damals unter Kachels Leitung im „Blauen Hause" und wohl auch im „Concert" aufgeführt worden ist. Der Katalog nennt 276 Sinfonien (Ouverturen genannt), 238 Streichquartette, 204 Streichtrios, 157 Arien (meist aus Opern) und anderes, und als Komponisten treten vornehmlich die Künstler der sogenannten Mannheimer Schule, Stamitz, Richter, Fils, Holzbaur, Toeschi, Cannabich, Beck auf, ferner die Franzosen Gossec,

St. George u. a., daneben aber auch die Komponisten der Wiener Schule: Wagenseil, Gaßmann, Haydn, Pleyel, Wanhal. Während diese als Sinfoniker im Katalog zurückstehen, herrschen sie bei den Quartetten vor; zu ihnen gesellt sich mit einigen wenigen Werken Mozart. Die Kompositionen Kachels selbst für Orchester und Streichquartett sind bis auf wenige (Bearbeitungen von fremden Werken) leider verloren gegangen, auch die Restbestände der Bibliothek des Collegium musicum, für das er wie erwähnt verschiedenes komponiert hat, weisen nichts von seiner Hand mehr auf. Dagegen sind zwei Bände mit kleinen Musikstücken seiner Komposition erhalten, die er für das Blaue Haus lieferte, namentlich Gesänge, zu denen er bisweilen selbst die Texte dichtete. „Man kann wohl sagen", schreibt darüber Bernoulli, „daß wenn irgend ein geselliger, freudiger oder auch trauriger Anlaß das Sarasinsche Haus betraf, die Kunst des Hausmusikers in Anspruch genommen wurde. So komponierte er 1791 eine Ode auf den Tod der Gattin Jakob Sarasins, der im 39. Lebensjahre verstorbenen Gertrud Battier, einen Gesang „Die Freundschaft" („aus Gellerts Moralischen Vorlesungen gezogen und Herrn Lukas Sarasin, Directoren des Postwesens, seinem seit 30 Jahren erprobten treuen Freunde und Gönner zugeeignet"). In den zwei Bänden, die diese Proben Kachelscher Kunst enthalten, sind noch eine große Anzahl Airs, Couplets, Arietten, auch ein Canon, meistens in französischer Sprache vorhanden; an die damaligen bewegten Zeiten erinnern uns die Revolutionsgesänge der Marseillaise, des Ça ira und der Carmagnole, auch ein kurzes Menuett von Kachel, dem ein Dialog zwischen der Nation und dem König (Acceptez-vous, Sire, notre constitution? usw. mit der steten Antwort «non») unterlegt ist. Sogar ein Quintett, allerdings ein sehr kurzes, Marche de Mr. Luc Sarasin, ist noch da. Nach berühmtem Muster machte Sarasin die Melodie und überließ es seinem Haus-

komponisten, diesen Marsch für zwei Klarinetten in B, zwei Hörner in Dis und Fagott zu setzen."

Endlich hat sich von Kachel eine größere Gesangskomposition erhalten, nämlich Gellerts 53 Oden für eine Singstimme mit Pianoforte, oder mehrere Singstimmen, a capella, oder, wie eine vorhandene Separatstimme für Kontrabaß andeutet, vielleicht mit Begleitung von Streichinstrumenten. In einer Vorrede erzählt Kachel, daß er ursprünglich einige dieser Gesänge nur zur eigenen Erbauung geschrieben und erst auf vielfaches Anraten, nachdem Sarasins Tochter dieselben mit Beifall vorgetragen, sich entschlossen habe, sämtliche Oden zu komponieren. Er sei sich der Schwierigkeit wohl bewußt gewesen, Gedichte, deren Strophen ganz verschiedene Stimmungen enthalten, unter eine Melodie zu bringen. Die Möglichkeit, die Oden auch mehrstimmig zu singen, scheint Lukas Sarasin ausdrücklich gewünscht zu haben. Kachel glaubt, seine Kompositionen dürften die rechte Mitte bilden zwischen denjenigen Ph. Em. Bachs, „die so künstlich in Accorden eingehüllt, daß ich sie zur Erbauung nicht dienlich erachtete", und der Vertonung der Oden durch den Wetzikoner Pfarrer und Tondichter Johannes Schmidlin, den bekannten Komponisten von Lavaters „Schweizerliedern", von dem er sagt, daß er „Music aus dem vorigen Jahr 100" geschrieben habe. Wie Kachel betont, sollen seine Gesänge der häuslichen Erbauung dienen, und daß er von übertriebenem Autorenstolz fern war, zeigt der Schlußsatz seines Vorwortes, worin er die Gesänge Lukas Sarasin widmet: „Wer leistet, was er kann, hat seine Pflicht getan." Karl Nef äußert sich über diese Gesänge folgendermaßen: „Kachels Kompositionen sind nicht bedeutend, aber sie stellen doch ein anmutiges und charakteristisches Zeugnis früherer Kunstübung dar. Sie gestatten einen Blick in das Tun und Treiben einer Generation, der Musik und Poesie noch Herzensbedürfnis war,

und die die Kunst mit den Wechselfällen des Lebens poetisch und innig zu verbinden verstand."

Zeigt sich uns Rachel schon in jener Vorrede zu den Gellertschen Oden als ein nachdenkender Künstler, so hat er sich aufs schönste über seine Art und Absicht, Musik zu treiben, ausgewiesen in einer Abhandlung für Lukas Sarasin, die er betitelt: „Kurtzer Historisch-Critischer Versuch über die Allte, Mittlere und Neue Music, ferner die sechs Thon Arten der Alten aus Herrn d'Aciers und anderen Gelehrten Werken gezogen, mit Anmerkungen." Die Schrift stammt aus dem Jahre 1792 und behandelt in kurzen Zügen die Grundlehren (Notenschrift, Tonleitern, Tonarten, Versetzungszeichen, Takt, Notenwerte, Pausen, Schlüssel, Stimmung, Ligaturen, Vornoten und deren Auflösung), dann Instrumentenkunde und Gesanglehre; ein kurzes, die Formenlehre berührendes Kapitel ist der Tanzmusik, ein anderes den alten Kirchentonarten gewidmet. Rachel schreibt lebendig, manchmal recht amüsant, und erweist sich als ein durchaus praktischer Musiker und Orchesterleiter, wenn ihn auch sein Temperament verleitet, zu Dingen abzuschweifen, die streng genommen nicht zum Thema gehören. Eine kleine Auslese aus dieser Abhandlung dürfte immerhin gerechtfertigt sein.

Im Kapitel über den Takt schreibt Rachel: „Der Takt, als die Seele der Musik, muß einem Schüler zeitlich beigebracht werden, wann er kein Hudler werden soll. Man sagt, daß der Takt in der Werkstädt des Vulkans erfunden worden, dahero will ich vielen Musicis und Schülern angeraten haben, fleißig die Werkstädte der Grobschmiede, Schlosser, allenfalls der Küfer zu besuchen, lernen sie es da nicht, so schicke man sie unter die preußischen Regimenter. Doch scheint es unmöglich zu sein, ein ganzes Orchester zu finden, wo der Takt von allen singenden und spielenden Personen genau beobachtet wird, besonders bei den Oper-Sängerinnen, wo der Accompagnist oft rasend werden

möchte, weilen er stillschweigend nachgeben muß, will er nicht sein Brot um einer Virtuosa willen, die die Gunst des Publicums besitzt, verlieren. Die Herren Virtuosen kann ein geschickter Orchesterführer noch wohl im Zaum halten, zuweilen durch ein einziges wohl angebrachtes Wort." Eine kleine Spitze gegen die Damen enthalten ferner folgende Sätze (aus der Instrumentenlehre): „Der Triangel, ein Instrument, so zu allen andern Instrumenten zu gebrauchen ist, das sich mit allen Tönen vermenget und alle Zeit gestimmt bleibt. Es ist sehr commod vor Frauenzimmer, denen das musikalische Gehör mangelt. Ich meinesteils ziehe es einer ungestimmten Orgel oder Clavecin, auf denen man den Generalbaß spielen will, weit vor." Im Kapitel der Gesangmusik sagt Rachel, die Engländer hätten keine Nationalmusik, „das Wenige, so sie original haben, haben sie von einem Deutschen namens Händel, dessen Werke sie allezeit noch verehren und alle Jahre etwas davon aufführen. Die Schweizer, an Italien, Deutschland und Frankreich angrenzend, bedienen sich der Musik aller 3 Nationen und haben nichts eigenes als das Kühhorn und ihre ländlichen Lieder, die sehr naiv sind. In den Städten halten sich immer fremde Musici auf, die die Musik docieren. Ein neu angekommener vertreibet die meisten Male den Vorigen und gibt alsdann dessen Discipel vor die seinigen aus, solange bis ihn ein anderer wiederum vertreibt. Ihre Meister dürfen aber nicht gründlich sein; wenn sie nur Geduld genug haben dem Schüler zu folgen wie er gelehrt sein will. Das schöne Geschlecht besonders will geschwind Progressen machen, es sei in Instrumental oder Vocal. Ehe sie die Noten recht kennen, wollen sie schon singen und spielen. Nach dem Umfang ihrer Stimme fragen sie nicht, und Geschmack haben, heißt bei ihnen eine neue Arie oder Liedlein, nur nicht langsam oder rührend, dieses wäre toll, der Gesang muß lustig nach der neuesten Mode sein! Ueber dieses darf man sich nicht wundern, die Schuld liegt nicht ganz an

den Schülern — ich schweige!" Im Abschnitt über Instrumentenkunde finden wir folgende Ausführungen: „Der Zinken, ein platter Tubus, wird noch in etwelchen Städten Deutschlands auf den Türmen gebraucht, dahero das Wort Türmergesell, welches eine Profession ist, die ein Lehrbrief bestätigen muß; ein Instrument, das in der protestantischen Kirche zur Begleitung des Gesangs gebraucht worden, so aber anjetzo abgegangen; sein Umfang ist der eines Tenors, das den Gesang mehr verhinderte als verbesserte. Die Posaune, ein geteilter Tubus, da der halbe Teil von dem Munde weg und wieder zum Mund gezogen wird; sein Umfang ist der Altstimme gleich; ist noch in Uebung wo der Zinken und diente ebenfalls das Gesang zu begleiten. Ist in unsern Kirchen auch abgegangen. Die Fama, die dieses Instrument noch allezeit gebraucht, überblast es, daß es falsch geworden; man verspricht uns aber, daß am jüngsten Tag ein Engel kommen werde, um die Verstorbenen zu auferwecken, der es wieder rein blasen wird." Bei der Instrumentenlehre erzählt Kachel von der Glasharmonika, wobei denn die Scherze von den weingefüllten Gläsern nicht fehlen dürfen, und versteigt sich schließlich zu der Ungeheuerlichkeit einer „Faßharmonie": „von einem durstigen Pfaffen erfunden, ist ein leeres Burgunderfäßlein, mit kleinen darein geschlagenen Nägeln, dessen Ton die Zuhörer erinnert, daß es leer und wiederum gefüllt sein möchte. Ein geschickter Harfenspieler hat solches als ein Instrument angepriesen, das der gläsernen Harmonica gleichkomme." Da kann sich denn Kachel doch nicht enthalten, „Pravo!" beizufügen. Die türkische Musik endlich (das große Schlagzeug) ist ihm ein Greuel, vom Teufel erfunden, wenn er auch nur an die Militärmusik denkt und sich nicht hat träumen lassen, daß sie in wenigen Jahren ihren Einzug in den Konzertsaal halten könnte. Als praktischer Mann gibt er wenigstens Verbesserungen in der Behandlung der Becken an.

Eine ganz merkwürdige Sache teilt uns Kachel bei den

«Sons harmoniques» der Streichinstrumente mit, wie er nämlich durch Gespräche mit Johannes Bernoulli und Maupertuis zur Erfindung einer Flageolettonleiter gekommen sei und auch im „Concert" ganze Menuets und Arien auf diese Weise mit großem Beifall exequiert habe. Dagegen bekundet er einen bedeutend reineren Geschmack in der Bekämpfung der allzu vielen Agréments oder Verzierungen, die die damalige Mode forderte. „Singende und Spielende martern sich, unbedeutende buntscheckige sogenannte agréments, die das Gesang schänden und dem Sinn des Componisten zuwider sind, anzubringen. Wie viele Mühe geben sich die meisten Concertisten auf allen Instrumenten nicht, die ganze Tonleiter chromatisch, enharmonisch etc. auf und abzulaufen; man sage mir, was empfindet der Zuhörer dabei? Ohngefähr das was ein Vater empfindet, wenn sein dreijähriges Söhnlein mit einem Finger ein Clavecin oder Harfe durchläuft, — wichtige und wahre Empfindungen! Dennoch beklagen sich diese Herren, wenn man ihnen nicht zuhorchen will. Wie eine edlere Empfindung ist es, einen glatten, aushaltenden, reinen, auf die Harmonie bauenden Ton anzuhören, als alle Läufe, Geschwindigkeiten, agréments etc. dieser eingebildeten künstlichen Virtuosen, die nur ihr Instrument lieben, ohne sich um die Natur der Musik zu bekümmern und ohne zu wissen, daß sie nur für Herz und Ohr zu erquicken ihr Dasein haben soll." Darum gibt Kachel dem Komponisten den Rat, Verzierungen selbst auszuschreiben, „daß nicht ein Ohngebetener seine Arbeit durch selbstgewählte Zierraten verderbe, denn den Sinn eines Autors zu erraten, ist nicht jedermann gegeben." Ins gleiche Kapitel gehören die Kadenzen: „Seit 40 Jahren hat sich die Musik mit etwas vermehrt, davon die Alten nichts wußten, es sind die sogenannten Cadenzen. Was sie sagen wollen, weiß ich noch auf diese Stunde nicht, das Wort Cadenza hat keine andere Bedeutung als Takt; andar in cadenza, ballar in cadenza etc. Die Franzosen nennen den Triller

la cadence, ich vermute also, daß die heutigen Cadenzen von denen französischen points d'orgue abstammen, womit die Organisten ihre Praeludien enden und welche nur der Orgel eigen sind. Ihren Nutzen in Arien und Concerten etc. betreffend, so habe ich nicht den geringsten finden können; ein wohlgeschlagener mit crescendo und calando vermengter Triller würde am Ende eines Stückes weit mehr Empfindung verursachen als alle Cadenzen. Will man sie aber als capriccio (Einfälle) beibehalten, so suche man sie in den Concerten, Soli etc. durch das ganze Stück zu verteilen; auf diese Art können sie Beifall erhalten, weil sie im Takt gespielt und accompagniert werden, und alsdann wahre Cadenzen sind."

Bei der Frage endlich nach dem Endzweck der Musik bekennt sich Rachel zu dem Hagedornschen Spruche:

> Gespielin meiner Nebenstunden,
> Bei der ein Teil der Zeit verschwunden,
> Die mir, nicht andern, zugehört —
> O Musik, die das Leben lindert,
> Wie manchen Gram hast du gemindert,
> Wie manche Fröhlichkeit vermehrt!

und gibt uns auch so einen Hinweis, in welchem Sinne im Blauen Hause musiziert worden ist.

Zusammenfassend möchten wir die Worte wiedergeben, mit denen Karl Nef sich über dies Treiben im Blauen Hause ausspricht: „Die ganze Musikpflege im Sarasinschen Hause ist charakteristisch für die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts. In jener Periode haben bekanntlich namentlich die österreichischen Adeligen die Musik in großartiger Weise durch Haltung ganzer Orchester gehegt und gefördert. Mit seinen Kräften und in seinem ja ungleich bescheideneren musikalischen Milieu leistete der Basler Handelsherr relativ Aehnliches. Typisch ist endlich für die Zeit überhaupt, daß die Musikpflege von Vornehmen ausgeht, es war eine be-

vorzugte Menschenklasse, die der Kunst in dieser Weise huldigen konnte."

Nachdem Jakob Christoph Kachel im „Concert" als Solospieler zurückgetreten war, führte er seit Dömmelins Tode von 1784 bis 1790 die Direktion des Orchesters und zwar von der ersten Violine aus. Er hatte das Violinspiel in Basel recht eigentlich auf die Höhe gebracht und durfte mit Stolz auf seine zahlreichen Schüler unter den Dilettanten und auf das ihm von der Stadt geschenkte Bürgerrecht blicken. Er starb am 24. März 1795, sein Gönner und Freund Lukas Sarasin am 27. Januar 1802. Von Kachels zwei Ehefrauen war die erste, Anna Katharina Hauberer, schon 1762 gestorben, die zweite, Anna Pfeiffer, folgte ihm 1802 im Tode. Durch seinen Sohn Peter — er hatte im ganzen zwölf Kinder — wurde das Geschlecht in Basel fortgepflanzt.

5. Johann Michael Tollmann. 1777-1829.[7])

Ueber das musikalische Leben in Basel am Anfange des 19. Jahrhunderts orientiert man sich jetzt am besten an Hand der von Dr. W. Merian soeben herausgegebenen Schrift, sodaß hier nur mit wenig Worten das Wichtigste gesagt zu werden braucht. Die Abonnementskonzerte waren in den stürmischen Revolutionsjahren ganz verstummt, und als sie wieder aufgenommen wurden, geschah es wohl nur zaghaft. Im Jahre 1804 kam auf einer Konzertreise Johannes Tollmann nach Basel. 1777 in Mannheim geboren, hatte er es mit der Zeit zum Badischen Hofmusikus gebracht und genoß auch über dieses Musikzentrum hinaus einen Ruf als vorzüglicher Geiger. In Basel gefiel sein Wesen und Spiel so sehr, daß man ihn sofort für mehrere Konzerte verpflichtete und im Herbst des folgenden Jahres 1805 definitiv als ersten Violinisten und Musikdirektor der Konzerte engagierte. Man hatte den Ruf

nicht zu bereuen; was Tollmann in Basel geleistet hat, das sagt zusammenfassend am besten der Nekrolog in den „Baslerischen Mitteilungen" von 1829: „Wer es bedenkt, wie er mit rastloser Tätigkeit und den uneigennützigsten Aufopferungen die Aufführung größerer Musikstücke (wie die Schöpfung von Haydn u. a.) zu einer Zeit zustande brachte, wo hier noch nichts ähnliches gegeben worden war, der wird billig in Tollmann den Gründer und Erwecker des allgemeinern musikalischen Sinnes in Basel verehren, den Schöpfer einer neuen musikalischen Aera für uns." Sein erstes Bestreben war natürlich das Orchester zu festigen, dessen Leistungen wegen der überwiegenden Zahl von Dilettanten den Anforderungen nicht mehr entsprachen, die die zeitgenössische Instrumentalkomposition zu stellen berechtigt war. Tollmann setzte eine Vervollständigung namentlich der Blasinstrumente durch, die nun hauptsächlich mit Fachmusikern besetzt wurden, und führte regelmäßige Proben vor jedem Konzerte ein. Mit der damit erzielten Steigerung der Leistungen wuchs auch das Interesse der Zuhörer an den aufgeführten Werken, wenn freilich auch noch nach Tollmanns Zeit eine eigentliche, durch Geschwätz nicht gestörte Aufmerksamkeit ein erstrebenswertes, durchaus nicht immer erreichtes Ziel blieb. Regelmäßig wurde für die ganze Saison eine Sängerin engagiert, und diesen Platz hat seit 1804 längere Zeit eine Schwester Tollmanns, Marie, behauptet, die sich später mit dem Schauspieler und Musiker Hoffmann verheiratete. Auch ein jüngerer Bruder und eine weitere Schwester Tollmanns waren 1805 mit ihm nach Basel gekommen und boten Jahre hindurch in Violine und Gesang geschätzte Dienste.

Auf die Frage nach den Programmen der Tollmannschen Konzerte erhalten wir aus den Akten leider fast keine direkte Antwort. Doch hat sich das Programm seines Benefizkonzertes vom 15. Februar 1829 erhalten. Es enthält: Ouvertüre zu Gazza ladra von Rossini. Con-

zertante für zwei Violinen von Eck (gespielt von Tollmann und einem Liebhaber). Arie mit Chor aus der Oper «La gioventù d'Enrico V» von Caccini (gesungen von Fräulein Fuchs). Adagio und Bolero für Klarinette von Iwan Müller (gespielt von einem Liebhaber). Solo und Chor aus „Joseph" von Méhul. Ouvertüre zur Oper «Jeune Henri» von Méhul. Duett aus „Moses" von Rossini (Fräulein Fuchs und Herr Seul). Polonaise für Klavier von Herz (Herr Knop). Chor aus „Othello" von Rossini. Ouvertüre zur Oper „Der Kalif von Bagdad" von Boieldieu. — Fuchs, Knop und Seul sind die Namen von damals sehr geschätzten Basler Künstlern.

Ueber die Programme der von Tollmann geleiteten Abonnementskonzerte geben auch die Protokolle der Konzertdirektion wenig Aufschluß, doch erfährt man, daß damals Mozarts und Beethovens Sinfonien sich langsam einbürgerten, immerhin nur die beiden ersten Beethovenschen und auch diese nur stückweise. Durchgeht man aber die Notenbestände der Konzertdirektion, die jetzt die Oeffentliche Bibliothek aufbewahrt, so finden wir zahlreiche Werke, die zweifellos schon damals erklungen sind. Anschließend an die früher genannten können erwähnt werden: Zwei Sinfonien und mehrere Ouvertüren des Offenbachers Johann André, des bekannten Musikverlegers, eine Ouvertüre des Etudenkomponisten Friedrich Burgmüller, die im Januar 1826 zur Aufführung kam, zwei Ouvertüren zu Opern des damals vielgefeierten Nicolas Dalayrac, eine Sinfonie des aus Mozarts Biographie bekannten Wieners Anton Eberl; die Ouvertüre zur komischen Oper «Le Diable en vacances» von Pierre Gaveaux, dem Komponisten einer «Léonore ou l'amour conjugal», zwei Sinfonien von François Joseph Gossec, einem Vertreter der großen französischen Oper der Revolutionszeit, Ouvertüren und Sinfonien von Adal-

bert Gyrowetz, Ouvertüren zu Opern von Peter von Winter, ferner Ouvertüren von Franz Anton Hoffmeister und Sinfonien von Franz Krommer, Franz Christian Neubauer, Andreas Romberg, und nicht weniger als dreizehn von den siebenundzwanzig Sinfonien des Wieners Paul Wranitzky.

Mehr aber als diese allmähliche Erneuerung der Instrumentalmusik sind die großen Chorgesangsaufführungen das hauptsächliche Gepräge der Zeit Tollmanns, auf welche das Entstehen der bekannten Berliner Singakademie nicht ohne Einfluß geblieben war. Die eidgenössische Tagsatzung 1806 gab den ersten Anlaß; ihr zu Ehren wurde Haydns „Schöpfung" erstmals aufgeführt. Im folgenden Jahre wurde diese Aufführung wiederholt, ihr schlossen sich an: des gleichen Komponisten „Jahreszeiten" und „Sieben Worte", Mozarts „Osterkantate" und 1812 „Christus am Oelberg" von Beethoven. Der zu diesen Konzerten erforderliche Chor wurde jedesmal neu zusammengestellt, und zur Hebung seiner Fähigkeit trat Tollmann sogar der Frage einer eigentlichen Chorschule nahe. Im Jahre 1808 war die Schweizerische Musikgesellschaft gegründet worden, eine Vereinigung, die in regelmäßigem Turnus in den verschiedenen Schweizerstädten große Konzerte veranstaltete, und zwar sowohl unter eigener Mitwirkung der Mitglieder in Chor und Orchester, als auch unter Zuziehung der Chor- und Orchester-Institute der festgebenden Stadt. Zwar blieb Basel einstweilen außerhalb dieser neuen Bewegung; sein Musikdirektor Tollmann aber, dessen Ruf als ausgezeichneter Orchesterleiter allmählich wuchs, ist nicht weniger als siebenmal zur Leitung der Festkonzerte berufen worden. Erstmals 1811 nach Luzern. Ueber diese Tage besitzen wir in der Autobiographie des bekannten Luzerner Komponisten Schnyder von Wartensee eine anziehende Schilderung. Da sie sich eingehend mit Tollmann beschäftigt und im allgemeinen wenig bekannt ist, darf sie hier wohl berücksichtigt werden.

Nachdem Schnyder die musikalische Aufführung geschildert hat, bei der er unter etwas schwierigen Verhältnissen die Pauke schlug — er stand nämlich etwa hundert Fuß vom Dirigenten entfernt und mußte der Schallwirkung wegen immer vor dem Taktzeichen seinen Schlag abgeben — erzählt er von den nächtlichen Streichen der jungen Musiker unter Tollmanns Führung: „Wie die Rathaus-Turmuhr die zehnte Stunde schlug, war Schnyder auf der bestimmten Stelle mit vier Musikpulten, den Leuchtern dazu, vier Stühlen, seinem Violoncell, zwei geschickten Dilettanten und zur Bedienung zwei Tag- oder jetzt eigentlich Nachtlöhnern. Tollmann kam nicht mit seiner Geige, sondern mit seiner Bratsche. Es handelte sich darum, allen schönen Mädchen von Luzern Serenaden zu bringen. Tollmann hatte eine Menge Arien und sonstige einschmeichelnde Gesangsstücke aus Opern für drei Bratschen und ein Violoncell arrangiert, wo der ersten Bratsche, die Tollmann bezaubernd schön spielte, immer die Melodien gegeben waren, die beiden andern Bratschen aber nebst dem Violoncell nur die Begleitung hatten. Die Zusammenstellung dieser vier zärtlichen und sentimentalen Instrumente war, mehr wie jede andere, für eine Nachtmusik in den stillen Straßen einer Stadt geeignet. Der Zug ging zu dem Hause des nächstwohnenden schönen Mädchens, wo vier bis sechs Stücke gespielt wurden, natürlich lauter Adagios und Andantes. Dann ging man zum nächsten, dann wieder zum nächsten, und so die ganze Nacht hindurch, bis der Tag zu grauen anfing." Die Leute der Nachbarschaft versicherten Schnyder später, „es sei ein unendlich süßes Gefühl gewesen, von solch himmlischen Tönen aufgeweckt zu werden und den feenartigen, zwischen Sein und Nichtsein schwebenden Klängen zu lauschen". Diese hübsche, so gar nicht philiströse Sitte der Nachtständchen dürfte Tollmann von Mannheim mitgebracht haben, wo ja noch unter C. M. von Weber solche Nachtfahrten bei den jungen Musikern sehr beliebt waren.

Aber auch in Basel hat vielleicht die amüsante Sammlung von Quartettarrangements dann und wann Verwendung gefunden, wenn wir eine Stelle des Nekrologs in den „Baslerischen Mitteilungen" richtig verstehen, wo gesagt wird, Tollmanns Humor habe ihn „nicht selten an einer strengern und ernstern Verfolgung seines Zieles gehindert und ihm so hie und da eine Stunde seiner kostbaren Zeit geraubt." Wenigstens in frühern Jahren; denn zu einem gewissen Abschluß brachte es Tollmann damals in Luzern mit seiner Nachtschwärmerei. „Vor dem Hause einer Fräulein Mutschi am Mühlenplatz spielte er am seelenvollsten und war kaum weiter zu bringen", und vor seiner Abreise nach Basel veranlaßte er seinen Freund Schnyder, ihn in dem Hause jener jungen Dame, die im Festchor mitgesungen hatte, einzuführen. Schnyder meinte zwar, sie sei etwas gefallsüchtig, ging aber mit ihm und begünstigte ihn aufopfernd, indem er die Mutter zu immer neuen rührenden Erzählungen von ihrem verstorbenen Manne veranlaßte, so daß Tollmann reichlich Gelegenheit fand, mit der Tochter mehr von der Gegenwart zu sprechen. Kurz, am folgenden Tage machte Tollmann daselbst seine erfolgreiche Brautwerbung. Wie Schnyder bald hierauf die Familie Mutschi besuchte, sagte ihm die Mutter: „Sie sind ein schlauer Herr; Sie ließen mich die Verse von Klopstock (unter den Bildern des Verstorbenen) erklären, damit ich nicht merken sollte, wie Herr Tollmann meiner Tochter die Cour machte", und die Tochter ergänzte lachend: „Sie sind mir ein schöner Herr; was brauchten Sie Herrn Tollmann zu sagen, ich sei gefallsüchtig!" Ein Jahr später fand die Hochzeit statt, und zwar gerade in den Tagen, da Carl Maria von Weber auf einer Kunstreise in Basel konzertierte. Weber schreibt darüber: „Am 5. (Oktober 1811) fuhr ich hierher (nach Basel) und kam eben noch recht, unsern Tollmann einen Tag zu erhaschen, indem er den 7. nach Luzern abreiste, um — zu h e u r a t e n — ja, ja gukke, um zu heuraten; ich hatte mir viel von seiner

Hülfe hier versprochen, und es war mir daher sehr unlieb, doch hat sich unterdessen alles so arrangirt, daß ich den 13. Concert gebe, welches hoffentlich erträglich ausfallen wird, wenigstens sind die Leute ganz toll und wollen mich mit Teufels Gewalt da behalten."

Erst im Jahre 1820 kam die Schweizerische Musikgesellschaft nach Basel. An diesem Feste vereinigte Tollmann unter seiner Leitung einen Chor von 120 Sängern und ein 130 Mann starkes Orchester. Am 14. Juni fand in der Leonhardskirche eine Aufführung der „Jahreszeiten" statt, welcher als Einleitung „das erste Allegro der Symphonie von Beethoven in D-dur voranging". Bei einem zweiten Konzert mit gemischtem Programm wurde ein „Abschiedsgesang" von dem „geistreichen Jüngling" Karl Rudolf Hagenbach in der Komposition des in Basel wohnhaften Cellisten Alexander Uber aufgeführt. Damit waren die großen Chorkonzerte eigentlich populär geworden, und Tollmann durfte es wagen, ihnen regelmäßig Aufnahme zu verschaffen. Er gründete 1821 einen „musikalischen Uebungsverein", und wir vernehmen, daß er mit diesem u. a. das Finale aus „Don Juan" aufführte. Dieser Uebungsverein wurde 1824 durch den von dem Gesanglehrer Ferdinand Laur gegründeten „Gesangverein" abgelöst, so daß Tollmann sich künftig völlig den Abonnementskonzerten widmen konnte, die im Jahre 1826 mit der Erbauung des Stadtkasinos einen erneuten Aufschwung nahmen.

Seine Beliebtheit aber erwarb sich Tollmann außer durch die Orchesterführung hauptsächlich durch sein Violinspiel, von dem die „Baslerischen Mitteilungen" namentlich die Zartheit des Ausdruckes rühmen. „Sein Spiel wußte sich dem Herzen einzuschmeicheln, daher Tonstücke wie die Haydnschen Quartette ganz für Tollmanns Geige berechnet schienen." Und der Berichterstatter der Allgemeinen musikalischen Zeitung vom Jahre 1806 findet für Tollmanns Spiel folgende hübsche, auch die Zeit charakterisierende

Worte: „Sein Spiel ist immer rein, präzis, ausdrucksvoll, doch ist er weit glücklicher im Lieblichen und Zarten, als im Raschen und Großen. Er scheint diese seine Eigentümlichkeiten zu kennen und sie ganz vorzüglich weiter zu bilden, nicht aber gegen seine Natur sich abzuzwingen, was ihm doch nicht in gleichem Grade gelingen könnte. Wer organisiert ist, ein G r e u z e zu sein, der sei es nur recht; weit besser, als wenn er ein D a v i d zu sein affektierte, — sollte auch Davids Schule mehr zu dem Geiste der Zeit stimmen!"

Trotzdem somit das musikalische Basel Tollmann viel zu verdanken hatte, konnte die Konzertdirektion sich nicht entschließen, ihm auch in finanzieller Weise entgegenzukommen. Ganz abgesehen davon, daß man in den Kriegszeiten von 1813 ihn und andere Musiker veranlaßt hatte, in eine Besoldungsreduktion einzuwilligen, „ohne welche für diesen Winter die Abonnement-Concerte und Bälle nicht stattfinden könnten", und wobei Tollmanns Gehalt von 960 Fr. auf 800 Fr. heruntergesetzt wurde, war er wie alle andern immer nur auf eine einzige Saison angestellt, wobei natürlich auch an eine Alterspension oder eine Fürsorge für die Angehörigen nicht zu denken war. Einen Einblick in diese Fragen gibt uns ein Brief Tollmanns an die Konzertdirektion vom 14. Oktober 1821, in dem er schreibt: „Es sind nun 16 Jahre, daß ich die Ehre habe, die Stelle eines Musikdirektors des hiesigen Liebhaberconcerts zu versehen. Es war im Jahre 1805, als die Concertdirection mich mit ihrem Vertrauen beehrte und für die Stelle hieher berief. Ich war zu der Zeit in Mannheim als Badischer Hofmusikus angestellt, kurz vorher im Jahr 1804 war ich in Deutschland 8 Monate lang mit Urlaub auf einer Kunstreise abwesend." Tollmann führt dann aus, in welchen Verhältnissen er jetzt als festbesoldeter Musiker in Mannheim stände. „Verschiedene Umstände veranlaßten mich, meine so sehr geliebte Vaterstadt, Eltern, Geschwister und zahlreiche Freunde zu verlassen und die hiesige Stelle anzutreten.

Ich war so glücklich, mir Ihre Zufriedenheit mit meinen Dienstleistungen zu erwerben, dies machte, daß ich immer lieber hier war und endlich Basel als meine zweite Vaterstadt ansah . . . ich war zufrieden, da ich sah, daß man mit mir zufrieden war, ich dachte an keine Besorgnisse wegen der Zukunft . . . Es kamen die Kriegsjahre, die Ausgaben wurden bedeutend, meine Einnahmen sehr viel geringer; einmal, als bald der Zeitpunkt des Anfangs der Concerte eintrat, erhielt ich von dem Herrn Präsident der Concertdirection ein Billet, worin mir angezeigt wurde, daß man nicht gewiß wäre, ob die Concerte zu stande kämen und daß ich daher mich als unangestellt ansehen solle." Die Konzerte seien dann doch abgehalten worden, aber das Vorkommnis habe einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht. „Seit meinem Hiersein sind mir mehrere Stellen angetragen worden, in drei Hauptstädten der Schweiz und drei in Deutschland. Der letzte Ruf war im Jahre 1817 als Hessendarmstädtischer Musikdirektor des Theaters in Mainz." Diesen habe er schon deswegen abgelehnt, weil die Anfrage unmittelbar vor Beginn einer Saison eintraf, so daß durch die Annahme die Konzertdirektion in Verlegenheit gekommen wäre. Nun könne er aber seine Besorgnisse nicht länger unterdrücken und müsse auf eine feste Besoldung sehen. „Nun ist meine Familie zahlreich, ich habe 5 Kinder zu versorgen; ich bin mit meinem dermaligen Einkommen ganz zufrieden, die 60 Louisdors und das Benefizconzert sind die Haupteinnahme, worauf ich rechnen kann, alles übrige ist zufällig; nach den hiesigen Verhältnissen muß ein Teil des im Winter Erworbenen zu den Ausgaben im Sommer verwendet werden, da der Nebenverdienst durch Unterricht dann oft gar wenig ist. Dennoch glaube ich so bestehen zu können und meine Kinder anständig zu erziehen. Mit verdoppeltem Eifer werde ich meine Geschäfte besorgen können, wenn meine Besoldung mir gesichert ist und wenn ich eine beruhigende Aussicht in die Zukunft gesichert habe, wo ich etwa durch

Krankheit oder Altersschwäche außer Stand wäre, Dienste zu leisten." Die Konzertdirektion lehnte einen dauernden Vertrag ab, anerbot sich dagegen, gegebenenfalls eine Subskription zu veranstalten. Dies entsprach natürlich nicht Tollmanns Wünschen, so daß alles beim Alten blieb, und die Direktion gekränkt nun auch das Versprechen der Subskription zurückzog. Diese Abweisung hat sich Tollmann so zu Herzen genommen, daß er eine Zeitlang ernstlich daran dachte, Basel zu verlassen. Er wandte sich an seinen Freund Spohr in Kassel, allein dieser schrieb ihm 1822, daß er momentan dort nichts Passendes für ihn finden könne. So blieb Tollmann an seinem Platze. Die Verhandlungen mit der Direktion hatten dagegen zur Folge, daß bald darauf die Gründung eines Pensionsfonds für dienstuntaugliche Orchestermitglieder ins Auge gefaßt und 1824 zu dessen Gunsten ein Konzert veranstaltet wurde; aber erst zehn Jahre nach Tollmanns Tode entstand der Orchesterverein, der diese Verhältnisse auf eine rechtliche Grundlage stellte.

So energisch im allgemeinen Tollmann seine künstlerischen Ziele verfolgte, so überaus liebenswürdig und heiter war er im persönlichen Umgange. Seine „Urbanität" rühmt die Allgemeine musikalische Zeitung, Louis Spohrs Urteil über ihn als den „gefälligsten und dienstfertigsten Menschen, der mir je im Leben vorgekommen ist" kennt man aus Spohrs Selbstbiographie, ähnliche Züge rühmen die alljährlich sich immer mehrenden durchreisenden Künstler. Der Nekrolog in den „Baslerischen Mitteilungen" sagt: „Wer die sich selbst vergessende, nur in andern lebende Gefälligkeit, die sich hingebende Gutmütigkeit, den harmlosen Frohsinn malen wollte, der müßte uns Tollmanns Bild geben." Und er fügt bei: „Wir könnten rührende Züge von aufopfernder Großmut erzählen, die manchen Reichen beschämen möchten." Ein solcher Zug sei hier mitgeteilt. Es gelang Tollmann einst, einen Lebensmüden, der im Begriffe war, sich in den Rhein zu stürzen, zurückzuhalten; er ließ

sich mit ihm in ein Gespräch ein und erfuhr von ihm, daß gänzliche Mittellosigkeit ihn in den Tod treibe. Ohne langes Besinnen zog Tollmann seine Uhr und schenkte sie dem Bedauernswerten. Dieser versetzte sie, und es ist nun ein hübsches Beispiel von Tollmanns Beliebtheit, daß er nicht lange nachher seine Uhr wieder erhielt mit folgenden Zeilen: „Eine Gesellschaft, die sich zur angenehmen Pflicht macht, schöne Handlungen zu ehren, bittet Sie, Ihre hiebei zurückfolgende Uhr anzunehmen und der Ihnen gewidmeten wahren Achtung versichert zu sein."

Die Schilderung Tollmanns wäre aber unvollständig, wenn wir nicht noch mit einem Worte des Musikalienhändlers Tollmann gedächten. Tollmanns Musikalienhandlung und Leihanstalt war das erste Geschäft dieser Art in Basel. Nägeli hatte in Zürich ein solches eingeführt, und man darf in solchen Unternehmungen mehr ein Zeichen des tätigen Aufklärungszeitalters und ideale Gesichtspunkte als bloße Erwerbsabsichten sehen. Den Umfang des Tollmannschen Geschäftes ersieht man daraus, daß er im Jahre 1812 für 1200 Franken Musikalien von dem Leipziger Haus Kühnel erhalten hat. Interessant ist es, aus der Korrespondenz Tollmanns zu entnehmen, auf welche Art Musik er dabei besondern Wert legte. „Claviermusik, vorzüglich schöne Variationen, Rondo u. dergl. mit gesangvollem Thema, Violinmusik von verschiedener Gattung, vorzüglich Variationen, Rondo, Polonaisen etc. Auch wünschte ich einige der neuesten recht guten Violinconcerte und Concertanten von ersten Meistern, einige der neuesten Opern arrangiert en quatuor oder quintuor; etwas Flautenmusik könnte ich vielleicht auch brauchen" usw. Im Jahre 1829 noch hat Tollmann einen 96 Seiten starken Katalog seiner Musikalien-Leihanstalt herausgegeben. Den Geschmack der Zeit sehen wir in dem starken Vorherrschen der damals sehr beliebten Variationenwerke, dann in der zahlreich vertretenen Musik für eine und mehrere Flöten, in den vielen

Originalkompositionen und Arrangements für Guitarre (so stehen im Katalog eine Anzahl Sonaten für Guitarre, ja sogar die Ouvertüren zu Don Juan und Titus, arrangiert für zwei Guitarren). Bekanntlich erfreute sich die Guitarre auch als Orchesterinstrument einer gewissen Beliebtheit; noch Schubert hat ein Quartett für Flöte, Guitarre, Bratsche und Cello geschrieben, und Schumann die Aufnahme der Guitarre in eine Sinfonie ernstlich geplant. — Sehr beliebt waren am Anfange des Jahrhunderts, wie schon aus der angeführten Korrespondenz hervorgeht, die Arrangements von Opern und Oratorien für Streichquartett, und in Tollmanns Katalog halten sie denn auch den damals neu aufkommenden Klavierauszügen durchaus die Wage; wir finden darin die Werke Mozarts und die Haydnschen Oratorien nicht weniger als auch den Fidelio und die Bühnenwerke der Zeitgrößen Spontini, Weigl, Winter bis hinauf zu Spohr und Weber in Quartettarrangements, und endlich, was uns heute als das neueste angepriesen wird, Lieder mit Begleitung des Streichquartetts. Es wäre anziehend, würde aber zu weit führen, den Katalog auch nach der Seite der Beliebtheit gewisser Komponisten zu durchgehen, immerhin kann festgestellt werden, daß Tollmann mit der Zeit Schritt hielt und auch im Musikalienhandel den Werken eines Beethoven Geltung verschaffte. Die Sonaten, Quartette, die drei ersten Sinfonien, die Chorwerke sind im Katalog im Original und in den verschiedensten Bearbeitungen vertreten. Gar nicht selbstverständlich ist es sodann, daß einige Werke Seb. Bachs vorkommen, worunter allerdings „12 Choräle, umgearbeitet von Vogler", und endlich am andern Ende der langen Reihe „Franz Liszt, Impromptu über Themen von Spontini, op. 3." Bekanntlich hat später der Basler Musikalienhändler Knop, der Tollmanns Geschäft nach dessen Tod übernahm, eine Anzahl Lisztscher Kompositionen selber verlegt.

Die letzten Jahre scheinen Tollmann, auch abgesehen

von der Sorge um die Angehörigen, manchmal verbittert zu haben. Das Protokoll deutet an, daß man dann und wann mit der Wahl seiner Programme nicht einverstanden war, so daß er sich genötigt sah, sich über die vielfachen Schwierigkeiten bei den doch immer noch großen Unzulänglichkeiten des Orchesters und den stark divergierenden Geschmacksrichtungen des Publikums ausführlich auszusprechen und zu betonen, wie schmerzlich es ihm sei, nicht selten eine gewisse Abnahme des früher genossenen Zutrauens bemerken zu müssen. Immerhin hat er bis zuletzt pflichtgetreu auf seinem Posten ausgeharrt. Am 22. Oktober 1829 machte ein Schlagfluß unerwartet seinem Leben ein Ende. Auf dem Spalenfriedhof ist er bestattet worden.

Anmerkungen.

1) Th. Burckhardt, Geschichte des Gymnasiums zu Basel. Basel 1889, S. 161. — Karl Nef, Die Musik in Basel, von den Anfängen im 9. bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts. Sammelbände der Internationalen Musikgesellschaft, Jahrg. 10, Heft 4, S. 21 u. 23. — Karl Nef, Die Musik an der Universität Basel. Festschrift zur Feier des 450jährigen Bestehens der Universität, Basel 1910, S. 13—17. — Th. Goldschmid, Schweizerische Gesangbücher früherer Zeit. Zürich 1917. — Eine Anzahl der Lieder aus der „Seelenmusik“ hat Goldschmid in seine Sammlung „Geistliche Sologesänge und Duette“ (Hug u. Cie., Zürich) aufgenommen. — Akten des Basler Staatsarchivs: Kirchenakten J 1 und 3, Reg.-Prot. II und III, Univ.-Archiv 2, jeweils unter den im Text angegebenen Jahreszahlen.

2) Nur die 4. Auflage der „Seelenmusik“ enthält Sololieder von Pfaff, und zwar „hin und her im ganzen Buche zerstreut“. Da von den vielen Einzelgesängen sechs nur in dieser Auflage vorkommen, dürfen wir sie wohl für Pfaff in Anspruch nehmen. Es sind folgende: Ach mein Jesu, fleuchst du noch, II, S. 168. O mein Jesu, deine Liebe, II, S. 168. Ich sterbe dahin, II, S. 172. Prüfet alle falschen Geister, II, S. 182. Schweig, mein Herz, II, S. 238. Welt packe dich, II, S. 239.

3) Th. Burckhardt u. Th. Goldschmid a. a. O. — Joh. Zahn, Die Melodien der deutschen evang. Kirchenlieder, 1889 ff. — W. Merian in der Zeitschrift „Die Garbe“, 1919,

S. 319. — Herm. Kretzschmar, Geschichte des neuen deutschen Liedes, Bd. I, 1911. — Albert Nef, Das Lied in der deutschen Schweiz, 1909. — Akten des Basler Staatsarchivs: Erziehungsakten B 35, Kirchenakten J 12, Ratsbücher K 28 und K 17, Universitätsakten B 1, Gerichtsarchiv H 20. (Test. prot.)

[4]) Der „Musikalische Christenschatz" enthält zu 523 Texten 269 Melodien (nicht 275, wie das Vorwort sagt), von denen 29 als Arien bezeichnet sind; 7 Arien sind zweistimmig, 22 einstimmig; außerdem tragen 12 weitere Lieder die Bezeichnung Canto solo con organo; 23 von den Arien sind zwischen die 500 Textnummern unnumeriert eingeschoben. 126 Melodien stammen aus einem handschriftlichen Herrnhuter Choralbuch, das Lieder aus Freylinghausen, aus Einzeldrucken und andern handschriftlichen Büchern enthielt (vergl. Zahn Nr. 6990, 7166, 7350 a). Die übrigen 143 Melodien stammen aus verschiedenen Quellen: 1. Die Choräle und choralartigen Gemeindegesänge (etwas mehr als die Hälfte dieser 143 Melodien), 35—40 aus Freylinghausen und König, 30 aus dem französischen Psalter und dem deutschen Kirchengesang des 16. und 17. Jahrhunderts (viele Melodien mit andern Texten als in den Vorlagen); 14 Melodien sind erstmals bei Thommen gedruckt, der sie aus verschiedenen handschriftlichen Vorlagen aufgenommen haben mag (z. B. Zahn Nr. 1062). Vereinzelte Melodien stammen aus schweizerischen Quellen: 2 aus Weberbeck (Seelenmusik 1712), 2 aus Steiners Gesangbuch (1723), 3 aus Bachofens Hallelujah (1727), 2 aus Zollikofers Gebetmusik (1738) u. a. 2. Die figurierten Einzelgesänge und Duette. Es scheint mir, daß man ohne große Willkür diese Lieder wie folgt charakterisieren kann: a) Hallische Lieder, etwa 25, mit Intervallfortschritten, Schleifnoten, Wort- und Silbenwiederholungen nach Art der choralartigen Stücke dieser Schule (vergl. z. B. Zahn 6515). Die Texte sind öfters aus den cöthnischen Sammlungen; in den Gesangbüchern von Halle, Wernigerode usw. aber als Choräle komponiert; handschriftliche Kompositionen cöthnischer Lieder sind in Herrnhut nicht mehr vorhanden (Mitt. von Pred. Erxleben daselbst). Die Aufnahme solcher Kompositionen ist durch Thommens Beziehungen zu der Basler Brüdergemeinde wohl erklärlich. b) Leipziger Lieder, 1—2 mit den Zeichen der einfachen, etwas getragenen Melodiebildung vieler Nummern aus Sperontes „Singende Muse an der Pleiße" (1736) z. B. I 7, 21, 33; II 16, 46. Die Lieder selbst kommen bei Sperontes nicht vor. c) Etwa 20 Lieder mit Melodie- und Koloraturbildung, ähnlich J. C. Bachofen (Hallelujah 1727, Vergnügen 1740, Ausgaben 1748) und mit dessen Deklamation in belebten Achteln und Sechzehnteln. Bachofen ist nicht der Komponist, der Anonymus übertrifft ihn an Kraft und Schwung bei weitem. — Diese Lieder könnte Thommen selbst komponiert haben — sie zeigen alle die energische Baßführung, von der er in den vielen von ihm neu gesetzten Bässen der Freylinghausenschen

Choräle Zeugnis ablegt. Vielleicht liegt ein Indiz auch in folgendem. Von Thommen existiert ferner ein „Musikalisches ABC“ mit Darlegung einiger Grundbegriffe. Als Singübungen sind darin einige Arien — eben aus dieser Gruppe des Christenschatzes mitgeteilt. — Außer den vorstehend erwähnten Sammlungen und Gesangbüchern habe ich noch diejenigen von Telemann (1741), Görner (1742) und Steiners Arienkranz (1728) durchsucht. Die Choräle bei Schemelli kommen nicht in Betracht, und die Sologesänge enthalten keine Nummer des Christenschatzes. Nicht zugänglich, d. h. auf keiner schweiz. Bibliothek zu finden waren Chr. Schwartz, Musae Teutonicae (1705), deren Lieder aber nach den bei Kretzschmar I 164 mitgeteilten Proben in einer andern Richtung liegen, und J. H. Kyburtz Singstunden (1705). — Die Publikationen der sog. Berliner Schule gehören einer spätern Zeit an, und die deutschen Gesangbücher fallen als Choralsammlungen außer Betracht. — Thommen selbst hat sich nach der Anschauung der Zeit nicht deutlich ausgesprochen; er sagt nur, er habe teils alte und bekannte, teils ganz neue Melodien aufgenommen.

[5]) K. Nef, a. a. O. — E. Wölfflin, Das Collegium musicum und die Konzerte in Basel (Basl. Beiträge VII). — P. Meyer, Basels Konzertwesen im 18. und zu Anfang des 19. Jahrh. (Basler Jahrbuch 1884). — Basler Universitätsbibliothek: Protokolle des Collegium musicum, Archiv der Allg. Musikgesellschaft, Musikalien, Bücher aus dem Besitze Dömmelins.

[6]) K. Nef, Wölfflin und Meyer a. a. O. — C. Chr. Bernoulli, Aus Basels Musikleben im 18. Jahrh., Schweiz. Musikzeitung 1905, S. 130. — K. Nef, Eine Basler Musikbibliothek aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. Zeitschr. der J. M. G. IV. Jahrg., S. 385. — Georg Walter, Verzeichnis von Werken der Mannheimer Symphoniker im Besitze der Universitätsbibliothek in Basel. Festschrift zum 2. Kongreß der J. M. G. Basel 1906. — E. Schlumberger, Der Reichensteiner Hof zur Zeit der Allierten. Basel 1901. — Protokolle und Archiv a. a. O. — Akten des Staatsarchivs: Handel und Gewerbe KKK 6. — Universitätsbibliothek: Manuskripte der Sarasinschen Sammlung.

[7]) Lebenserinnerungen von Xaver Schnyder von Wartensee. Zürich 1887. S. 108 ff. — Carl Maria von Weber, ein Lebensbild von Max Maria von Weber. Leipzig 1864. Bd. 1, S. 188 u.. 302; Bd. 3, S. 48. — Louis Spohrs Selbstbiographie (Cassel 1860), S. 250. — Wilh. Merian, Basels Musikleben während des 19. Jahrh. (Basel 1919). — Paul Meyer, Basels Konzertwesen 1804—1875. Basler Jahrbuch 1890, S. 76 ff. — K. Nef, Wölfflin und P. Meyer a. a. O. — Staatsarchiv Basel: Kirchenarchiv Leonhardskirche. — Korrespondenzen und Programme im Besitze von Frau Masarey-Tollmann in Basel, der ich auch weitere im Texte verwertete Mitteilungen verdanke. —

Der im Texte angeführte Brief von Spohr an Tollmann lautet:

Cassel, den 2. Juli 22.

Geehrter Herr und Freund,

Recht sehr hat mich Ihre liebe Zuschrift erfreuet, indem Sie mir die Nachricht Ihres und der Ihrigen Wohlbefinden giebt. Leider bin ich aber außer Stande, Ihnen zur Erreichung Ihres Wunsches, hier in Cassel angestellt zu seyn, behülflich zu seyn, da ich bey meiner Hieherkunft schon alle die Plätze, die sich für Sie eigneten, des Musikdirektors, des Concertmeisters und des Sologeigers, besetzt fand. Ersteres ist Herr Baldewein, zweites Herr Barnbeck und Solospieler Herr Diele, ein ausgezeichneter Künstler. — Sollte ich aber von irgend einer Vakanz einer für Sie passenden Stelle hören, so werde ich nicht verfehlen, Sie sogleich davon in Kenntnis zu setzen. Meine Frau läßt sich Ihnen und Ihrer Frau Gemahlin angelegentlich empfehlen. Mit herzlicher Freundschaft stets der Ihrige

Louis Spohr.

Der Freundlichkeit des Besitzers, Herrn Prof. Daniel Burckhardt-Werthemann, verdanke ich es, daß ich eine bisher unbekannte Abbildung des „Concerts“ vom Jahre 1790 mitteilen kann. Wenn schon eine Karrikatur, so gibt sie doch ein anschauliches Bild vom Musizieren und Zuhören in der damaligen Zeit und vom Konzertsaal, dem sog. Obern Collegium. Das Bild ist meines Wissens die einzige bildliche Darstellung aus dem Basler Musikleben des 18. Jahrhundert und mag somit neben der Sprengschen „Reise nach dem Concert“ (Basler Jahrb. 1884, S. 192) seine eigene Berechtigung haben. Schade nur, daß uns die Namen der famosen Musikanten nicht mitgeteilt werden; Kachel ist wohl nicht mehr darunter. Von ihm hat übrigens Feyerabend auch eine Karikatur gemalt.

Kirche und Landgut zu St. Margarethen.

Von Carl Roth.

Als weithin sichtbares Wahrzeichen des Eingangs zum Leimental erhebt sich oberhalb des Dorfes Binningen auf einem nordwestlich steil abfallenden Ausläufer des Höhenzuges des Bruderholzes die aus Kirche, Wohnhäusern und Oekonomiegebäulichkeiten bestehende Gebäudegruppe „zu St. Margarethen". So malerisch der Anblick aus der Ferne wirkt, so herrlich ist auch der Ausblick, den der Beschauer von der Margarethenhöhe aus genießt. Ueber die zu Füßen sich ausdehnende Stadt schweift das Auge hinüber zu den Höhen des Schwarzwaldes und in das liebliche Wiesental hinein, anderseits hinaus über die weite oberelsässische Ebene bis zu der den Horizont abschließenden Vogesenkette.

Die Entstehung St. Margarethens liegt weiter zurück als dessen geschichtliche Kunde reicht. Herausgewachsen ist die Ansiedelung ursprünglich aus zwei geistlichen Stiftungen: der Kirche und einer schon früh an diese angeschlossenen Schwesternklause. Die älteste Nachricht, die wir von der Kirche zu St. Margarethen besitzen, verdanken wir einer Urkunde aus dem Jahr 1251. Wie weit über diesen Zeitpunkt hinauf das Alter des Gotteshauses reicht, ob es als Margarethenheiligtum errichtet oder ob es ältern Ursprungs erst nachträglich diesem Kulte geweiht worden ist, entzieht sich unserer Kenntnis.

Eine zweifelsohne durch die Ortsverhältnisse veranlaßte sagenhafte Ueberlieferung bringt die Entstehung der Kirche zu St. Margarethen in Zusammenhang mit der Entstehung

der Kirchen zu St. Chrischona und zu Tüllingen. Die Sage erzählt, auf dem Schlosse Pfeffingen im Birstale habe einst ein Ritter gehaust, der drei gar liebliche Schwestern hatte. Margaretha hieß die eine, Chrischona die andere und Ottilia die dritte. Nicht weit entfernt saßen auf ihrem Schlosse und Stammgut die drei Ritter Franz, Kilian und Rudolf von Tierstein. Diese waren den drei Burgfräulein in Minne ergeben und besuchten sie heimlicherweise, um ihre Gunst zu werben. Der Pfeffinger Ritter haßte aber die Tiersteiner. Einst auf der Jagd erschien ihm der Teufel in Gestalt eines Zwerges. Der Ritter überwand den Bösen und zwang ihn, ihm die Zukunft zu offenbaren. Nun weissagte der Zwerg, daß Schloß und Geschlecht derer zu Pfeffingen den Untergang erleiden sollten, während des Ritters Schwestern ewige Häuser bauen und ihre Namen sich in alle Zeiten erhalten würden. Dieser Spruch des Teufels ging dann auch in Erfüllung. Denn, als der Ritter die Tiersteiner bei ihrem nächsten Besuche zu Pfeffingen gefangen nehmen und enthaupten ließ, verließen die Schwestern in tiefer Betrübnis das Schloß, eine jede sich einen Ruheort für ihre Seele zu suchen. Margaretha zog auf die Höhe des Bruderholzes, während die beiden anderen Schwestern sich über den Rhein begaben, Chrischona auf den Dinkelsberg, Ottilia auf die Anhöhe jenseits der Wiese. Eine jede errichtete sich an ihrem Zufluchtsorte eine Klause, Stätten der Andacht, die heute noch bestehen, während das Pfeffinger Schloß schon längst zerfallen und das Geschlecht der Ritter ausgestorben ist.[1])

Diese nachträglich entstandene, an ähnliche Sagenbildungen sich anlehnende Ortssage steht mit den geschichtlichen Ereignissen in keinem Zusammenhang. Vielmehr ist die Patronin St. Margarethens die orientalische Märtyrerjungfrau Margaretha, deren Verehrung seit dem siebenten Jahrhundert auch im Abendlande Verbreitung gefunden hat. Weder über die Art noch die Zeit ihres Martertodes weiß man etwas Bestimmtes. Nach der Legende[2]) war Marga-

retha die Tochter eines Heidenpriesters in der Stadt Antiochien in Kleinasien. Zu Jahren gekommen, nahm sie die christliche Lehre an und ließ sich taufen. Als sie dann eines Tages mit anderen Jungfrauen die Schafe ihres Vaters hütete, erblickte sie im Vorbeigehen der Präfekt Olybrius und fühlte sich von ihrer Schönheit so angezogen, daß er sie zum Weibe begehrte. Margaretha wies aber den Präfekten ab und bekannte ihm ihren Christenglauben, allen Versprechungen und Drohungen zum Trotz. Der erzürnte Präfekt übergab die Jungfrau dem Folterknechte und ließ sie, als sie in ihrem Glauben standhaft blieb, ins Gefängnis werfen. Hier erschien ihr der Teufel, zuerst als Drache, dann in Menschengestalt. Durch ihre Glaubensstärke überwand aber die Jungfrau den bösen Feind und ertrug, tags darauf nochmals der Folter unterworfen, die Qualen so standhaft, daß das umstehende Volk, 5000 Menschen an Zahl, die christliche Lehre annahm. Schließlich auf Befehl des Präfekten, weiteren Bekehrungen vorzubeugen, dem Scharfrichter überantwortet, erlitt Margaretha den Märtyrertod.

Die älteste dem Verfasser bekannte Nennung eines Margarethenheiligtums in der Schweiz — zu Buchberg im Kanton Schaffhausen — fällt in das Jahr 1130.[3]) Etwas über hundert Jahre später tritt in die geschichtliche Erscheinung das Margarethenkirchlein auf dem Bruderholz, und zwar als Pfarrkirche der Parochie Binningen-Bottmingen. Das Patronatsrecht zu St. Margarethen befand sich damals in der Hand des Bischofs von Basel, zugleich des bedeutendsten Grundherrn in dem auch Binningen und Bottmingen umschließenden großen Stadtbann. Schon frühe gingen aber die hauptsächlichsten Rechte der bischöflichen Grundherrschaft im Basler Banne über an die Dompropstei und dieser Wandlung folgte im dreizehnten Jahrhundert der Uebergang des Patronatsrechtes zu St. Margarethen zuerst im Jahre 1251 vom Bischof an das Domkapitel[4]), sodann 1260 vom Domkapitel an den Dompropst[5]). Beide Male durch Tausch:

1251 gegen das Patronatsrecht zu Rems, 1260 gegen dasjenige zu Wolfsweiler.

Bis dahin war St. Margarethen selbständige Pfarrkirche gewesen. Diese Stellung änderte sich nach der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts. Eingeleitet wurde die Aenderung durch eine vom Bischof wohl auf Wunsch des Dompropstes getroffene Bestimmung, die für die Zukunft den jeweiligen Priester von Binningen den Münsterkaplänen beigesellte und dadurch eine Verbindung schuf zwischen der bisherigen Landkirche und der bischöflichen Kathedrale. Entscheidend wurde dann die bald hernach erfolgte Einverleibung St. Margarethens in die damals neu geschaffene, der Kirche St. Ulrich beim Münster unterstellte Ulrichsgemeinde.

Diese Gemeinde, deren Entstehung des Zusammenhanges wegen hier kurz gestreift werden mag, war hervorgerufen worden durch die eigenartigen Pfarreiverhältnisse, wie diese sich im Laufe der Zeit in Basel entwickelt hatten[6]). Ursprünglicher Inhaber der Pfarrhoheit innerhalb der Stadt war gewesen das Domstift. Eine Aenderung trat ein, als zu Ende des 11. Jahrhunderts vor den Mauern das Cluniacenserkloster St. Alban gegründet worden war. Zugunsten dieser Neugründung entkleidete der Bischof das Hochstift aller seiner pfarrherrlichen Befugnisse in der Stadt und übergab sie mitsamt der Pfarrkirche zu St. Martin dem Prior von St. Alban. Damit besaß von nun an dieses Gotteshaus die Seelsorge in ganz Basel, soweit damals die Stadt zwischen Birsig und Rhein reichte. Diesen Zustand vermochte nun aber der aller seelsorgerlichen Tätigkeit an der Gemeinde beraubte und auf den Kirchendienst in der Kathedrale und in den Kapellen innerhalb der Münsterfreiheit auf Burg beschränkte Domklerus auf die Dauer nicht zu ertragen. So griff um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts das Domstift zu dem Mittel der Erhebung seiner bisherigen Kapelle St. Ulrich zur Pfarrkirche unter Angliederung einer neuen Gemeinde an dieselbe.

Das Gebiet dieser neuen Ulrichsgemeinde ergab sich aus den Beziehungen, die der Dompropst als Grundherr zum Stadtbann und als Kirchherr zur St. Margarethenkirche hatte. Die um jene Zeit vor den Mauern einsetzende und langsam fortschreitende Besiedelung des Geländes zwischen Birsig und St. Alban eröffnete ein neues Feld pfarrherrlicher Tätigkeit, und es sah sich darum der Dompropst veranlaßt, den hier entstehenden Vorstädten eine eigene Pfarrkirche zu geben. Statt aber eine solche vor den Mauern zu gründen, benützte er die ihm unterstellte, nach Verlegung des Pfarrsitzes von St. Margarethen weg zur Pfarrkirche erhobene Kapelle St. Ulrich, in deren Gemeindegebiet einbezogen wurde, was im Stadtbann zwischen dem Birsig und dem Territorium von St. Alban lag und damit auch die noch im größeren Stadtbann liegenden, zu St. Margarethen eingepfarrten Dörfer Binningen und Bottmingen. So wurde St. Margarethen aus einer selbständigen Pfarrei eine Filiale St. Ulrichs, und beider Gotteshäuser Patron ward der Dompropst.

In der Person des Dompropstes als ersten Würdenträgers des Domstiftes und zugleich Kirchherrn zu St. Ulrich und zu St. Margarethen verkörperte sich denn auch der Zusammenhang, der zwischen der Ulrichsgemeinde und der Kathedrale trotz der Erhebung St. Ulrichs zur Pfarrkirche erhalten blieb. Es blieb der Leutpriester der Ulrichskirche dem Domstift gegenüber ein Mitglied seiner Chorgeistlichkeit, wie es früher der Kaplan zu St. Ulrich gewesen war.

Da es nach der neuen Ordnung der Dinge zu Binningen keinen eigenen Geistlichen mehr gab, so lag fortan dem Pfarrer zu St. Ulrich auch der Kirchendienst zu St. Margarethen ob, der dafür seine Einkünfte aus dem Kirchengute daselbst bezog. Dieser Kirchendienst in dem entfernten Kirchlein wurde jedoch ein spärlicher und beschränkte sich auf gewisse Festzeiten: am St. Margarethenabend eine gesungene Vesper und dazu ein Salve, am St. Margarethentag ein

gesungenes Amt und Predigt vor und nach dem Amt; am Abend vor Kirchweih eine gesungene Vesper und ein Salve; am Kirchweihtag ein gesungenes Amt, Predigt vor und nach dem Amt und auf die Vesper nach der Predigt eine Vigilie mit nachfolgender Visitation der Gräber; an der Nachkirchweih ein gesungenes Seelamt und wiederum Visitation der Gräber[7]). Für die übrigen Zeiten des Jahres sahen sich die Binninger und Bottminger genötigt, in die Stadt zu gehen, ihre Erbauung zu suchen.

Im ganzen sind wir über die Geschicke des St. Margarethenkirchleins seit dessen Uebergang an St. Ulrich, der bescheidenen Rolle entsprechend, die es seit diesem Zeitpunkte spielte, nur sehr dürftig unterrichtet. Erst aus den Jahren kurz vor Eintreten der Reformation erfahren wir wieder einiges wenige.

Durch ein um 1510 abgefaßtes Inventar lernen wir den Bestand der damaligen Kirchenausstattung kennen. Es bildeten den Kirchenschmuck 2 Kelche, 1 silbernes Kreuz, 3 Paar Meßkännlein, 3 hölzerne Kreuze, 3 Kreuzstangen, 4 Paar Lichtstöcke, 4 Hostientücher, 5 Altarkissen in rotem Arrasgewebe, 4 Meßgewänder (ein grünes lündisches, d. h. aus Londoner Gewebe, ein einfaches grünes, ein geblümtes seidenes, ein blaues seidenes), 20 Altartücher, 14 Handtücher, 1 Ueberrock, 5 Kissen aus Heidnischwerk, d. h. Teppichgewebe, 1 Fahne, 1 blaue Casula aus Londoner Gewebe, 1 grüne Casula aus Arrasgewebe, 6 wollene Altarbekleidungstücher, 5 Meßbücher, 1 Cantionale, 9 Reliquientafeln, 2 Monstranzen, 2 Messingbecken, 3 Weihwasserkessel, 2 Rauchfässer, 3 Stangenkerzen, 1 Stange zu dem Altar und endlich 4 Truhen zur Aufbewahrung der Paramente.[8])

Nur mangelhaft scheint der bauliche Unterhalt der Kirche und des zugehörigen Kirchhofes gewesen zu sein. Als am 1. Oktober 1460 der Leutpriester zu St. Ulrich, in Vertretung des Dompropstes als Kirchherrn, im Namen der Kirche zu St. Margarethen einen diesem Gotteshause gehörigen Acker

am Wege gegen Bottmingen als Erblehen ausgab, mußte sich der Lehensempfänger verpflichten, als Lehenzins an den Bau zu St. Margarethen jährlich 8 Schillinge neuer Basler Pfennige zu entrichten und außerdem Sorge zu tragen, den Kirchhof mit Holz- und Mauerwerk zu vermachen, damit das Vieh nicht mehr hineinlaufen könne.[9])

Dem in Gottesdienst und Bau vernachlässigten Kirchlein wieder aufzuhelfen, vereinbarten sich schließlich Dompropst Hans Wernher von Mörsberg und der Leutpriester am 25. Juni 1511 dahin, daß der Leutpriester vier Jahre lang auf alle seine Einkünfte zu St. Margarethen zu verzichten und außerdem in Zukunft regelmäßig alle drei Wochen eine Messe daselbst abzuhalten habe.[10])

Und nun die eingangs erwähnte Schwesternklause zu St. Margarethen. Seit wann diese im Anschluß an das Kirchlein entstandene geistliche Niederlassung bestand, erfahren wir nicht. Bezeugt findet sie sich zum ersten Male im Jahre 1393. Damals gab der Dompropst Konrad Münch eine urkundliche Erklärung ab, die zum Zwecke hatte, einerseits die Rechte der Klausnerinnen zu bestätigen, anderseits deren Verpflichtungen gegenüber dem ihnen übergeordneten Leutpriester zu St. Ulrich zu umschreiben. Es wurde hier verfügt, daß die Klausnerinnen zu St. Margarethen, die da gehören zur Pfarrei St. Ulrich in der Stadt Basel, auch weiterhin in ihrer Klause bleiben mögen, jedoch ohne allen Schaden der Kirche zu St. Margarethen. Ferner sollte nach Aufnahme einer neuen Mitklausnerin in die Gemeinschaft deren Bettzeug, Hausrat und übrige Fahrhabe, die sie eingebracht, dem Schwesternhause bleiben auch über ihren Tod hinaus. Begehrte eine Klausnerin aber in ein heiligeres und andächtigeres Leben (offenbar durch Eintritt in ein Kloster) überzutreten, so möge sie das tun, dabei aber nur das Gewand, das sie trage, und nicht mehr, mit sich nehmen. Anderseits sollen die Klausnerinnen ihre „christlichen Rechte" von niemand empfangen als vom Leutpriester zu St. Ulrich, und

es solle kein anderer Priester das Recht haben, ihre Wohnung zu betreten und bei ihnen Beichte zu hören. — Soweit der urkundliche Bericht.[11]) Vermögen wir über das Klausurleben der Schwestern nichts Näheres zu erfahren, so scheint doch die Erwähnung, daß der Priester zum Beichtehören zu ihnen kam, auf ein dauerndes Eingeschlossensein schließen zu lassen.

Wie lange die Klause von den Schwestern bewohnt war, wissen wir nicht. Gegen Ende des 15. Jahrhunderts ist von ihnen nicht mehr die Rede, vielmehr ist jetzt das Haus von einem Bruder bewohnt. Offenbar war nach dem Abgange der Schwestern die Klause an den Kirchherrn, den Dompropst, gefallen, und dieser verwandte das alte Schwesternhaus als Wohnung für einen sogenannten Bruder, der aber kein eigentlicher Klausner mehr war. Vielmehr amtete dieser als Hüter und Sigrist der Kirche, und wie aus einer Urkunde von 1510 hervorgeht, war er verehelicht.

Am 13. Dezember des genannten Jahres verlieh der Dompropst Hans Wernher von Mörsberg das Bruderhaus zu St. Margarethen dem Hans Köstli und dessen Ehefrau. Ihre Verpflichtungen waren: Jederzeit des Gotteshauses Nutzen zu fördern; dem Leutpriester zu St. Ulrich und den beiden Kirchpflegern zu St. Margarethen in Dingen, die das Gotteshaus berührten, jederzeit gehorsam zu sein; zu den Zeiten und an den Orten, wie von Alters Herkommen ist, das Almosen zu holen und zu heischen (d. h. die Kollekte zu besorgen); Gottesgaben, die dem Bruder oder seiner Hausfrau in oder außer der Stadt übergeben werden, vorläufig in Verwahrung zu nehmen und zu gelegener Zeit den Pflegern zu übergeben, sowie die zur Kirche St. Margarethen gehörenden Güter gegen deren Nutzungsrecht in Bau und Ehren zu halten. Falls ihm der angenommene Bruder nicht zusagt, hat der Dompropst das Recht, diesem im Laufe des ersten Jahres zu künden. Anderseits hat auch der Bruder das Recht, falls ihm das angenommene Leben nicht gefällt,

zu künden, doch soll er dann für seinen Abzug dem Gotteshaus den halben Wein, der ihm aus den Reben zusteht, zurücklassen, die andere Hälfte mag er mit sich nehmen; hiezu ist der Bruder auch verpflichtet, wenn er nach Verlauf des ersten Jahres wegziehen sollte. Stirbt der Bruder oder seine Hausfrau, oder sterben beide im Bruderhause, so soll das Gotteshaus zu St. Margarethen ihr Erbe sein.[12])

Bei seinem Einzug hatte Hans Köstli als Fahrhabe vorgefunden: 1 ehernen Hafen, 1 Pfanne, 1 Spieß, 1 Kesselhaken, 1 Pickel, 1 Schaufel, 2 Kännlein, 1 Hackmesser, 1 Hackbank, 1 Küfermesser, 2 Bohrer, 1 Zange, 1 Laterne, 1 Mordaxt, 1 Hellebarde, 1 „hangend Tegelysen", 1 Weinzuber, 1 Tragbütte, 1 einfache Bütte, 1 Tisch, 1 Lagerpolster, 1 kupfernen Oelhafen. Mit sich brachte der Bruder dann noch 1 Bett, 2 Kissen, 4 Leintücher, 1 Strohsack, 1 Spannbett, 1 Kiste, 1 Kessel, 1 Pfanne, 1 Kanne, 1 Haue, 1 vier Saum und 1 einen Saum haltendes Faß.[13])

Lange scheint Hans Köstli nicht auf St. Margarethen geblieben zu sein, denn schon am 3. Dezember des Jahres 1513 sehen wir den Dompropst einen neuen Bruder bestellen, Hans Strymüch und dessen Hausfrau, und ihnen das Bruderhaus übergeben.[14]) Damit hört für unsere Kenntnis das Bruderwesen zu St. Margarethen auf.

Ein tatsächliches Ende bereitete ihm dann die Reformation, welche große Bewegung notwendigerweise auch ihre Rückwirkung auf die Verhältnisse zu St. Margarethen haben mußte.

Das Bruderhaus verlor seinen kirchlichen Charakter und damit auch seinen Zusammenhang mit der anstoßenden Kirche. Die zu St. Margarethen aufkommenden neuen Besitzverhältnisse machten das ehemalige Bruderhaus zum Kerne eines sich neu bildenden Landgutes, das fortan selbständig neben der Kirche her seine weitere Entwicklung nimmt. Diesem Umstande entsprechend werden wir unserer weitern Darstellung eine entsprechende Zweiteilung zugrunde legen.

A. Die Kirche.

Die im Frühjahr 1529 in Basel durchgedrungene Reformation hatte den Staat zum Herrn der Kirche und zum Verwalter des säkularisierten Kirchengutes gemacht. Mit dieser Umwälzung war auch der große Besitz des Domstiftes, von dem das Dompropsteigut den bedeutendsten Teil ausmachte, unter obrigkeitliche Verwaltung gekommen, und für deren Besorgung waren vom Rate Pfleger (die „Kammerei auf Burg") und diesen unterstellte Schaffner eingesetzt worden.

Als bisheriges Dompropsteigut kam auf diese Weise auch St. Margarethen mit Kirche, Bruderhaus und zugehörigem Güterkomplex unter die Verwaltung der Kammerei auf Burg, und zwar bereits 1529 mit Einführung der Reformation in Basel und seinen Gebieten, obwohl damals Binningen und Bottmingen noch dem Bischof unterstanden und noch nicht der städtischen Landeshoheit unterstellt waren.

Diese Tatsache erklärt sich aus der eigenartigen Stellung, in der sich Binningen und Bottmingen in kirchlicher, beziehungsweise politischer Hinsicht zwischen Stadt und Bischof befanden. Binningen wie Bottmingen hatten ursprünglich zum Stadtbann, dem alten Bezirke der bischöflichen Vogtei, gehört. Später, wann, läßt sich nicht sagen, schieden dann die beiden Dörfer aus, während das übrige dem heutigen Basler Stadtbann entsprechende Gebiet zum städtischen Herrschaftsbereiche wurde.[15]) Im Gegensatz zu dieser politischen Zweiteilung blieb die dem ursprünglichen Stadtbanne zwischen Birsig und St. Alban entsprechende St. Ulrichsgemeinde in der Hand des Domprobstes in ihrer Einheit bestehen, und auch als infolge der Reformation der Rat an die Stelle des Dompropstes getreten war, erhielt sich diese kirchliche Einheit. Infolgedessen ersetzte der Rat zu St. Margarethen in geistlicher wie in ökonomischer Hinsicht als neuer Kirchherr den Dompropst. Binningen und Bottmingen nahmen die

neue Lehre an, das Kirchengut kam unter die Verwaltung der Pfleger auf Burg.

Für einige Jahre unterstanden nun die Binninger und Bottminger kirchlich dem Rate, politisch dem Bischof. Diesem Zustande machte ein Ende die Erwerbung der beiden Dorfschaften für die Stadt durch einen mit Bischof Philipp von Gundelsheim auf dessen Residenzschloß zu Pruntrut am 24. September 1534 geschlossenen Vertrag.[16]) Der Uebergang vollzog sich in der Form einer Verpfändung um die Summe von 400 Gulden, in welche Verpfändung einbezogen war das „dörfflin Bynnigen mit Leuten, Zwingen und Bennen, Nutzungen, hohen und niederen Gerichten, Holz, Wunn und Weid, den Wasserläufen, und was sich davon auch zu Bottmingen und zu St. Margarethen befindet". Der Vollzug dieser Erwerbung bildete die Verwirklichung einer von Basel seit Jahren gehegten Absicht, die schon im Jahre 1529 den Rat veranlaßt hatte, im Einverständnis mit dem Bischof die Dorfleute zu Binningen und Bottmingen einen Eid schwören zu lassen, niemals einen Herrn annehmen zu wollen ohne des Bischofs oder der Stadt Gunst, Wissen und Willen.[17]) Das war geschehen, um sich Solothurn gegenüber sicherzustellen, das mit seiner Basel schon allzu sehr einengenden transjuranischen Politik bereits auf die Erwerbung des vor den Toren der Stadt gelegenen Binningen sein Augenmerk gerichtet hatte.

An der gottesdienstlichen Ordnung hatte die Reformation zu St. Margarethen nichts zu ändern vermocht. Nach wie vor wurde der Kirchendienst daselbst nur zeitweise und von der Stadt aus besorgt, einzig mit dem Unterschiede, daß an Stelle der infolge der Reformation als Gotteshaus eingegangenen Ulrichskirche als Mutterkirche St. Margarethens die neuere St. Elisabethenkirche getreten war.

Die Entstehung der St. Elisabethenpfarrkirche hängt zusammen mit dem schon längst vor der Reformation sich geltend machenden Bestreben, den Schwerpunkt des Pfarr-

gottesdienstes von der außerhalb der Gemeinde liegenden Ulrichskirche weg in die Kirchgemeinde zu verlegen.[18]) Etwa um 1300 war, zunächst als Gottesackerkapelle, in der Ulrichsgemeinde selbst ein kleines Gotteshaus gegründet und der heiligen Elisabeth geweiht worden. Allmählich gesellte sich hinzu eine Pfründe mit einem regelmäßigen, von einem Kaplan zu versehenden Altardienst. Dabei blieb es, bis im Jahre 1516 der Bau einer Kirche zu St. Elisabethen an Stelle der bisherigen Kapelle unternommen werden konnte, nach deren Vollendung St. Ulrich zwar zunächst noch offizielle Pfarrkirche blieb, in Wirklichkeit aber St. Elisabethen an dessen Stelle trat. Die nach der Reformation stattfindende Erhebung St. Elisabethens zur Pfarrkirche machte dann schließlich diesen tatsächlichen Zustand zu einem rechtlichen. Damit wurde St. Margarethen eine Filiale der St. Elisabethenkirche und blieb eine solche bis zu Beginn des 18. Jahrhunderts, da sie durch Errichtung einer eigenen Pfarrei ihrerseits wiederum zur selbständigen Pfarrkirche vorrückte.

Die Folge des bloß zeitweiligen Gottesdienstes zu St. Margarethen war, daß bei den Binningern und Bottmingern für den sonntäglichen Kirchenbesuch der Kirchgang nach Oberwil aufkam,[19]) welche Dorfschaft bekanntlich mit den übrigen Gemeinden des Birsecks trotz der Zugehörigkeit zum Fürstbistum ebenfalls die Reformation angenommen hatte. Dieser Brauch des Kirchgangs nach Oberwil erhielt sich bis zu der durch Bischof Christoph Blarer von Wartensee in seinen Landen und damit auch im Birseck zu Ende des Jahrhunderts durchgeführten Gegenreformation.

Die auffällige Tatsache, daß die Binninger und Bottminger bei ihrer Unterstellung unter eine städtische Gemeinde den Kirchgang nach Oberwil einem solchen in die Stadt vorzogen, findet wohl am ehesten seine Erklärung in gewissen Unstimmigkeiten, wie sich solche offenbar zwischen den Kirchhörigen zu St. Margarethen und ihren neuen Kirchherren gebildet hatten. So hatten die Kirchgenossen Anlaß, sich in

ihren Rechten von Seiten der Stadt beeinträchtigt zu fühlen, als diese ihnen ihr altes Begräbnis zu St. Margarethen absprechen wollte. Zur Wahrung ihrer Ansprüche wandte sich die Gemeinde mit einer Bittschrift[20]) an ihren — es war im Frühjahr 1533 — bischöflichen Landesherrn, ihr mit seiner Fürsprache behilflich zu sein. In der Tat verwandte sich denn auch der Bischof für seine Untertanen in einem Schreiben an den Basler Rat, und die Angelegenheit scheint dann schließlich zugunsten der Kirchgenossen ihre Erledigung gefunden zu haben. Gewiß mochte aber ein solcher Handel nicht einem guten Einverständnis zwischen Kirchherren und Kirchhörigen entsprungen sein.

Der geringen Bedeutung, die St. Margarethen in dieser Zeit als Gotteshaus beigelegt wurde, entsprach es auch, daß der Rat zu teilweiser Veräußerung des Kirchengutes schritt. Als aber infolge der Gegenreformation im Birseck zu Oberwil der katholische Gottesdienst wieder eingeführt wurde, sahen sich die Binninger und Bottminger auch wiederum in vermehrtem Maße auf den Besuch der Margarethenkirche angewiesen. Dies bewog die Obrigkeit, dem verödeten Gotteshause erneute Aufmerksamkeit zuzuwenden. Ja man dachte sogar an eine Vergrößerung des Raumes, damit die benachbarten bischöflichen Gemeinden Gelegenheit hätten, auch fürderhin die reformierte Predigt zu besuchen. Ein Verbot des Bischofs an seine Untertanen, reformierte Kirchen zu besuchen, veranlaßte aber die Behörden bald, von einem so weitgehenden Vorhaben abzustehen.

Bereits hatte sich der Rat in seiner Sitzung vom 28. Juli 1591 mit der Wünschbarkeit einer gehörigen Instandstellung der Kirche befaßt,[21]) als am 23. August die Geschworenen des Gerichts von Binningen und Bottmingen in offener Ratssitzung erschienen,[22]) dem Rate ein Bittgesuch zu unterbreiten, es möge die Kirche zu St. Margarethen wieder hergestellt und auch den neuen Bedürfnissen der Gemeinden entsprechend erweitert werden. Die Angelegenheit

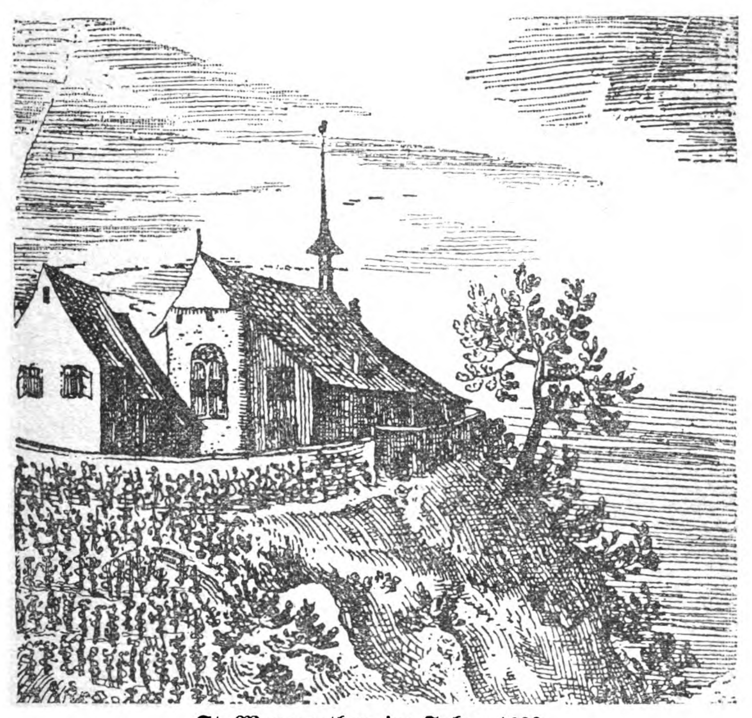
wurde den Pflegern auf Burg überwiesen und auf deren Bericht hin vom Rate am 27. Oktober verfügt,[23]) es genüge eine gehörige Instandstellung der Kirche, von einer Erweiterung derselben sei abzusehen.

Damit war die Sache vorderhand erledigt. Es wurde fortan alle 2—4 Wochen durch einen Prediger von St. Elisabethen zu St. Margarethen Gottesdienst gehalten, welcher Gottesdienst jedoch auf die Predigt beschränkt blieb, während zum Empfang der Sakramente die Kirchgenossen sich in die Stadt nach St. Elisabethen selbst zu begeben hatten.

Der auf solche Weise besorgte Filialdienst zu St. Margarethen, wohin nebst Binningen und Bottmingen mit den Schloßgütern daselbst auch die vier Gundoldinger Schlösser und das Holee eingepfarrt waren, vermochte aber auf die Dauer nicht zu genügen. Das führte im Jahre 1604 zur Bestellung eines eigenen Predigers für St. Margarethen, wobei dieses aber unverändert Filialkirche von St. Elisabethen blieb, wie denn auch der neue Filialprediger in der Stadt wohnte und gleich seinen Vorgängern von hier aus den Pfarrdienst versah. Am 21. Mai hatten beide Räte erkannt,[24]) daß in Zukunft alle Sonntage des Morgens zu gebührender Tageszeit in der Kirche zu St. Margarethen regelmäßiger Gottesdienst zu halten sei und zwar durch einen eigens hiezu durch die vier Hauptpfarrer der Stadt eingesetzten Prediger, dessen Gehalt von der Dompropstei und dem Stift auf Burg ausgerichtet werden solle.

Durch diesen Erlaß hatten nun die Binninger und Bottminger einen eigenen Prediger erhalten, der ihnen einen regelmäßigen Gottesdienst verbürgte. Die neuerrichtete Pfarrstelle zu St. Margarethen war jedoch bei ihrer Beschaffenheit als bloße Filialpfarrei und namentlich wegen ihrer offenbar mit 58 Gulden Geldes und 2 Vierngel an Korn schlechten Dotation nicht sehr begehrt und darum meist von Anfängern im Predigtamt besetzt. Sie wurde dann auch von diesen in der Regel nach wenigen Jahren wieder

verlassen, sobald sich ihnen etwas Wünschenswerteres dargeboten hatte. So sehen wir in den Jahren 1604 bis 1680, dem Jahre des Amtsantrittes des M. Jakob Falkner, nicht weniger als zwanzig Prediger zu St. Margarethen amten, was einer durchschnittlichen Amtsdauer von nicht ganz vier Jahren entspricht.



St. Margarethen im Jahre 1629.
Aus einer Radierung von H. H. Glaser, im Besitze der Oeffentl. Kunstsammlung.

Dem Wunsche, der St. Margarethenpfarrei aufzuhelfen, sind denn auch verschiedene Legate entsprungen, die im Laufe der Jahre, sei es von Pfarrgenössigen, sei es von weiteren Gönnern der St. Margarethenkirche vermacht worden sind. So stiftete bereits 1606 der reiche Ratsherr Johann Lukas Iselin-d'Annone ein von der theologischen Fakultät zu ver-

waltendes Kapital von 800 Pfund mit der Bestimmung, daß der jährliche Zinsertrag von 40 Pfund zur Hälfte an den jeweiligen Pfarrherrn zu St. Margarethen auszurichten sei.[25]) Von seiten des Bürgermeisters Nikolaus Rippel folgte 1665 eine auch von der theologischen Fakultät zu verwaltende Stiftung mit 400 Gulden Kapital, dessen Jahreszins dem Margarethenpfarrer solange zustehen sollte, bis dieser über ein eigenes Pfarrhaus verfügte, hernach hätte der Zins dem gemeinen Helfer zuzufallen.[26]) 1678 vergabte dann Franz Plater, der Enkel des bekannten Rektors Thomas Plater und Gutsherr auf dem obern mittleren Gundeldingen, ein Kapital von 250 Pfund zugunsten St. Margarethens in den Fiscus pauperum summi templi,[27]) und ungefähr gleichzeitig vermachte Franz Platers Nachbar auf dem vordern Gundeldingen, Peter Thierry, eine gleichartige Stiftung.[28]) Ebenfalls zugunsten der St. Margarethenpfarrei hatte der designierte Bürgermeister Franz Robert Brunnschweiler ein Legat von 600 Gulden Kapital errichtet.[29]) Endlich entstand zu Beginn des 18. Jahrhunderts das Legatum Henzgianum,[30]) ein von der Dompropstei verwaltetes Vermächtnis des 1702 verstorbenen Gutsherrn zu St. Margarethen Franz Henzgi.

Als erster Prediger unter der neuen Ordnung erscheint Johann Georg Groß, der Bruder des durch seine „Kurtze Baßler Chronick" und seine „Urbis Basileae Epitaphia et Inscriptiones" bekannten Pfarrherrn zu St. Leonhard Johann Groß. Johann Georg Groß war eben erst im selben Jahre ins Predigtamt aufgenommen worden, als ihm 1604 die Stelle eines Predigers zu St. Margarethen übergeben wurde, welches Amt er aber bereits 1607 gegen das eines Pfarrers zu St. Elisabethen in der Stadt vertauschte.

Sein Nachfolger Johann Enderlin (1607—1610), gebürtig aus Graubünden, starb bereits im Jahre 1610.

Nicolaus Agricola (1610—1617), wurde 1617 Pfarrer zu Sissach und 1626 Pfarrer zu Buus. Bald nach seinem

Amtsantritt zu St. Margarethen sah sich Agricola genötigt, beim Rate vorstellig zu werden, wie er bei der kargen Besoldung mit seiner Frau und seinen fünf Kindern Mangel leiden müsse. Es wurde ihm denn auch sein Gehalt von 2 Viernzel Korn und 28 Gulden erhöht auf 8 Viernzel Korn und 50 Gulden.[31]) Unter Agricolas Pastorat geschah es, daß 1615 eine Basler Bürgerin Margreth Merede, die Gemahlin des eben in jenem Jahre verstorbenen Gewerbsmannes Leonhard Schwartz, den Chor der Kirche auf ihre Kosten erweitern ließ[32]) und zu einem Gedächtnis die beiden Familienscheiben Schwartz und Merede in eines der Chorfenster stiftete.

Jakob Pfeiffer (1617—1622) war zuvor Pfarrer zu Lütisburg im Toggenburgischen gewesen und war dann von 1622 an bis zu seinem 1634 erfolgten Tode Pfarrer zu St. Elisabethen.

Christoph Hagenbach (1622—1624), Sohn des Dreizehnerherrn Lukas Hagenbach, eröffnete seine Pfarrtätigkeit zu St. Margarethen, kam aber von da bereits 1624 nach bloß zweijähriger Amtszeit nach Pratteln und wirkte daselbst noch vierundzwanzig Jahre bis zu seinem 1668 erfolgten Ableben.

Reinhard Ryff (1624—1629) hatte bereits als Student seinen Lehrer, den Professor Sebastian Beck, auf die Dordrechter Synode begleitet, war dann kurze Zeit Praepositus des obern Collegiums gewesen und kam dann als junger Predigtamtskandidat nach St. Margarethen, vertauschte diese Predigerstelle 1629 mit dem Pfarramt zu Sissach, wurde daselbst Dekan des Farnsburger Kapitels und schloß seine Laufbahn als Pfarrer zu Liestal und Dekan des Liestaler Kapitels.

Johann Jakob Leucht (1629—1630), Sohn des Pfarrers zu Barfüßern Jakob Leucht, wirkte nur kurze Zeit zu St. Margarethen, indem er bereits 1630 Pfarrer zu St. Alban wurde, in welchem Amte er 1673 gestorben ist.

Joh. Jak. Frey (1630—1631) hatte, nachdem er 1624 den Magistergrad erworben, zu seiner weitern Ausbildung eine Reise nach Genf und durch Frankreich nach England unternommen. In England war er dann in die Dienste des englischen Staatsmannes Richard Boyle, Grafen von Cork und Gouverneur von Munster in Irland getreten, und zwar als Hofmeister von dessen Sohn. Aus dieser Stellung heraus wurde er im Jahre 1630 an die Predigerstelle zu St. Margarethen gewählt. Kaum hatte er aber dieses Amt angetreten, als der genannte Graf ihn wieder zu sich berief und bei der Basler Obrigkeit um seine Demission einkam. Nach einigen weiteren Reisejahren, die er als Begleiter des jungen Grafen in Frankreich zugebracht, kam Frey 1634 wieder nach Basel, diesmal in der Eigenschaft eines Professors Linguae graecae an der Universität, lehrte da noch zwei Jahre und starb, kurz nachdem er einen ehrenvollen Ruf vom Vizekönig von Irland erhalten hatte, erst dreißigjährig an einem heftigen Fieber.

Johann Rudolf Dietrich (1632—1635), geboren als Sohn des Pfarrers zu Bennwil und Höllstein Balthasar Dietrich, wurde, nachdem er kurze Zeit Praezeptor am Gymnasium auf Burg gewesen, 1632 Prediger zu St. Margarethen, 1635 Pfarrer zu St. Elisabethen und bald hernach zu St. Theodor, welche Stellung er bis zu seinem 1671 erfolgten Tode beibehielt.

Adam Kübler (1635—1638), Pfarrer zu Wattwil im Toggenburg und Dekan der Toggenburger Synode, hatte 1634 aus dem Lande des st. gallischen Fürstabtes weichen müssen und kam 1635 als Prediger nach St. Margarethen. Da er aber bereits 1638 an die Pfarrei Münchenstein weiterzog, mußte er bald ersetzt werden durch

Philipp Lauterburger (1638—1641), der seinerseits wiederum nach verhältnismäßig kurzer Amtstätigkeit zu St. Margarethen ersetzt wurde durch des Antistes Lukas Gernler Bruder

Joh. Jak. Gernler (1641—1650). Gernler war 1639 ins Predigtamt aufgenommen worden, 1641 kam er an die Kirche von St. Margarethen und wurde 1650 von hier weg als Pfarrer nach Buus gewählt.

Jakob Wetzel (1650—1653), ward später Schloßprediger zu Farnsburg und hernach Pfarrer zu Rümlingen. Sein Nachfolger

Joh. Rudolf Dietrich (1653—1662) ist der Sohn des obgenannten Pfarrers Joh. Rudolf Dietrich. 1650 ins Predigtamt aufgenommen, wurde er 1653 Prediger zu St. Margarethen, 1662 zu Münchenstein und hernach zu Pratteln.

Theodor Hertenstein (1662—1664) wurde geboren als Sohn des Stiftsschaffners zu St. Peter Jakob Hertenstein. Nach seiner kurzen Wirksamkeit zu St. Margarethen wurde er Pfarrer zu Bretzwil und endlich 1667 zu St. Elisabethen.

Theodor Beck (1665—1667) starb schon vierzigjährig, 1673, als Pfarrer zu Muttenz. Auch sein Nachfolger

Theodor Muspach (1667—1669), der Sohn des eingewanderten nachherigen Spitalmeisters J. J. Muspach, wirkte nur kurze Zeit zu St. Margarethen und wurde bald als Geistlicher an das Spital gewählt.

Hieronymus Gemuseus (1669—1673), geboren zu Liestal als Sohn des dortigen Pfarrers Hieronymus Gemuseus, wurde 1669 Prediger zu St. Margarethen, 1673 Pfarrer zu Benken und starb daselbst als Dekan des Liestaler Kapitels.

Theodor Werenfels (1673—1675) hatte seine geistliche Laufbahn begonnen als Schloßprediger bei der Frau Obristin von Taupadel geborene von Erlach zu Blozheim, kam dann 1673 an die Margarethenkirche und wurde 1675 Diakon zu St. Leonhard.

Mit Johann Jakob Leucht (1675—1680), dessen Vater in den Jahren 1629 und 1630 ebenfalls zu St. Margarethen geamtet hatte, schließt die Reihe der Filialprediger zu Binningen und Bottmingen. Bereits unter Pfarrer Joh. Rudolf Dietrich hatten Meier und Geschworene der Gemeinde

durch den Landvogt zu Münchenstein beim Rate anbringen lassen, wie ihre Gemeinde zugenommen hätte, so daß sie nun, die Kinder nicht gerechnet, 400 Seelen zählte, und das Gesuch gestellt, es möge ein Pfarrer in der Gemeinde selbst Wohnung nehmen und sich daselbst „haushäblich" niederlassen, damit sie auch außer der wöchentlichen Predigt des Trostes aus göttlichem Worte nicht ermangelten.[33]) Die Sache wurde damals vom Rat an die Deputaten, die Pfleger auf Burg, sowie an den Antistes zur Begutachtung gewiesen, vorläufig blieb es jedoch beim alten. Aber auch der Raum, den das Kirchlein bot, vermochte den gesteigerten Ansprüchen nicht mehr zu genügen. So klagten bei Anlaß einer Kirchenvisitation im Jahre 1662 Meier, Geschworene, Kirchmeier und Bannbrüder den Visitatoren, wie bei dem gänzlich ungenügend vorhandenem Platze ein Teil der Kirchgänger sich jeweilen genötig sähe, ohne Schutz und Schirm vor der Türe draußen zu stehen. Unter Hinweis darauf, daß die Dompropstei bei ihnen den Zehnten erhebe, baten sie um Abhilfe und schlugen die Errichtung eines Lettners vor, in der Art, wie die Kirche zu Frenkendorf einen habe.[34])

Solche Klagen hatten ihre offenbare Berechtigung, stand doch den Binningern und Bottmingern damals als Gotteshaus bloß das kleine gothische kapellenartige Kirchlein, wie es aus dem Mittelalter herstammte, zur Verfügung. Es verschloß sich denn der Rat auch nicht den Wünschen der Kirchgenossen, und in seiner Sitzung vom 19. Juli 1671 wurde der Antrag gestellt, es sei zu bedenken, ob und wie die Kirche zu St. Margarethen zu erweitern sei.[35]) Greifbarere Gestalt erhielt dann die Angelegenheit, als der damalige Lohnherr Jakob Meyer den Auftrag erhielt, zur Erweiterung der Kirche die nötigen Vorkehrungen zu treffen. Meyer arbeitete ein Bauprojekt aus, das einen an das alte Kirchlein rechtwinklig dazu anzubringenden Flügel vorsah. Der Bauplatz für diesen Anbau sollte vom Kirchhofe genommen werden. Dem Plane wurde die Genehmigung erteilt, und im

Frühjahr und Sommer 1673 kamen die Bauarbeiten unter Meyers Leitung zur Ausführung. Auf diese Weise entstand damals der Kirchenbau in seiner heutigen Erscheinung. In der vergrößerten Kirche konnten über dreihundert Personen mehr untergebracht werden als in der alten. Was die innere Einrichtung betrifft, blieb der Chor mit Altar und Taufstein an der alten Stelle, die Kanzel wurde an die einspringende Winkelstelle der Kirche verlegt, im Neubau ein Lettner angebracht, und der ganze Raum in der Weise eingeteilt, daß in den alten Teil die Weibersitze, in den neuen Teil die Männersitze zu stehen kamen.

Am Sonntag den 30. November 1673 wurde die neue Kirche dann durch den eben erst in sein Amt zu St. Margarethen eingeführten Pfarrer Theodor Werenfels eingeweiht.[36]) Zu diesem Einweihungsgottesdienste läutete zum ersten Male die in den Dachreiter aufgezogene neue Glocke mit der Inschrift: GLORIA · IN · EXCELSIS · DEO · IACOB · ROT · GOSS · MICH · IM · IAHR · 1673 · Das durch die hohen Fenster ins Kircheninnere flutende Sonnenlicht brach sich in den bunten Wappenscheiben, die die Zünfte zu Hausgenossen und zum Schlüssel zu Ehren des neuen Gotteshauses gestiftet hatten. Zu einem Gedächtnis aber waren im Stein über der Eingangstüre die Worte gehauen worden: „Under Herren Johan Ludwig Krug, New-, Herren Johan Rudolff Burckhard, Alt Burger Meistern, Herren Emanuel Socin, New-, und Herrn Johan Jacob Burckhard, Alt Obristen Zunfftmeistern, Hrn. Luca Hagenbach, Hrn. Theodor Burckhard, Hrn. Andrea Mitz der Räthen und Hrn. Johan Conrad Harder Stattschreibern und Deputaten, Hrn. Christoff Burckhard, Hrn. Niclaus Socin, und Hrn. Hans Frantz Beckh auch der Räthen und Pflegern der Stifft auff Burg ist diese Kirchen ernewert und mehr als umb den halben theil erweitert worden, als Sebastian Socin der Land Vogtey Mönchenstein, H. M. Hieronymus Gemusaeus dem Predigt Dienst dieser Kirchen und

H. Jacob Meyer dem Lohn Ambt vorgestanden. ANNO MDCLXXIII."

Der Vergrößerung der Kirche folgte nach einigen Jahren eine Erweiterung des Kirchhofes. Am 13. Mai 1679 machte der Landvogt von Münchenstein für die Gemeinde Binningen und Bottmingen eine Eingabe beim Rate, in der er die Notwendigkeit einer Erweiterung des Kirchhofs zu St. Margarethen dartat, da die beiden Dörfer sich „bey etwas Zeit" merklich verstärkt hätten. Der Landvogt ersuchte den Rat um Ueberlassung eines Stückes Ackerlandes zu diesem Zwecke und bat ihn zugleich, der Gemeinde, da diese selbst sehr arm sei, bei der Errichtung der Gottesackermauer mit 700 Ziegeln, 300 Hohlziegeln und 4½ Fuhren Kalk auszuhelfen.[37]) Der Rat entsprach dem Gesuche.[38])

1680 wurde Johann Jakob Leucht's Nachfolger in der Pfarrei zu St. Margarethen Jakob Falkner, der Sohn des Gnadentalschaffners und nachmaligen Landvogts zu Ramstein Hans Heinrich Falkner. In Falkners 39jährige Amtszeit fällt die von den Kirchgenossen zu St. Margarethen längst gewünschte Errichtung eines eigenen Pfarrhauses in der Gemeinde und die damit im Zusammenhang stehende Loslösung St. Margarethens als Filiale von St. Elisabethen und deren Erhebung zur selbständigen Pfarrkirche. Eine wesentliche Förderung erfuhr das Pfarrhausprojekt, dessen Ausführung wohl nicht zum wenigsten aus finanziellen Gründen stets hinausgeschoben wurde, durch das bereits erwähnte Legat des designierten Bürgermeisters Brunnschweiler, das in erster Linie zur Erbauung eines Pfarrhauses zu Binningen dienen sollte. Immerhin vergingen auch jetzt noch über zwei Jahrzehnte, ehe der Bau zur Ausführung kam. Zunächst machte es Schwierigkeit, einen geeigneten Bauplatz aufzubringen. Der Rat beauftragte den Landvogt zu Münchenstein, Remigius Frey, in Binningen nach einer Baustelle Umschau zu halten. Zunächst geschah dies ohne Erfolg. Schließlich erklärten sich auf des Landvogtes Zu-

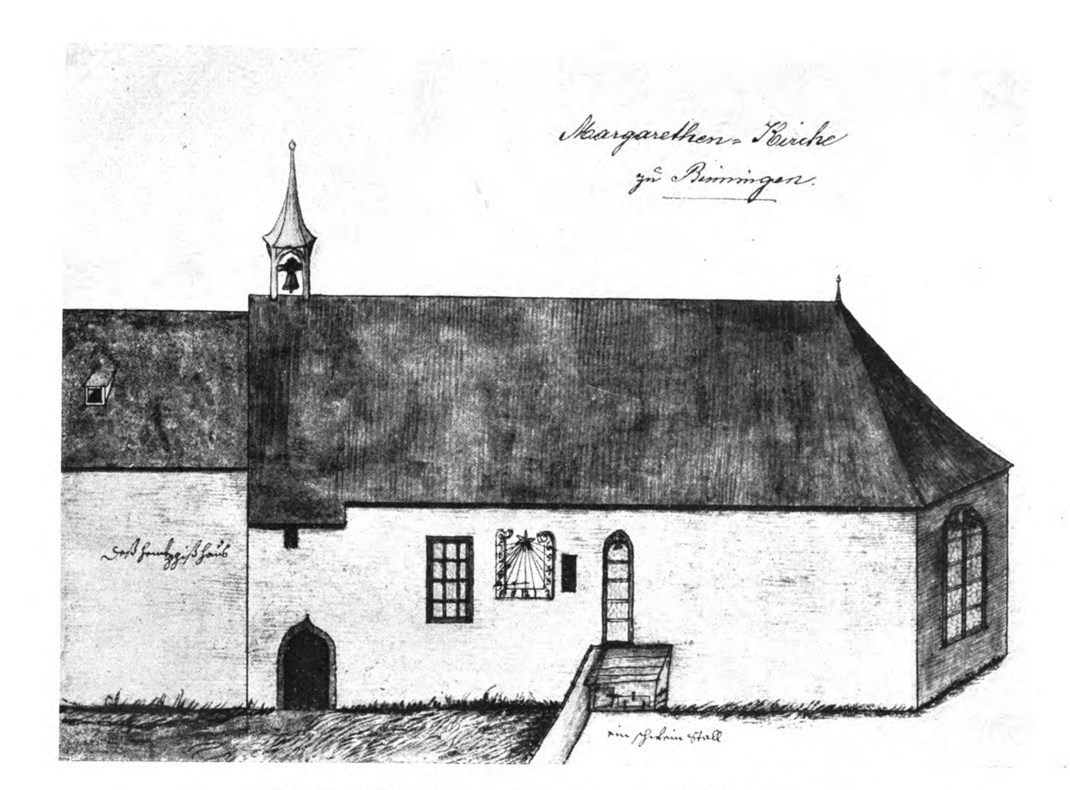
reden hin, es handle sich um ein der Gemeinde sehr nützliches Werk, die Gebrüder Jakob, Peter und Hans Glaser bereit, 1½ Jucharten „oben an der Straß so nach St. Margarethen geht und neben denn Schloß Reben gelegen ist" um ein Billiges herzugeben, und außerdem erbot sich der Schloßherr zu Binningen, Herr Hauptmann Hercules von Salis, im Falle der Platz der Gebrüder Glaser dem Rate nicht zusage, zur Abtretung eines Stückes Landes hinter oder neben seinem Schlosse in den Weihermatten, sofern ihm dieses durch eine gleichwertige, seinem Gute benachbarte Matte ersetzt werde.[39]) Einige Monate später zogen die Gebrüder Glaser ihr Landangebot wieder zurück, dafür stellte der Meier zu Bottmingen, Hans Junt, eine Matte, „so gleich gegen St. Margarethen Kirchen hinüber ligt", gegen Bezahlung von 1500 Pfund zur Verfügung. Der Landvogt erstattete noch hierüber am 13. November 1692 an den Rat Bericht, damit schlief aber die Angelegenheit für längere Zeit wieder ein.[40])

Erst eine Eingabe Pfarrer Falkners brachte im Sommer 1707 die Sache wieder in Fluß. In seinem vom 4. Mai datierten Gesuch erinnerte Falkner den Rat zunächst über den bei der starken Zunahme der Gemeinde immer mehr überhandnehmenden Raummangel in der Kirche, sodaß beispielsweise für die am letzten Palmsonntag und Ostertag in der Kirche sich einfindenden 600 Personen nicht mehr genügend Sitzplätze in der Kirche vorhanden gewesen wären, welchem Uebelstande durch die Vergrößerung des Lettners abgeholfen werden könnte. Zugleich erinnerte dann Falkner bei dieser Gelegenheit die Behörde auch an das Brunnschweilersche Legat und die endliche Inangriffnahme des Pfarrhausbaues.[41]) Der Rat wies die Lettnererweiterung an das Bauamt, die Pfarrhausangelegenheit an die Deputaten und den Antistes.[42])

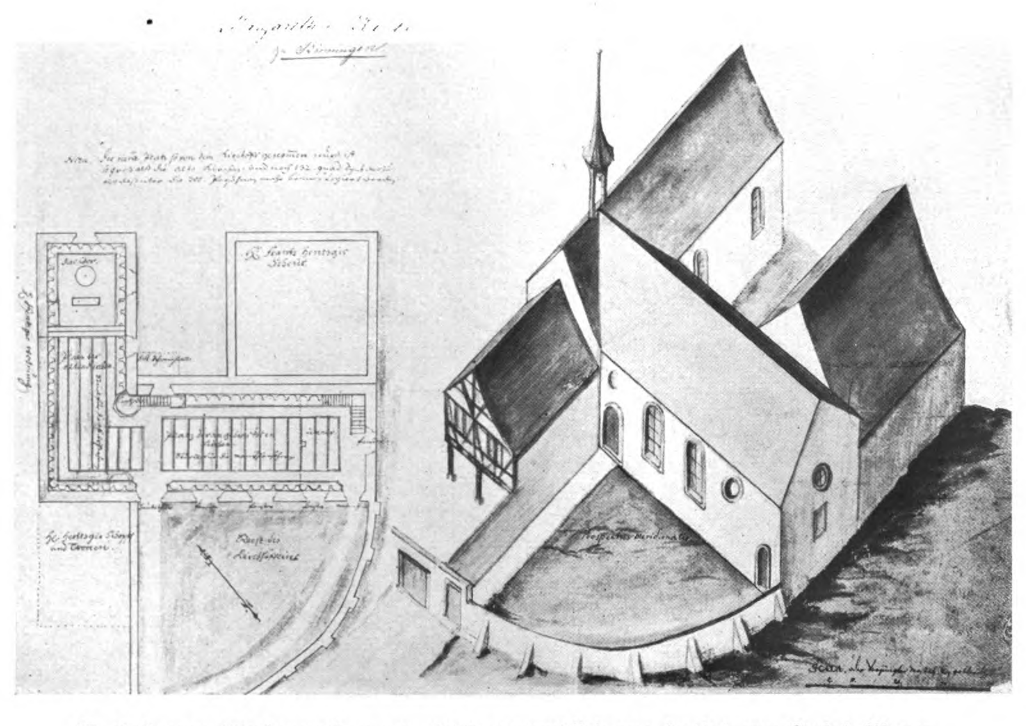
Am 29. Februar 1708 war das Deputatenamt in der Lage, dem Rate über die vorbereitenden Schritte, die es in Sachen des Pfarrhausneubaues getan, Bericht zu er-

statten.[43]) Noch im Herbst 1707 hatten sich die Deputaten mit einem in Basel weilenden Baumeister aus Welsch-Neuenburg namens Pierre Racine[44]) in Verbindung gesetzt.[45]) Die mit diesem Baumeister im Laufe des Winters gepflogenen Verhandlungen führten am 27. Februar 1708 zu einem Verding, in dem Racine sich verpflichtete, das Pfarrhaus, falls alle Baumaterialien fronweise herbeigeschafft und alle unnötigen Kostbarkeiten unterlassen würden, nach dem vorgelegten Plane um die Summe von 1550 Reichstalern oder 3487 Pfund zu erstellen, und zwar mit Lieferung aller Baumaterialien und Bezahlung aller Handwerker seinerseits.[46])

Als nun noch die Schloßbesitzer, die Gebrüder Ulysses und Herkules von Salis, freiwillig und unentgeltlich einen geeigneten Platz auf ihren Gütern zur Verfügung gestellt hatten, konnte mit Genehmigung des Rates und Einwilligung der Witwe des verstorbenen Bürgermeisters Brunnschweiler alsbald mit dem Baue begonnen werden. Es scheint dieser, einmal angefangen, unter Zuziehung der Leute von Binningen, Bottmingen und vom Holee zu den Fronden rasch gefördert worden zu sein. Die erste Rate der Bausumme erhielt Pierre Racine am 8. März 1708 ausbezahlt, die letzte am 9. Januar 1709.[47]) Es ergibt sich wohl aus diesen Terminen die Zeitdauer des Baues. Noch heute belehrt folgende, über der Eingangstüre angebrachte Steininschrift den ins Pfarrhaus Eintretenden über die wichtigsten Daten von dessen Entstehungs- und Baugeschichte: „Gott zu Ehren und dieser Pfarrangehörigen zu Trost ist dieses Pfarr-Hauß auff Gottselige Verordnung des Hochgeachten Gestrengen und Wohl Weysen Herrn Frantz Robert Brunnschweilers Selig Weyland Designirten Burgermeisters Lobl. Statt Basel durch deßen hinderlaßene Frau Wittib die viel Ehren- v. Tugendreiche Frau Ester Hummelin unter Aufsicht der zum Deputaten Ampt verordneten Herrn Christoff Burckarts, Hrn Daniel Falckners, Hrn Heinrich Gernlers,



Kirche zu St. Margarethen vor dem Umbau von 1673.
(Original im Landesarchiv zu Liestal.)



Projekt zum Kirchenumbau von 1673, vermutlich angefertigt von Jakob Meyer.
(Original im Landesarchiv zu Liestal.)

Hrn Sebastian Feschen J. V. D. Statt[schreiber]'s, an diesen Ort so die Herren Gebrüdere Von Salis freywillig übergeben, von grund auß auffgerichtet und in diesen Stand gesezt werden. — Im Jahre Christi MDCCVIII"

Mit dem Einzug des Margarethenpfarrers ins neuerbaute Pfarrhaus löste sich die Pfarrgemeinde zu Binningen und Bottmingen tatsächlich von der Stadt los, und der Pfarrkonvent zog die Folgerung, indem er den Beschluß faßte, den Prediger zu St. Margarethen in das Liestaler Kapitel aufzunehmen, welchem Konventsbeschluß dann auch der Rat in seiner Sitzung am 4. September 1709 die Sanktion erteilte.[48])

Aber auch unter den neuen Verhältnissen tauchte die alte Klage der Prediger zu St. Margarethen wieder auf, verbunden mit der Bitte um Erhöhung des allzu karg bemessenen Gehaltes. In einem für den Bittsteller wie für die damaligen Verhältnisse und die damalige Denkweise gleichermaßen bezeichnenden Schreiben[49]) brachte Pfarrer Falkner in gebührender Submission seine Bitten an eine hohe Obrigkeit:

„Weyser Herr Burgermeister!

Hochgeacht, Edel, Gestreng, Ehrenvest, Fromb, Fürnemb, Fürsichtig und Weiße, gnädige, gebietende, hochehrende Herren.

Es werden in heiliger Schrift christliche Regenten und Oberkeiten Pfleger und Säugammen der Kirchen genant, bey dem Propheten Jesaia an dem 49. cap., und daß fürnemlich darumb, dieweilen Sie zu aller vorderst in ihrer Regierung dahin trachten, daß der wahre Gottesdienst under Ihren Undergebenen angestellt, erhalten und fortgepflantzt werde, welches Salomon der weiße König Jhme wohl zu gemüet und hertzen gezogen und deßwegen Gott dem Herrn zu Ehren den überauß schönen und herrlichen Tempel zu Jerusalem, in welchem der wahre Gottesdienst verrichtet worden, auffrichten und bauen lassen, wie solches in h. Schrifft, in dem Ersten Buch der Königen an dem 6. cap. zu leßen.

Eusebius der alte Kirchenlehrer schreibt von Kaiser Constantino dem großen, daß Er, die Ehr Gottes zu befirderen und wahre Religion zu pflantzen, sich auf das höchste bemüehet und offentlich gesagt: Ich halte dafür, daß mir dises am allermeisten angelegen sein soll, daß Ich Einen glauben in der Kirchen, Wahre Liebe under dem Volck und einerley Gottesdienst anstellen möchte; wie Er dan auch zu diesem Zweck und end der Heiden Tempel den Christen zu

Haltung des Gottesdienstes eingeraumbt, auch auß Seiner kaiserlichen Schatzkammeren neuve Gottshäußer auffrichten und bauven lassen, und Ihme hiemit einen unsterblichen guten Nammen bey allen frommen Christen zu wegen gebracht!

Daß hat auch Ein wohlweiser Rath diser unser loblichen Statt Basel von der Zeit der Reformation an bis auff den heütigen Tag gethan; daß Sie nemlich unseren heiligen Gott zu Ehren, theils die Kirchen und Pfarrhäußer zu Statt und Landt ernüweret und erweiteret, theils gar von Newem auffrichten und bawen lassen! Und dieweilen auff der Landschafft die Gemeind Binningen und Bottmingen Innerthalb 20 Jahren sich durch Segen Gottes über die helffte vermehret, Als hat Ew. Gn. Str. Ehrs. Wht. auß gottseligen eifer für höchst nothwendig erachtet, umb allerhand erheblichen Ursachen willen in diser Gemeind Ein Pfarrhauß auffzurichten und bawen zu lassen, damit der Prediger in allerhand fürfallenden nöthen und geschäfften der Gemeind gegenwärtig seye; darumb Ich Endts underschriebener mich nach dem h. Willen Gottes als bestellter Prediger diser Gemeind nächster Tagen in daß ermelte newe auffgerichtete Pfarrhauß wirdt begeben, daselbige zu bewohnen!

Nicht allein aber lassen fromme und gottesfürchtige Regenten erzehltermassen, unserem allein wahren Gott zu ehren und Ihme zu dienen, Kirchen und Pfarrhäußer auffrichten und bawen, sondern Sie pflegen auch diejenigen Prediger, die Gott in Seiner Kirchen dienen, mit nothwendiger Underhaltung zu versehen, daß Sie Ihren Kirchengeschäfften abwarten, und nicht mit Hindansetzung Ihres Predigambts, etwas anders die nahrung zu suchen, vornemmen müessen; Wie dann in dem Alten Testament auff den Befehl Gottes den Priesteren der Zehnden von den Früchten und anderen Sachen zu Ihrer Underhaltung gegeben und zugestellt worden, wie davon weitläuffig in dem fünfften Buch Moses cap. 14 zu lesen. Und heutiges Tags in dem Newen Testament spricht Paulus, daß Ein Arbeiter Seines Lohns wärth sey; und daß diejenigen, So daß h. Evangelium predigen, auch von dem Evangelio Ihr nahrung haben Sollen. In dem ersten Sendbrieff an die Corinther am 9. cap. Daß hat abermahlen Ew. W. Str. Ehrs. Wht. wohl und reifflich erwogen, in dem Sie Ihre Prediger zu Statt und Landt bis auff den heütigen Tag mit Frucht, Wein, und Gelt reichlich besoldet; Und erst vor wenig Tagen H. M. Battieren, dem Prediger zu Münchenstein (der doch nur dises orth Münchenstein mit Predigen und Besuchung der Kranken zu versehen), Sein Besoldung mit Zwölf Vierzel Korn, und Sechs Saum Wein verbesseret!

Ich Endts underschribener aber, der Ich Ew. Gn. Str. Ehrs. Wht. über die 28 Jahr lang in der Kirchen zu St. Margarethen, darzu Binningen, Bottmingen, Holee und Gundeldingen gehören, gantz getrewlich und fleißig, wie menniglich genugsam bekannt, mit Predigen, Haltung der Kinderlehren und Besuchung der Kranken gedient, in Wind, Regen und Schnee müessen lauffen, Hitz, Frost und Kälte außstehen, und hiemit mein Beste, und lengste Lebenszeit bey disem beschwärlichen Predigtdienst gleichsam um ohne Besoldung zugebracht, Sintemahlen biß dahin mein gantze jährlich Besoldung, mehr nicht als auf 80 ℔ gelt, und fünff Vierzel Korn

bestanden, welche Besoldung Ich in der vergangenen theüren Zeit, für zween Sack Kernen, und zween Saum Wein hab müssen geben und bezahlen, und hiemit biß auff den heütigen Tag auß dem Meinigen Leben! Kein geringe Dienstmagd, will geschweigen Ein Prediger Sambt seinen Hausgenoßen, auß gemalter Besoldung Ihre nahrungsmittel haben kann.

H. D. Werenfelß Sel., als geweßener Antistes, hat mich 1681 zu Sich beruffen und an mich begert, Ich Solte So wohl thun, und in der Kirchen zu St. Margarethen, der Gemeind Binningen und Bottmingen sambt zugehörigen orthen, welche Sich täglich vermehre, als bestellter Prediger auch die Monatlichen Bättagspredigten halten, welche zuvor keiner von meinen Anteceßoren gehalten, Er wolle mich deßwegen bey Ew. Gn. Str. Ehrs. Wht. bestermaßen recommandieren, daß Ichs wohl werde zugenießen haben; Und ob Ich schon von diser Zeit an nemlich 1681 gedachte monatliche Bättagspredigen biß auf den heütigen Tag gantz getrewlich mit großen Beschwärden versehen, hab Ich doch niemahlen weder Heller noch hellerswerth, für meine vielfaltige außgestandene Saure müeh und arbeit empfangen;

Und weilen Ew. Gn. Str. Ehrs. Wht. jährlich den fruchtzehenden auß der Gemeind Binningen und Bottmingen sambt zugehörigen orthen empfangen, welches Ein in daß andere Jahr gerechnet (wie Ich deßen gewißen Bericht hab) auff die vierhundert Stück Sich belauffen thut! Neben dem Frucht- haben Sie auch den gantzen Weinzehnden auß diser Gemeind!

Will deßwegen Ew. Gn. Ehrs. Wht. In aller Unterthänigkeit gebätten haben, Sie wollen mir (welches Sie auß disem ermelten Zehnden unempfindlich wohl thun können) auch gnädigst, wie allen anderen Ihren beydes zu Statt und Landt Predigeren meine nahrungsmittel verschaffen; In Betrachtung Ich in daß künfftige mehr arbeit in meinen predigdienst haben, nemlich alle Zinstagspredigen sambt den Bättstunden am Sambstag daß gantze Jahr durch Gottes gnädigen Beystand wirdt halten! Für Solche mir große erzeigte guthat werde Ich den grundgüetigen Gott flehentlich bitten und anruffen, daß Er Ew. Gn. Str. Ehrs. Wht. bey guter beharrlicher gesundheit, glücklicher Regierung und allem wohlergehen in gnaden wolle erhalten.

Ew. Gn. Str. Ehrs. Wht.
Underthänig, und gehorsamer Burger
Hanß Jacob Falckner
Prediger zu St. Margrethen."

Dieses Petitum kam am 20. Oktober 1708 vor dem Rate zur Verlesung.[50]) Es wurde zur Entscheidung über die Begehren Falkners an die Dreizehner gewiesen, und diese erkannten in ihrer Sitzung vom 23. Oktober 1708, es möchten dem Margarethenpfarrer zu seiner bisherigen Besoldung noch zwölf Vierzel Korn und sechs Saum Wein hinzugetan werden, „damit aber alle Besserungen der Besoldungen,

so etwan annoch begehrt werden möchten, ein für alle mahl allerdings abgestellt sein sollen".[51])

In der Tat bestanden von seiten Falkners noch solche Begehren. Es hatte nämlich der verstorbene designierte Bürgermeister Franz Robert Brunnschweiler in seinem schon öfters erwähnten Testamente, das auch den Binninger Pfarrhausbau ermöglicht hatte, angeknüpft an ein von seinem Vater, dem Deputaten Brunnschweiler, 1667 zugunsten der reformierten Gemeinde zu Straßburg errichtetes Legat im Betrage von 600 Gulden. Ueber dieses durch keine schriftliche Disposition fixierte Vermächtnis seines Vaters hatte Bürgermeister Brunnschweiler angeordnet, daß die Nutznießung desselben der Straßburger reformierten Gemeinde nur so lange zustehen solle, als Glieder der Familie Brunnschweiler oder Ortmann die Straßburger Messe besuchten oder die reformierte Gemeinde zu Straßburg einen Basler zum Pfarrer hätte, treffe das einmal nicht mehr zu, so falle die Nutznießung des Legats an den jeweiligen Pfarrer zu St. Margarethen. Pfarrer Falkner hatte schon wiederholt versucht, das Brunnschweilersche Legat sich nutzbar zu machen, und 1694 tatsächlich auch einen Jahreszins erhalten. Auf seitens der Aeltesten der Straßburger Gemeinde erhobene Vorstellungen hin war dann aber in den folgenden Jahren das Geld wieder nach Straßburg gegangen. Nun versuchte etwa zehn Jahre später Falkner durch eine Eingabe an den Rat seine Ansprüche wiederum geltend zu machen. Der Rat überwies das Begehren an die Deputaten, und diese vertraten auf Grund eines Gutachtens der beiden Rechtsgelehrten Stadtschreiber Sebastian Faesch und Professor Johann Jakob Battier in ihrer am 29. Februar 1708 vor dem Rat verlesenen Relation die Ansicht, es sei bei der gegenwärtigen Sachlage bis auf weiteres das Legat Pfarrer Falkner zuzusprechen. Der Rat erkannte dem Antrage gemäß, und er ließ den Entscheid nach Straßburg berichten. Aber auch diesmal wußten die Aeltesten durch ihre Bitten

und Vorstellungen, man möge ihrer Gemeinde das von ihr seit dem Jahre 1667 für die Armen bezogene Geld auch fernerhin belassen, den Rat dazu zu bringen, die Sache wiederum in Erwägung zu ziehen. In einem erneuerten Bedenken kamen nun die Deputaten dazu, dem Rate zu empfehlen, nach dem Rechtsgrundsatz „quod semel placuit amplius displicere non potest“, solange der Pfarrer zu Straßburg ein Basler sei, das Legat der reformierten Gemeinde daselbst zu belassen, und auch diesmal schloß sich der Rat dem Antrag der Deputaten an (7. November 1708). Falkner gab aber, wohl in der Meinung, daß, solange keine Brunnschweiler oder Ortmann die Straßburger Messe besuchten, die zugunsten der Straßburger Gemeinde lautenden Bedingungen nicht erfüllt seien — eine Ansicht, die auch Faesch und Battier in ihren Gutachten vertreten hatten —, seine Sache noch nicht verloren. Am 26. Juni 1709 machte er eine neue Eingabe beim Rate mit der Bitte, es bei dem Entscheide vom 14. April 1708 bleiben zu lassen. Und nun entschied der Rat, um einmal zu einem endgültigen Resultat zu kommen, es auf ein Gutachten einer auswärtigen Rechtsfakultät abzustellen und überwies den Fall der Universität Altdorf. Der Entscheid der Altdorfer Fakultät kam am 17. August 1709 zur Verlesung. Er lautete zugunsten der Straßburger Reformierten, und es beschloß der Rat demgemäß.[52])

Damit sah die Behörde die Sache als erledigt an und sie schenkte einem weitern schriftlichen Ansuchen Pfarrer Falkners keine Beachtung mehr. Allerdings war ihm bewilligt worden, daß er und seine Nachfolger im Amte in Zukunft in der Besoldung dem Pfarrer zu Münchenstein gleich gehalten werden sollten, und es war ihm zu seinen bisherigen 80 Pfund Geld und 5 Vierzel Korn weitere 12 Vierzel Korn und außerdem noch 6 Saum Wein zugesprochen worden. Das hinderte aber nicht, daß bei Falkner eine gewisse Verbitterung Platz griff, die ihn sogar in ein gespanntes Verhältnis zu seinen gnädigen Herren und Oberen

brachte. Noch kurz vor seinem Tode verursachte der leidige Handel dem beinahe 80jährigen Pfarrherrn heftige Gemütsbewegungen. Falkner scheint sich auf sein offenbar nicht ganz klares Recht derart versteift zu haben, daß er noch im Oktober 1718 mit einem erneuten Begehren des Brunnschweilerischen Legates wegen vor dem Rate erschien, wiederum vergeblich. Diese vermeintliche Zurücksetzung brachte den alten Herrn nun derart aus der Fassung, daß er sich zu unüberlegten Aeußerungen gegen die hohe Obrigkeit hinreißen ließ. Die Folge war, daß der Rat den Antistes anwies, Pfarrer Falkner in seinem Pfarrdienst stille zu stellen. Dieses Vorgehen gegen seine Person veranlaßte den bejahrten Pfarrherrn, in einer durch seinen Neffen, den Pfarrer Bernhard Falkner zu Langenbruck, dem Rate eingegebenen Bittschrift dieser Behörde auseinanderzusetzen, wie alles, was er getan, er nur zum besten seiner Pfarrkinder unternommen habe; auch stehe er nun gegen 40 Jahre im Predigtamte und habe dabei gegen 1200 Pfund aus seinen eigenen Mitteln eingebüßt. Als alter Mann stehe er nicht mehr fern von seinem Ende, und so möge der Rat ihm in Gnaden seine Fehler vergeben und ihm gestatten, seine Amtstätigkeit wieder aufnehmen zu dürfen. In der Tat hatte der Rat denn auch ein Einsehen und restituierte Pfarrer Falkner in seinen Predigtdienst, wenige Monate vor dessen Tode.[53])

Den 11. Oktober 1719 vollzog sich die Wahl von Hans Jakob Falkners Nachfolger. Von den durch den Conventus ecclesiasticus vorgeschlagenen sechs Anwärtern kamen durch Wahl ins Ternarium Pfarrer Ramspeck zu St. Jakob, S. M. C. Leonhard Bartenschlag und Pfarrer Zwinger zu Markirch. Das Los fiel auf Leonhard Bartenschlag, den Sohn des ehemaligen Waisenhauspfarrers.[54]) Wie berechtigt die von Falkner über ungenügenden Gehalt erhobenen Klagen gewesen, zeigen die Vorstellungen, die Bartenschlag schon wenige Monate nach seinem Amtsantritt beim Rate erhob. Nachdem er den Pfarrdienst zu St. Margarethen an-

getreten, habe er in der Tat mit Schaden das nämliche erfahren müssen, worüber sich sein Vorgänger jeweilen heftig beklagt hatte, nämlich daß bei dem sehr mühsamen Dienst das Salarium zum geringsten Unterhalte kaum für vier Monate ausreiche, so daß der Pfarrer zu St. Margarethen nicht bloß unter allen Pfarrherren der Landschaft am schlechtesten gestellt sei, sondern noch schlechter als die meisten der Filialisten. Und nun habe der Rat beschlossen, dem gemeinen Helfer auf dessen Ansuchen das Rippel'sche Legat, einen großen Teil des geringen Einkommens des Margarethenpredigers, zuzusprechen. Mit seinen Bitten, der Rat möge es ihm nicht an den nötigen Subsistenzmitteln fehlen lassen, ereichte dann Bartenschlag schließlich, daß ihm eine Aufbesserung im Betrage von 7 Viernzel Korn und 6 Saum Wein gewährt wurde.[55])

Trotz seines geringen Gehaltes gab sich Bartenschlag für die Verbesserung der, wie es scheint, eher mangelhaften Ausstattung seiner Kirche redliche Mühe, und er machte dafür auch eine Menge Anschaffungen, zum großen Teil aus eigenen Mitteln. Alle zur Kirche St. Margarethen gehörigen Stiftungen und Gegenstände trug er ausführlich in ein von ihm sorgfältig angelegtes Verzeichnis[56]) ein. Dieses von Bartenschlags Nachfolgern gelegentlich ergänzte Register enthält das Inventar des gesamten Besitzes der Kirche St. Margarethen, sowohl an liegenden Gütern, wie an Gülten, an Silber-, Zinn-, Kupfer- und Messinggeschirr, an Eisenwerk, Holzwerk, Leinengerät, wie auch an Büchern und Schriften aller Art. Einiges von den aufgeführten Dingen hat sich bis auf den heutigen Tag erhalten. So namentlich eine silberne Schale und zwei silberne Kelche, den eingravierten Worten nach Geschenke der Markgräfin Anna Maria Juliana von Baden-Hochberg in den Jahren 1673 und 1676.

In die ersten Jahre nach Bartenschlags Amtsantritt fallen wichtige bauliche Verbesserungen in und an der Kirche zu St. Margarethen, die nicht zum wenigsten auf s e i n e

Befürwortung hin zustande kamen. So entstanden im Frühjahre 1721 der in einem „Drei Angel" erbaute Lettner (der heutige Lettner im Nordflügel der Kirche), zwei Mannensitze neben der Kanzel für jeweilige Mitadministranten bei der Kommunion und oben auf der Kirchenbühne ein mit Dielen belegter Gang, damit man besser zu den Glocken gelangen könne. Sodann wurde die alte Kirchhofmauer durch eine neue ersetzt und die Kirche frisch ausgeweißelt. Auf die erbaute Empore kam dann auch dank der Munifizenz des Zunftmeisters Johann Georg Beck eine Orgel zu stehen, während man sich bisher mit einer Posaune als Kircheninstrument beholfen hatte. Dieses älteste Orgelwerk findet sich verzeichnet in Bartenschlags Inventar. Das Gehäuse war schwarz und das Werk selbst mit fünf Registern versehen.[57])

Um jene Zeit fand zu St. Margarethen seine letzte Ruhestätte ein junger Sproß des Diesbachischen Hauses, Nicolaus von Diesbach, Hauptmann im Dienste der holländischen Generalstaaten, der auf der Rückreise in die Heimat am 24. Oktober 1722 durch Sturz vom Pferde den Tod erlitten. Zu seinem Gedächtnis wurde in der Kirche ein Epitaph errichtet mit lateinischer Inschrift und geschmückt mit Kriegsemblemen und dem Diesbach-Wappen.

In seiner Amtstätigkeit scheint sich Bartenschlag der Armenpflege besonders angenommen zu haben, und zwar in leiblicher wie in geistiger Beziehung, sei es durch Anweisung von Arbeit, sei es durch Anschaffung der fast in allen Haushaltungen mangelnden Bücher, sowie durch sonstige Beihilfe in gesunden und kranken Tagen. Er suchte dabei durch Predigt und eigenes Beispiel zur Wohltätigkeit aufzumuntern, jedoch mit wenig Erfolg, da die Bevölkerung seiner Gemeinde fast gänzlich aus armen Taglöhnern bestand.[58])

Sittengeschichtlich erwähnenswert mag eine Eingabe an den Antistes sein, zu der sich Bartenschlag im Dezember 1752 veranlaßt sah. Zu Binningen war es alter Brauch, daß am

Samstag nach dem offiziellen Beschluß der Jahrmesse die jungen Leute der Stadt zuliefen, sich noch auf der Messe herumzutreiben und zu kramen. Bei Torschluß verließen diese dann die Stadt, um, wie es heißt, „mit Jubelgeschrei" nach Binningen zurückzukehren, dort in den Wirtshäusern Einkehr zu halten, zu essen, zu trinken und zu tanzen bis in die späte Nacht. Aehnlich ging es am Stephanstage, dem „Ludertage" der neugedungenen Knechte und Mägde nach Weihnachten, sodann an den Fastnachtmontagen und namentlich an den „guten Montagen" nach den hohen Festtagen. Der alte Pfarrherr ereiferte sich sehr über solche Vorgänge und suchte den Antistes zur Abstellung dieser Uebelstände zu veranlassen.[59])

Nach vierzigjähriger Wirksamkeit verschied Leonhard Bartenschlag den 18. Herbstmonat 1759 in seinem 74. Lebensjahre zu Binningen im Pfarrhaus. Seine in der Kirche angebrachte Grabschrift lautet: „Hier ligt begraben der Wohl Ehrw. u. Wohlgelehrte Herr M. Leon. Barthenschlag, welcher bey 40 Jahr dieser Gemeind treu und eiferig vorgestanden, hat in erster Ehe mit Fr. Margaretha Linder bey 24 Jahr in zweyt mit Fr. Mar. Salem-Dyrring bey 13 Jahr friedl. u. vergnügt gelebt, jedoch ohne Hinderlaß leibl. Erben, ist an einem Steckfluß den 18 Herbstm. 1759 seel. in dem Herren verschieden, sein Alt. 73 Jahr 9 Monat."

Aus einem vom Conventus ecclesiasticus zusammengestellten Sechservorschlag ging schließlich am 4. Dezember 1759 durch Wahl und Los als neuer Pfarrer zu St. Margarethen hervor Johann Jakob Merian, damals Pfarrer zu Welschneureuth im Baden-Durlachischen.[60])

Der Pfarrwechsel gab wieder einmal Anlaß zu einer Prüfung der Gehaltsansätze des Margarethenpredigers, deren geringer Betrag anerkannt wurde, so daß der Rat für gut befand, einen festen jährlichen Gehalt von 200 Pfund in Geld einzuführen unter Beibehaltung der bisherigen Naturaleinkünfte von 24 Vierntzel Korn und 12 Saum Wein.[61])

Was uns aus Pfarrer Merians Amtszeit überliefert ist, beschränkt sich auf einige Angaben über notwendige Reparaturen im Pfarrhaus, über Gehaltsangelegenheiten von Organist, Schulmeister und Sigrist, sowie über notwendig gewordene Instandstellungsarbeiten am Orgelwerke.[62]) Nach einem an die Deputaten abgegebenen Bericht zählte die Schule zu Binningen im Jahre 1767 30—40 Kinder, die zu Bottmingen 20—30 Kinder, und zu St. Margarethen eingepfarrt waren 100—110 Haushaltungen.[63])

Nachfolger Pfarrer Merians wurde nach dessen 1782 erfolgten Ableben Andreas Battier, der Sohn des Stadtleutnants Emanuel Battier und der Katharina Barbara Zwinger, der Enkel des ehemaligen Pfarrers zu St. Leonhard Andreas Zwinger. Andreas Battier war zuerst drei Jahre Prediger am Waisenhause gewesen, wurde dann 1782 nach St. Margarethen gewählt und kam bereits sieben Jahre später 1789 als Helfer nach St. Leonhard.

Ersetzt wurde Battier durch Emanuel Raillard, der auch schon nach wenigen Jahren 1795 die Kanzel zu St. Margarethen mit derjenigen des Spitals vertauschte. In seine Amtszeit fällt die Erwerbung einer kleinen Orgel mit vier Registern aus Gundeldinger Privatbesitz im Jahre 1795.[64]) Das alte Positiv von 1721 war so defekt geworden, daß es trotz aller durch Orgelmacher Jakob Brosy an ihm vorgenommenen Reparaturen nicht mehr imstande war, den billigsten Anforderungen zu entsprechen. Das neuangeschaffte Werk, das aber auch seinerseits ein gar bescheidenes Instrument war, tat seinen Dienst bis zum Jahre 1864, wo es durch ein anderes ersetzt wurde.

In den Jahren 1795 bis 1806 versah den Pfarrdienst Johann Rudolf Rapp, der seinerseits wiederum abgelöst wurde durch Johann David August La Roche, den Sohn des ehemaligen Predigers der reformierten Gemeinde zu Straßburg Andreas La Roche. Joh. David August La Roche war 1804 in das geistliche Ministerium aufgenommen worden,

hatte das Jahr darauf die Basler Standestruppe als Feldprediger an die Grenzen begleitet und wurde dann 1806, aus diesem Grenzdienst zurückgekehrt, als Pfarrer nach St. Margarethen gewählt. Indessen fühlte sich trotz seiner Jugend der neue Pfarrherr gesundheitshalber in seiner Tätigkeit bald öfters beschränkt und seit 1808 sogar völlig außer Stande, in seinen Amtsverrichtungen fortzufahren. Er sah sich genötigt, sich vertreten zu lassen, und in den Bädern von Badenweiler Heilung zu suchen. Nach vorübergehender Besserung trat aber ein Blutsturz ein, der seiner Krankheit eine schlimme Wendung gab. Im April 1809 machte dann der Tod den Leiden des erst Sechsundzwanzigjährigen ein Ende.

La Roches Amtsnachfolger wurde sein jüngerer Bruder Simon Emanuel La Roche, Prediger am Zuchthaus. In seine Amtszeit fällt die Anlage eines neuen Gottesackers zu Binningen, da der alte Kirchhof bei der Kirche den an ihn gestellten Anforderungen nicht mehr zu entsprechen vermochte. Pfarrer La Roche wandte sich im Namen seiner Gemeinde um Unterstützung zur Erwerbung des zur Gottesackeranlage notwendigen Landes an den Rat, und Peter Ochs war es, der in seiner Eigenschaft eines Präsidenten des Deputatenkollegiums dem Rate in der Sitzung vom 1. März 1813 einen Beitrag von 400 Franken vorschlug. Es wurde so der Grund gelegt zu dem heute noch im Gebrauche stehenden Friedhof.[65])

Nachdem Simon Emanuel La Roche 1816 bereits nach St. Peter weggewählt worden war, folgte ihm der junge Geistliche Abraham Bruckner. Geboren 1790 als Sohn des Spezierers Samuel Bruckner und der Anna Catharina geb. Staehelin, war er 1814 in den Kirchendienst aufgenommen und zum gemeinen Helfer bestellt worden. In dieser Stellung traf ihn am 7. Dezember 1816 die Wahl zum Pfarrer zu St. Margarethen.[66])

Etwa in jenen Jahren war es, daß, wie man sich erzählt, der entthronte Schwedenkönig Gustav IV. Adolf, der

als Oberst Gustavson in Basel ein bürgerliches Leben führte, mit Vorliebe seinen Abendspaziergang auf die Margarethenterrasse unternahm und dabei gelegentlich dem Vorsinger Emanuel Weiß, dem Bruder des bekannten Magisters Heinrich Weiß, begegnete, der ihm, dem hohen Zugewanderten, dann in aller Submission die Aussicht erklärte, bei seinen Ausführungen von der Titulatur „Herr König" ausgiebigen Gebrauch machend.[67])

Die lange Reihe ruhiger Amtsjahre, deren sich Bruckner in Binningen erfreuen durfte, fand in den stürmischen Zeiten der Dreißigerwirren ihren jähen Abschluß. Nachdem der Rat die Partialtrennung des Standes Basel am 15. März 1832 sich hatte vollziehen lassen, entschied sich auch das Geschick der Pfarrherren in den getrennten Gemeinden. Bald begann die Liestaler Regierung mit der Entlassung ihr unliebsamer Pfarrer und ließ sich dann am 21. September 1832 vom Landrat die Ermächtigung geben zur sofortigen Verabschiedung sämtlicher Pfarrer, deren Wirksamkeit der neuen Ordnung der Dinge zuwider sei. Auf Grund dieser Vollmacht erhielt auch Pfarrer Bruckner zu St. Margarethen Dienstag, den 13. November 1832, seine Abberufung zugestellt mit der Anweisung, innert vierzehn Tagen das Pfarrhaus zu räumen.[68]) Bei den Binningern und Bottmingern fand aber diese obrigkeitliche Verfügung keinen Anklang. Sie stieß vielmehr auf Widerspruch und bewirkte, daß am nächstfolgenden Montag, den 19. November, die Gemeinde durch Abstimmung mit überwiegender Mehrheit sich für die Beibehaltung ihres Pfarrers entschied. Durch diese Vertrauenskundgebung seiner Pfarrkinder bewogen, ließ sich Pfarrer Bruckner bereit finden, trotz allem am nachfolgenden Sonntag den 25. November die üblichen Gottesdienste zu halten. Als er aber an diesem Tage die Morgenpredigt eben erst vollendet hatte, kam ein Verbot von Liestal, das ihn nötigte, die Kinderlehre abzusagen, und bald darauf erschien als Abgesandter der Regierung der Pfarrvikar von

Lausen, Emil Zschokke, den Abendgottesdienst abzuhalten. Diese Maßregel brachte nun Bruckner zur Ueberzeugung, daß seines Bleibens in Binningen nicht länger sein könne, und er räumte andern Tags endgültig das Pfarrhaus und begab sich nach der Stadt. In einer Hinsicht jedoch glücklicher als mancher seiner Amtsbrüder, fand er alsbald Ersatz für die verlorene Pfarrei in der Pfarrhelferstelle zu St. Leonhard, in welches Amt er bereits am 27. November 1832 gewählt wurde.

Binningen und Bottmingen waren nun zunächst ohne Pfarrer. Als aber die Wochen vergingen, ohne daß Anstalten zu einer Neuwahl getroffen wurden, begannen die Leute darüber aufgebracht zu werden, daß die Regierung in Liestal ihnen ihren Pfarrer weggenommen habe, ohne ihnen für einen neuen zu sorgen. Die Erregung war schließlich derart, daß der Pfarrverweser von Arisdorf, Aebli, sich veranlaßt sah, in Liestal vorstellig zu werden, es müsse in der Gemeinde Binningen sofort für einen neuen Geistlichen gesorgt werden. Demzufolge fand dann am 6. Januar 1833 nach sechswöchiger Vakanz eine Pfarrwahl statt, und es ging aus dieser, beinahe einstimmig gewählt, als neuer Pfarrer hervor Albrecht Weyermann aus Bern.

In Pfarrer Weyermann präsentiert sich uns der Typus jener Revolutionspfarrer, die in den infolge der Wirren verwaisten Gemeinden der Landschaft ihr Amt antraten, mit ihren guten und ihren schlechten Seiten. Ein Radikaler durch und durch verfocht er seine Sache mit der Waffe wie mit der Feder. Politisch stark interessiert, war er ein eifriger Mitarbeiter am Basellandschaftlichen Volksblatt. Allerdings scheinen bei Weyermann die ungünstigen durch die zum Pfarramt günstigen Eigenschaften nicht allzusehr aufgewogen worden zu sein. Denn als nach abgelaufener Amtszeit im Herbst 1837 nach gesetzlicher Vorschrift sämtliche Geistliche im Baselbiet sich einer Neuwahl unterziehen mußten, da erhob sich zu Binningen eine starke Opposition gegen eine

Wiederwahl Weyermanns. Es wurde ihm vorgeworfen, „er kenne die Leute nicht, grüße sie nicht und mache keine Besuche;“ auch hieß es, „der Pfarrer gehöre nicht auf die Kegelbahn“, und spottweise wurde noch hinzugefügt, „er rede bernerisch, habe noch keine Frau und trage im Sommer einen weißen Zwilchkittel.“ Immerhin wurde Weyermann für diesmal, nachdem der erste Wahlgang ungültig erklärt worden war, im zweiten Wahlgange in seinem Amte bestätigt. Bei Ablauf seiner zweiten Amtsperiode scheint aber Weyermann selbst eingesehen zu haben, daß er in Binningen fernerhin nicht mehr an seinem Platze sei. So dankte er denn am 2. Juli 1842 auf den Herbst ab, indem er dem Wunsche Ausdruck gab, eine Pfarrstelle in seinem bernischen Heimatkanton anzutreten.

Die Gemeinde beschloß, von einer Berufung abzusehen und die Pfarrstelle auszuschreiben. Es meldeten sich sieben Bewerber, und unter ihnen auch einige Stadtbasler, ein Zeichen, daß die Leidenschaften sich bereits abzukühlen begannen. Gewählt wurde aber am 16. Oktober 1842 Johann Friedrich Karl Louis Schleip, aus dem Herzogtum Koburg-Gotha stammend, damals Pfarrvikar zu Röteln bei Lörrach. Von Schleips Amtsführung verlautet wenig. In seine Amtszeit fällt der Aufzug der zweiten kleinern Glocke in den Dachreiter zu St. Margarethen, deren Ton E zum Cis der größern Glocke den eigenartigen Zusammenklang bewirkt, der das den Bewohnern Binningens, Gundeldingens und des Bruderholzes wohlbekannte Margarethengeläute kennzeichnet. Die Glocke trägt die im Geiste der Zeit gehaltene Inschrift: „Gott mit uns für Wahrheit, Freiheit und Vaterland“, und außerdem den Vermerk: „Gegossen von J. J. Schnegg in Basel 1845.“ Bald nach seiner Bestätigung im September 1847 kam im folgenden Jahre Schleip in den Fall, wegen Ueberschreitung seiner Amtsbefugnisse durch Vornahme einer ungesetzlichen Kopulation sich vor Gericht verantworten zu müssen. Da ihm keine dolose

Absicht nachgewiesen werden konnte, so begnügte sich das Obergericht damit, Schleip die Gerichtskosten aufzuerlegen. Wie seinem Vorgänger, war es aber auch Schleip auf die Dauer nicht möglich, mit seiner Gemeinde im Frieden auszukommen. Die Binninger beschuldigten ihren Pfarrer, er gehe mit dem Kirchenopfer nachlässig um, und verlangten die Aufstellung eines Opferstockes in der Kirche, während Schleip, der in diesem Vorgehen ein ehrenrühriges Mißtrauen gegen sich erblickte, darauf beharrte, daß das Opfer wie bisher vom Armenkassier in der Kirche gesammelt und ihm ins Pfarrhaus zur Verwahrung übergeben werde. Da der Regierungsrat in diesem Streite zugunsten der Gemeinde entschied, so reichte Schleip seinen Abschied ein und verließ Binningen auf den Herbst 1852.

Am 5. September 1852 wählten nun die Gemeinden Binningen und Bottmingen zu ihrem Pfarrer den Kandidaten der Theologie Jonas Breitenstein.[69]) Geboren zu Ziefen als Sohn des dortigen Lehrers, genoß er den ersten Unterricht bei seinem Vater. Später kam er in die neugegründete Bezirksschule nach Liestal und von dort ans Pädagogium nach Basel. Nach Ablauf seiner Schulzeit bezog Breitenstein zum Studium der Theologie die Universitäten Basel und Göttingen und wurde hierauf 1852 gleich nach bestandenem Examen als einer der ersten Baselbieter Pfarrer aus dem Baselbiete selbst von den Binningern und Bottmingern zu ihrem Pfarrherrn gewählt. Der Zufall hatte es gewollt, daß Breitenstein am nämlichen Sonntage auch zu Buus gewählt worden war, aber der Bote von Buus kam mit der Nachricht zwei Stunden zu spät.

Achtzehn Jahre amtete Jonas Breitenstein zu St. Margarethen, als Dichterpfarrer durch seine schriftstellerische Tätigkeit weit über seine Gemeinde hinaus wirkend. Die wichtigsten in diese Jahre fallenden Daten der Gemeindechronik sind die 1862 vorgenommene Erweiterung des 1813 angelegten Gottesackers,[70]) sodann die Anschaffung einer

Orgel für die Kirche im Jahre 1864. Was die Orgel betrifft, konnte es sich der hohen Kosten wegen nicht um die Errichtung eines neuen Werkes handeln. Man begnügte sich mit der Erwerbung einer alten Orgel aus dem ehemaligen Kartäuserkloster und nunmehrigen Waisenhause in Basel. Ein ehrwürdiges Instrument mit ansehnlichem gothischen Prospekt und ausgestattet mit zehn Registern, das mit den von Orgelbauer Burkart aus Laufen vorgenommenen notwendigen Reparaturen auf 500 Franken zu stehen kam.[71])

Der Herbst 1870 brachte dann den Wegzug Breitensteins. Seine Berufung an die Stelle des Sekretärs der Freiwilligen Armenpflege in Basel veranlaßte ihn im Juli 1870 um die Entlassung aus dem Pfarramt auf den 1. Oktober des Jahres einzukommen. Vergeblich suchten die Binninger und Bottminger ihren verehrten Pfarrer zum Bleiben zu bewegen. Breitensteins Entschluß stand fest, und so sahen sich die Gemeindegenossen genötigt, sich nach einem Ersatze umzusehen. Es war kurz nach Ausbruch des deutsch-französischen Krieges. Die Truppen waren zum Schutze des Landes aufgeboten worden, und die eidgenössische Grenzbesetzung führte den Binningern und Bottmingern einen jungen Feldprediger zu. In ihm erkannte die Gemeinde ihren künftigen Pfarrer, und es fiel am 4. September des Jahres bei sieben Bewerbern die Wahl auf Eduard Preiswerk, damals Vikar in einer Gemeinde des Aargaus.

Eduard Preiswerk amtete bis zum Sommer 1879. Am 19. Juni dieses Jahres kündete er die Pfarrei, um einem an ihn ergangenen Rufe nach dem schaffhausischen Thayngen zu folgen.

Vom Herbste 1879 bis zum Frühjahre 1880 wurde dann der Pfarrdienst interimistisch besorgt von den Pfarrern Rippas und Dettwyler, und zwar in der Weise, daß ersterer die Sonntagspredigten, letzterer den Wochendienst übernahm.

Am 16. Mai 1880 wählte dann die Gemeinde einstimmig Wilhelm Denz aus Chur, damals Pfarrer in Tamins (Grau-

bünden), zu ihrem Geistlichen. Am 12. September 1880 hielt der Gewählte seine Antrittspredigt zu St. Margarethen, und damit sind wir in die jüngste Periode unserer Darstellung eingetreten. Aus diesen letzten Jahrzehnten ist zu erwähnen die Errichtung einer neuen Orgel mit dreizehn Registern durch die Gebrüder Klingler in Rorschach. Eingeweiht wurde das neue Instrument in feierlichem Gottesdienste Sonntag, den 29. Juni 1884. Die alte Orgel vom Jahre 1864 wurde von der reformierten Gemeinde zu Birsfelden für ihre damals neuerbaute Kirche erworben.[72]) 1908 wurde dann das ganze Kircheninnere einer Renovation unterzogen, in der namentlich die alte, seit 1673 bestehende, jedoch unbequeme Bestuhlung durch eine neue, den alten Schloßherrenkirchstühlen angepaßte ersetzt und am Nordflügel nach der Stadt hin eine Türe herausgebrochen wurde. Seit Juli 1899 dient die Kirche auch dem altkatholischen Gottesdienste.

Das infolge der raschen Zunahme der Bevölkerung sich stets mehrende Arbeitsmaß des Gemeindepfarrers ließ schon längst eine Entlastung desselben wünschbar erscheinen. Hatte bereits in den Jahren 1899—1908 Lic. theol. Karl Götz als Pfarrhelfer geamtet, so schritt man zu Anfang des Jahres 1914 zur Bestellung eines zweiten Gemeindepfarrers. Die Wahl fand, nicht ohne Parteikämpfe, am 1. Februar statt und fiel auf G. Wieser, damals Pfarrer zu Nußbaumen im Thurgau.[73])

Nach bald vierzigjähriger Tätigkeit zu St. Margarethen amtet Pfarrer Denz noch heute unermüdlich seines nicht leichten Amtes. Möge es ihm zum Wohl und Nutzen seiner Gemeinde beschieden sein, in guter Gesundheit und Arbeitskraft seinen Vorgängern Falkner und Barthenschlag den Rang in der Amtsdauer abzulaufen.

B. Das Landgut.

Seiner Entstehung nach ist das Landgut zu St. Margarethen zurückzuführen auf die ehemalige Schwesternklause

bezw. auf das Bruderhaus, das infolge der durch die Reformation veranlaßten tiefgehenden Veränderungen in den Besitzverhältnissen zum Kern des sich nun bildenden Margarethengutes wurde. Kirche und Bruderhaus mit den zugehörigen Gütern waren altes Dompropsteigut. Als solche kamen sie mit Durchführung der Reformation unter die Verwaltung der Pfleger auf Burg, der mit der Führung der Geschäfte der eingezogenen Domstiftsgüter betrauten Behörde. Wiewohl in Basel das säkularisierte Kirchengut in der Regel als solches vom Staate bleibend in Verwaltung genommen wurde, so kam es ausnahmsweise doch auch zu Veräußerungen desselben. So schritt der Rat bei Aufhebung des Roten Hauses zum Verkauf von Haus und Fahrnis dieses Klösterleins, so hielt er es auch mit dem ansehnlichen Güterbesitz zu St. Margarethen.

Wann der erste Verkauf der Margarethengüter stattgefunden hat, entzieht sich unserer Kenntnis. 1546 war ihr Eigentümer der Basler Bürger Many Jüdli mit seiner Ehefrau Ursula. Diese besaßen die Kirche samt dem Kirchhof, das Bruderhaus mit dem Rebacker um den Berg herum mit allem zugehörenden Gute. Am 16. Februar des genannten Jahres schlossen die Eheleute Jüdli über den genannten Margarethenbesitz einen Kaufvertrag ab mit dem Basler Gerbermeister Blesy Freuler und dessen Ehefrau Cordula Bysel, und zwar um den Preis von 112 Pfund Stebler.[74])

Sei es nun, daß dieser Vertrag überhaupt nicht in Kraft trat, sei es, daß der neue Eigentümer, aus welchem Grunde ist nicht ersichtlich, das erworbene Gut nicht halten konnte, Tatsache ist, daß im Sommer 1547 die Pfleger auf Burg wiederum über St. Margarethen verfügten. Vor dem im Auftrage des Landvogtes zu Münchenstein amtenden Meier von Binningen verkaufte die Kammerei auf Burg dem Binninger Schloßherren Johann von Brugg, dessen Sohne Georg von Brugg und dessen Schwiegersohne Joachim van Berchem um den Preis von 131 Gulden — den Gulden zu

1 Pfund 5 Schilling Stebler gerechnet — den Chor zu St. Margarethen samt einem Plätzlein des Kirchhofs, den Vorschopf vor der Kirche, das Bruderhaus daselbst mit dem Rebacker darunter, dem ganzen Berg und aller Zugehör im Gundeldinger und Binninger Banne. Alles bis auf den der Dompropstei zu entrichtenden Zehnten lediges zinsfreies Eigen.[75])

Der neue Eigentümer Johann von Brugg war kein anderer als der unter diesem angenommenen Namen unerkannt in Basel sich aufhaltende berüchtigte niederländische Erzketzer David Joris, das Haupt einer seiner mystischen Lehre anhangenden Sekte. Die beträchtlichen Geldmittel, die Joris namentlich dem Reichtum seines Schwiegersohnes Joachim van Berchem verdankte, ermöglichten ihm, für sich und seine Angehörigen einen namhaften Grundbesitz zu erwerben. So kauften sich die Joristen allmählich zusammen das Weiherschloß zu Binningen, das Weiherhaus zum kleinen Gundeldingen, das Rote Haus am Rhein, das Landhaus im Holee, in welchen Kranz von Besitzungen durch den erwähnten Kauf nun auch St. Margarethen eingeflochten wurde.

Wie lange das St. Margarethengut im Besitze der Joristen geblieben ist, läßt sich nicht genau sagen, ebensowenig welches Glied der joristischen Sippe sich dort ansässig gemacht hat. 1575 saß zu St. Margarethen der Niederländer „Meister Hans Focka" — wohl ein Jorist —. Dieser kaufte am 20. Oktober dieses Jahres zusammen mit seiner Ehefrau Cornelie Dimus vom Wirt zur Krone in Basel, Remigius Faesch, um 145 Basler Pfund acht Jucharten Acker-, Matt- und Rebland auf dem St. Margarethenberge.[76]) Ein Jahr zuvor hatte der am 1. September 1574 als Schloßherr zu Binningen verstorbene Joachim van Berchem im Kirchlein zu St. Margarethen seine letzte Ruhestätte gefunden.[77]) Dies sind die letzten uns bekannten Beziehungen der Niederländer zu St. Margarethen.

1589 erscheint als Gutsherr der Basler Bürger Ludwig

Ringler,[78]) dessen Sohn Balthasar Ringler am 4. April 1593 das Gut an Christoph Wüest den jüngern, den Wollenweber, um 1550 Gulden und dazu noch 50 Gulden zur Verehrung an die Frau des Verkäufers veräußerte.[79])

Auch fernerhin wechselte St. Margarethen häufig die Hand. 1606 war Eigentümer Hans Schweinsberger. Bei dem nicht unbedeutenden Rebbesitz, den die Landgüter um Basel aufzuweisen hatten, und über den auch das damalige St. Margarethengut verfügte, machten die Besitzer dieser Güter hin und wieder, die Vorrechte der Weinleutenzunft außer Acht lassend, den Versuch, von ihrem Eigengewächse auszuschenken. So auch Hans Schweinsberger. Da aber die Obrigkeit einschritt, sah sich Schweinsberger genötigt, nach Münchenstein auf das Schloß zu gehen, um dort vor dem Herrn Obervogt ein Gesuch um Bewilligung des Weinschenkens anzubringen. Seinem Begehren wurde schließlich auch entsprochen, „dwyl kein Würt zu Binningen" sei, jedoch unter der Bedingung, daß der Wein ordnungsgemäß durch die geschworenen Weinsiegler geschätzt und versiegelt werde und das Ungeld davon bezahlt werde.[80])

Von Hans Schweinsberger ging 1616, am 20. September, das Gut durch Kauf über an Hans Jakob Gschwind von Therwil und zwar um den Preis von 1900 Pfund samt 10 weiteren Pfund zu einer Verehrung an die Frau Schweinsbergers.[81]) Den Chor der Kirche verkaufte aber Schweinsberger an die Witfrau des Herrn Leonhard Schwarz selig, Margarethe geborene Merede.[82])

Nach Gschwinds Tod kam dann endlich das inzwischen ziemlich stark verschuldete Margarethengut in eine feste Hand, in der es fürderhin über 100 Jahre blieb: in den Besitz der Familie Hentzgi. Der Käufer Franz Hentzgi stammte aus Bergzabern in der Pfalz, war von dort nach Basel gezogen und hatte sich in dieser Stadt niedergelassen und eingebürgert. Er heiratete hier 1624 Maria Battier, die Witfrau des ein Jahr zuvor verstorbenen Gerichtsherrn Werner Huber, und

wurde dadurch der Schwiegersohn des um seines Glaubens willen aus Frankreich ausgewanderten Handelsherrn Jakob Battier. Am 27. März 1627 geschah die Fertigung des Kaufes von St. Margarethen vor Meier und geschworenen Richtern zu Binningen im Beisein Franz Hentzgis als Käufer und der geordneten Vögte der Witwe und der Kinder Gschwinds als Verkäufer. Das Gut, enthaltend Behausung, Hofstatt, Stallung, Trotte mit dem vorhandenen Trottgerät, Aecker, Matten und Reben samt aller Gerechtigkeit und Zugehörde, bis auf einen Vierntzel Korn Bodenzins an die Dompropstei, alles frei und ledig Eigen und nur mit ablösigen Gülten beschwert, ging an den neuen Eigentümer über um die Summe von 2200 Pfund Gelds Basler Währung.[83])

Elf Jahre nach diesem Kaufe, im Frühjahr 1638, starb Franz Hentzgi, erst 41jährig und hinterließ das Gut seiner verwitweten Gattin. Von den Söhnen war Werner damals elf Jahre und Franz erst 9 Jahre alt. Letzterer trat nach einigen Jahren bei einem Goldschmied in die Lehre, beendigte diese jedoch nicht, zog vielmehr außer Landes auf Abenteuerfahrten aus. Die damaligen Zeiten des dreißigjährigen Krieges gaben hiezu Gelegenheit vollauf. Zuerst begab sich der junge Bursche zu einem Grafen von Wikstein in Kriegsdienste, kam dann nach einigen Jahren an den Hof nach Weimar und wurde schließlich Gutsverwalter in Westfalen. Nach über zehnjähriger Abwesenheit kehrte Franz Hentzgi dann 1655 nach Basel zurück. Das Jahr darauf, am 29. September 1656 übernahm er von seiner Mutter das, wie aus dem Kaufbrief hervorgeht, immer noch ziemlich stark mit Schulden belastete Margarethengut. Der Kaufpreis betrug 3000 Gulden, für deren Bezahlung Franz Hentzgi bis auf einen Restbetrag von 530 Gulden aufkam. Die restierende Summe schoß ein Vetter der Verkäuferin, der Salzverwalter Johann Rudolf Burckhardt, gegen Bürgschaft des Bruders des Käufers, Werner Hentzgi, vor.[84])

Durch diese Handänderung kam das Gut unter eine

Die Besitzer St. Margarethens aus der Familie Henzgi.

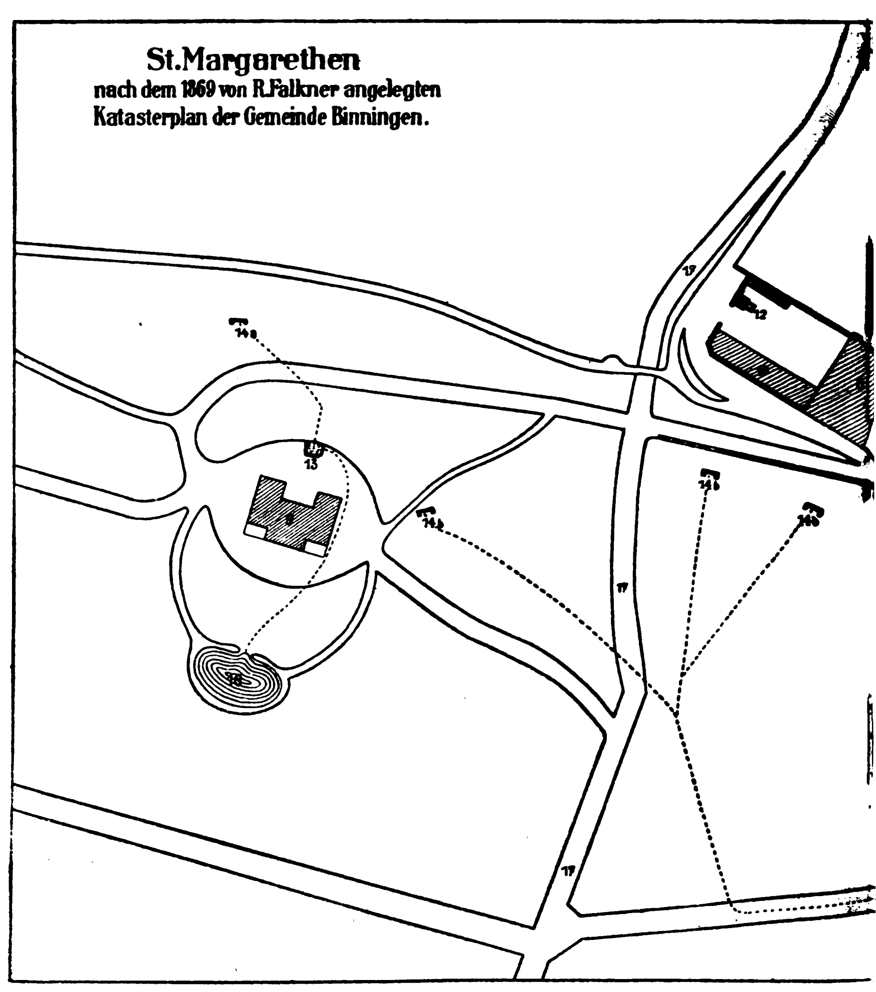
Johannes, Ratsherr zu Bergzabern (Hm. Pfalz-Zweibrücken)

- **Franz, Gutsherr zu St. Margarethen, geb. 1597 — gest. 1638**
  G.: 1624 Maria Battier, gest. 1666, Witwe des Handelsmannes Werner Huber
  - Hans Jakob
    G.: Anna Elisabeth von Zevel
    - Johann Jakob, geb. 1646
    - Franz, geb. 1647
    - Johann Jakob, geb. 1648
    - Anna Elisabeth, geb. 1650
  - Tochter
  - Wernhard, Kaufmann („ein Stiller im Lande"), geb. 1627, gest. 1695.
    G.: 1668 Margaretha Iselin
    - Anonymus, geb. 1671 — gest. 1671
    - Johann Jakob, geb. 1671
      G.: 1698 Juliana Kümmel
    - Reinhard, deutsch.-reform. Pfarrer zu Markirch, geb. 1674 — gest. 1718
      G.: Ursula Freuler
  - **Franz, Gutsherr zu St. Margarethen, geb. 1629, gest. 1702.**
    G.: 1659 Barbara Bulacher
    - Chrischona, geb. 1659
    - Franz, geb. 1661
    - Maria Gertrud, geb. 1662
    - Barbara, geb. 1664
    - Margaretha Salome, geb. 1666
    - Anna Catharina, geb. 1667
    - **Hans Georg,** Notar und Gutsherr zu St. Margarethen, geb. 1669 — gest. 1726
      G.: 1. 1700 Magdalena Imhoff, gest. 1713.
      2. 1715 Maria Schlecht
      - Johann Christoph, geb. 1705
    - Hieronymus, geb. 1671
    - Susanna Margaretha, geb. 1676 — gest. 1753
      G.: Hans Georg Schäfer, Küfermeister
  - Samuel, Oberstleutnant in französischen Diensten (gen. „Laroche"), 1668 Sechser zu Hausgenossen, 1669 design. Landvogt zu Locarno, Besitzer der Klybeck, geb. 1630, gest. 1679.
    G.: 1673 Elisabeth Müller
  - Maria, geb. 1632, gest. 1666
  - Esther geb. 1635

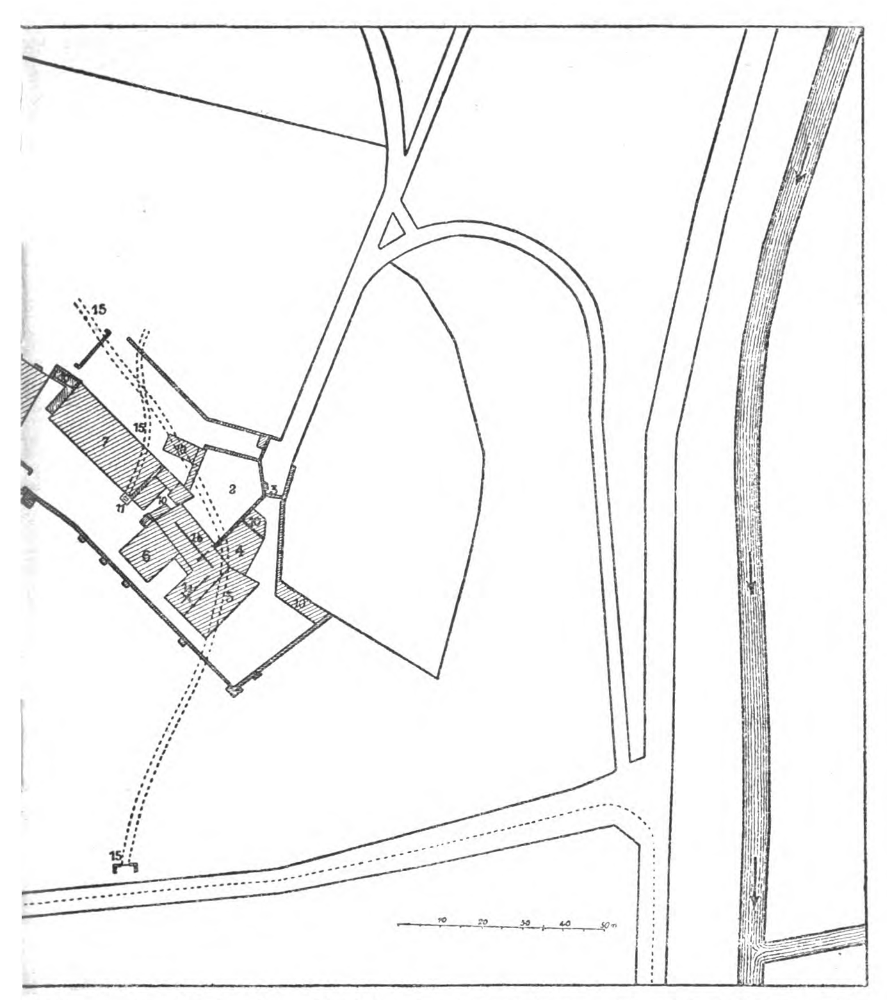
sachkundige Verwaltung. Der junge Franz Hentzgi wies sich bald als tüchtiger Landwirt aus und hatte offenbar besondere Neigung zu diesem Berufe, zu dem er sich wohl auch durch seine Tätigkeit in Westfalen erweiterte Kenntnisse geholt hatte. Er begnügte sich aber nicht mit einer möglichst vorteilhaften Bewirtschaftung des Gutes, wie er es übernommen, er suchte vielmehr auch dieses durch Landankäufe zu vergrößern und durch Neubauten nutzbarer zu gestalten. Dabei brachte ihn aber sein Eifer auch hin und wieder in Konflikt mit der hohen Obrigkeit.

Um aus seinen Reben den bestmöglichen Nutzen zu ziehen, suchte Franz Hentzgi es immer wieder dazu zu bringen, daß ihm gestattet werde, sein Eigengewächs zu St. Margarethen selbst auszuschenken. Gleich seinerzeit Schweinsberger stieß anfänglich auch er auf Schwierigkeiten. Auf seine wiederholten Eingaben entschied der Rat stets wieder, es habe der Besitzer des Margarethengutes zu St. Margarethen keinen Wein auszuschenken, er solle solchen vielmehr beim Saum verkaufen oder in der Stadt auszäpfen lassen.[85]) Als äußerstes Zugeständnis wurde ihm bewilligt, seinen Wein zu Binningen im Dorfe auszuschenken, jedoch unter Beachtung der Ungeldvorschriften.[86]) Endlich nach jahrelangem Bemühen erreichte es aber Hentzgi doch, daß ihm im April 1666 vom Rate die Bewilligung zur Eröffnung einer Eigengewächswirtschaft zu St. Margarethen bewilligt wurde. Die obrigkeitliche Verfügung bestimmte, Herrn Franz Hentzgi sei auf sein untertäniges Bitten erlaubt worden, zu St. Margarethen sein Eigengewächs auszuzäpfen; er solle dabei die große Maß geben und des Ungelds halb wie die Untertanen und jene Bürger gehalten sein, so in den Vogteien ihren Wein auszäpfen; mit der Vornahme der notwendigen obrigkeitlichen Maßnahmen wurde der Landvogt zu Münchenstein beauftragt.[87])

Weniger erfreulich verlief für den Gutsherrn ein ihm mit der Obrigkeit aus dem Erweiterungsbau der St. Mar-



1a. Der beim Umbau von 1673 auf den Fundamenten der alten Kirche erbaute 1
flügel der neuen Kirche. — **2.** Ehemaliger Kirchhof, bis 1813 als Begräbnisstätt
alten Kirche stehendes Trotthaus; die Trotte selbst trägt die Jahreszahl 16
gegangen aus der ehemaligen Schwesternklause bezw. dem Bruderhaus, an desse
Hentzgi gegen Ende des 17. Jahrhunderts durchgeführten Neubau; namentlich im
denen auch der Dachstuhl gehoben wurde. — **6.** Ehemalige Scheune; 1701 zu ein
7. Neue Scheune mit Stallung, offenbar um 1701 als Ersatz infolge des Umbaues
Ehinger-Merian erbautes Haus; ursprünglich zu Wohnzwecken bestimmt, wie die
1850er Jahre; zu Anfang der 1860er geschah die Umwandlung in ein Oekonomi
in dem in einen Park umgewandelten bisherigen sogenannten „Byfang" erbaut.
12. Pumpbrunnen. — **13.** Laufende Brunnen von 1823. — **14a.** Brunnenstube. —
stollen. — **16.** Weiher im Park. — **17.** Hohlweg: ist wohl ein Ueberrest der gro
über das Bruderholz führenden



eil der neuen Kirche; der alte Chor ist unterkellert. — **1b.** 1673 errichteter Quer=
benützt. — **3.** Eingang. — **4.** Auf der Stelle des ehemaligen Vorschopfes der
und das Hentzgische Monogramm. — **5.** Wohnhaus des Gutsherrn, hervor=
Stelle es zweifellos steht. Das heutige Haus stammt von einem von Franz
Innern durchgreifende Umbauten erfuhr das Haus in den 1880er Jahren, bei
m Wohnhaus umgebaut und in der Folgezeit als Pächterhaus verwendet. —
der bisherigen Scheune errichtet. — **8.** Zwischen 1805 und 1822 durch Christoph
ugemauerten Fenster an der Giebelwand verraten, diente es solchen bis in die
ebäude. — **9.** Wohnhaus, 1823 durch Dreierherrn Karl Burckhardt=Thurneysen
- **10.** Nebengebäude, wie Schöpfe, Schuppen und dergl. — **11.** Sodbrunnen. —
14b. Brunnenstuben zu Gunsten der Basler Wasserversorgung. — **15.** Brunnen=
einst bis ins 17. Jahrhundert, statt am Fuße des Hügels dem Birsig entlang,
andstraße. (Bruckner IV 343).

garethenkirche vom Jahre 1673 erwachsender Handel.[88]) Der vom Lohnamte vorgesehene Um- und Neubau der Kirche behagte Hentzgi nicht. Er behauptete vielmehr, durch diesen in seinen Interessen schwer geschädigt zu werden. Der Rat ordnete die Fünferherren zu einem Augenscheine ab, um sich von der Berechtigung oder Nichtberechtigung der Klagen zu überzeugen. Nach gehabter Rücksprache mit Hentzgi und nach abgehaltener Untersuchung der Angelegenheit an Ort und Stelle gelangten aber die Fünfer zur Ansicht, es sei dem Rate die Durchführung des Kirchenbaues zu empfehlen, da Hentzgis Einwendungen der Berechtigung entbehrten. Wieweit diese Beurteilung richtig war, läßt sich nicht sagen. Sei dem wie ihm wolle, Hentzgi ließ nicht nach. Auch als die neue Kirche bereits vollendet und eingeweiht war, wiederholte er seine Klagen. Da seine früheren Einwände gegen den Kirchenbau in der nun gegen seinen Willen durchgeführten Weise nichts hatten auszurichten vermögen, betrafen die Klagen nun namentlich die seinen Gebäulichkeiten wie Wohnhaus, Scheune und Stallung bei Niederlegung der alten und Aufbau der neuen Kirche zugefügten Beschädigungen. Ganz besonders sei ihm durch den teilweisen Abbruch der Scheidemauer zwischen Kirche und Wohnhaus das letztere so beschädigt worden, daß nur noch mit Lebensgefahr darin zu wohnen sei. Weiterer Schaden erwachse ihm durch das vom Kirchendach auf sein Hausdach abgeleitete Regenwasser. Auch büße er nun die Benützung der Kirchenbühne ein, die seit über 120 Jahren dem jeweiligen Gutsbesitzer zugestanden habe. Mit allen seinen Vorstellungen vermochte aber Hentzgi nichts auszurichten und darob scheint er schließlich in eine derart gereizte Stimmung geraten zu sein, daß er das Maß des Zulässigen gegenüber der von dem Bürger Respekt heischenden hohen Obrigkeit vergaß, und diese sich schließlich veranlaßt glaubte, gegen ihn wegen ganz „schimpflicher Behandlung" der Herren Häupter vorzugehen, womit freilich Hentzgi seiner Sache schlecht gedient hatte.

Weitern Anlaß zu Schwierigkeiten mit den Behörden gaben die innerhalb des Gutes, im sogenannten Byfang, gelegenen Brunnenstuben. Da diese dem Brunnamte unterstellt waren, hatte der Brunnenmeister mit seinen Leuten jederzeit freien Zutritt zu den Stuben. Dabei geschah es aber, daß diese Beamten sehr oft ihren Weg nicht durch das Gatter in den Byfang nahmen, sondern einfach den Hag bald da bald dort durchbrachen. Die Vorstellungen, die Hentzgi wegen dieser Vorgänge wiederholt bei den Behörden erhob, hatten doch schließlich die Wirkung, daß der Rat die Anfertigung von zwei Gätterlein als Zugang zu den Brunnenstuben guthieß.[89])

Weniger Erfolg hatte Hentzgi mit einem andern Petitum, da er das allerdings etwas sonderbare Begehren stellte, es möchte ihm bewilligt werden, den auf seinem Gute wachsenden Wein für Baselwein zu verungelten und nicht für Landwein. Die Behörde aber entschied, es sei das Begehren abzulehnen und der Margarethenwein nach wie vor als Landwein zu verungelten.[90])

Ein neuer Handel nahm seinen Ausgang von der 1679 vorgenommenen Erweiterung des Kirchhofes. Damals hatte Hentzgi den Gemeinden an die Vergrößerung ihres Begräbnisplatzes ein Stück des ihm zustehenden Landes eingeräumt, dafür aber trotz wiederholter Begehren nie irgendwelchen Ersatz erhalten, im Gegenteil war er auch fernerhin für das abgetretene Grundstück mit dem Bodenzins belastet worden. Der Handel zog sich lange Zeit hin. Nachdem Hentzgi über ein Jahrzehnt hingehalten worden war, faßte er schließlich alle seine an die Obrigkeit zu stellenden Ansprüche, alte und neue, in einer ausführlichen Supplikation zusammen, die am 16. Januar 1692 im Rate zur Verlesung kam, worauf dieser die Sache zur Prüfung an eine Ratsdeputation wies. Sei es nun, daß es den Behörden darum zu tun war, den leidigen Händeln ein Ende zu machen, sei es, daß Hentzgi bei genauerem Zusehen mit seinen Ansprüchen

doch nicht so sehr im Unrecht war, auf den Vortrag der Deputaten hin beschloß der Rat am 30. Juni, es sei an Franz Hentzgi durch die Dompropstei eine Abfindungssumme von 30 Reichstalern auszuzahlen, ferner seien für ihn die geforderten Reparaturen vornehmen zu lassen und für den Gottesacker haben in Zukunft Binningen und Bottmingen den Bodenzins zu entrichten.[91])

Mit diesem Ausgang der Jahrzehnte alten Händel durfte Hentzgi nun wohl zufrieden sein, und er scheint sich denn auch in der Tat die letzten Jahre seines Lebens nicht durch weiteres Prozessieren haben vergällen lassen wollen. Wir hören in Zukunft nichts mehr über derlei Vorfälle.

Dafür wandte er seine Aufmerksamkeit erneut dem Ausbau seines Gutes zu. 1696 errichtete er in seinem Trotthause eine neue Trotte, deren großen Balken heute noch das geschnitzte Hentzgische Monogramm in einem Wappenschilde mit beigegebener Jahrzahl ziert. Von größerer Bedeutung war der kurz vor seinem Tode vollendete Umbau der bisherigen Scheune in ein Wohnhaus und deren Ersetzung durch ein neues geräumiges Oekonomiegebäude auf dem Hofe. Das neue Haus, über dessen Eingangstüre die Jahreszahl 1701 zu lesen ist, diente fürderhin und bis auf den heutigen Tag als Pächterwohnung.

Diesen Bauten war bereits ein mehr oder minder durchgreifender Neubau des an die Kirche angebauten alten Wohnhauses vorausgegangen. Direkt sind wir hierüber zwar nicht unterrichtet. Hingegen ist 1674 einmal die Rede davon, daß das Haus „alt und presthafft" sei, was das Lohnamt damals zur Aeußerung veranlaßte, „Herrn Hentzgi's vorhabender Haußbau anlangend gestehe man, daß sein altes Hauß solches hocherfordere".[92]) Da später von der Presthaftigkeit des Hauses nichts mehr verlautet, vielmehr gelegentlich von den zwei neuen Wohnhäusern zu St. Margarethen die Rede ist,[93]) so ist offenbar Hentzgis 1674 „vorhabender Haußbau" tatsächlich zur Ausführung gelangt. Es entstand damals das

Haus in der Gestalt, wie wir es auf den Zeichnungen Büchels erblicken, das abgesehen von einigen späteren Umänderungen wenigstens äußerlich dem heute noch bestehenden Gebäude entspricht.

Am 12. November des Jahres 1702 ist Franz Hentzgi gestorben im 73. Jahre seines Lebens, in dem er die Leiden und Freuden eines Gutsherrn reichlich zu kosten Gelegenheit gehabt hatte. Dabei war es ihm aber auch beschieden gewesen, durch Umsicht, Ausdauer und Sachkenntnis sein Besitztum in erfreulicher Weise einer gedeihlichen Entwicklung entgegenzuführen, so daß unter ihm das ursprünglich allem Anschein nach eher bescheidene Margarethengut deutlich den Anfang zu seinem Ausbau in ein herrschaftliches Landgut genommen hat. Eine gewiß zutreffende Charakterisierung der Persönlichkeit Franz Hentzgis hat uns Pfarrer Johann Jakob Falkner in der ihm zu St. Margarethen gehaltenen Leichenrede übermittelt mit den Worten: „Es hat jhn Gott der Allerhöchste fürnemlich darzu beruffen, daß er in dieser Welt Acker, Matten vnd Weinberg bauen vnd pflantzen sol; disem seinem ehrlichen Beruff hat er fleißig früh vnd spat abgewartet, wie dann gnugsam bekandt, daß der grundgütige Gott sein göttliches Gedeyen vnd Segen zu seinem wässeren vnd pflantzen gegeben, also daß er durch seine vielfaltige saure Müh vnd Arbeit dises sein hinderlassenes Land-Guth zu St. Margaretha in einen schönen vnd herrlichen Stand gebracht; zu kalter Winters-zeit wann draußen auff den Aeckern, Matten vnd Weinberg nichts zu schaffen gewesen, hat er zu Hauß seine Zeit meistentheils mit Ablesung H. Schrifft vnd anderen geistreichen Bücheren vnd Historien zugebracht, hat jhme auch darauß einen herrlichen Schatz gesamblet, damit er sich in seinen Trübsalen vnd Widerwärtigkeiten auffrichten vnd trösten können."

Dem Vater folgte als Gutsherr der Sohn Hans Georg Hentzgi. Dieser, ein kaiserlicher geschworener Notarius, scheint sich persönlich weniger eifrig mit dem ausgedehnten

Landgut beschäftigt zu haben. Er überließ dessen Bewirtschaftung vielmehr einem Lehenmanne, der „das Losament in der vorderen Wohnbehausung" bezog, d. h. in dem 1701 an Stelle der alten Scheune errichteten Wohnhause. Bei seinem 1726 erfolgten Ableben hinterließ Hans Georg Hentzgi, kinderlos wie er war, das Gut seiner Witwe, die ihrerseits sofort den Lehensvertrag mit dem bisherigen Beständer Friedrich Weißner von Binningen erneuerte.[94])

Hans Georg Hentzgi fand mit seinen Eltern und seiner ersten Frau eine gemeinsame letzte Ruhestätte zu St. Margarethen. Die hinterlassene Witfrau setzte Eltern und Kindern auch die gemeinsame Grabschrift zu einem Gedächtnis an die alte Hentzgische Gutsherrschaft: „Hier ruhen in Gott folgende weiland Besitzere des Guths bey St. Margaretha: Der Ehrenvest und Vorgeachte Herr Frantz Henzgen, verschied. d. 14. 8^{bs} 1702 sein. Alt. 73 Jahr 8 Mon. Die Ehr- und Tugendreiche Frau Barbara Bülacherinn, dessen Ehefrau, verschieden den 27. 7^{bs} 1706, ihres Alters 63 Jahr. Der Ehrenvest und Vorgeachte Herr Joh. Georg Henzgen dero ehel. Sohn, Kaiserlicher geschwohrener Notarius, verstorb. d. 16. May 1726. sein. Alt. 56 Jahr 10 Mon. Die Ehr- und Tugendreiche Frau Magdalena Imhof, dessen erste Ehefrau, nachdem sie 44 Jahr 4 Monat gelebt und demselben d. 24. May 1713 inn die ewige Freude vorhergegangen. Dero samtl. Angedenken hiemit erneuern wollen dessen hinderlassene höhstbetrübte Wittib etc. Frau Maria Schlechtinn."[95])

Mit zunehmendem Alter mochte der Witwe Hentzgi der Besitz des großen Gutes eine stets fühlbarere Last geworden sein. So ergriff sie denn wohl gerne die Gelegenheit, als sich ihr in der Person des Handelsherrn Christoph Ehinger-Weiß ein geeigneter Käufer zeigte, zur Veräußerung ihres Landgutes zu schreiten. Am 8. Juni 1740 kam es zur Fertigung des Vertrages, in dem Hans Georg Hentzgi's sel. Witwe mit Wissen und Willen ihres Vogtes, des

Handelsmannes Herrn Johann Rudolf Brodbeck, das Landgut „auf St. Margarethenberg" an Christoph Ehinger um den Preis von 25 000 Pfund Geldes in neuen französischen sog. Lorbeer- oder Federtalern, zu 36 Batzen gerechnet, verkauft. Der Kauf umfaßt das ganze Gut, bestehend in zwei Wohnhäusern, Scheunen, Stallungen, Wagenschopf, Kornschütten und Trotten, mitsamt einem Kraut- und Baumgarten, mehreren Mannwerk Matten, 63 Jucharten Ackerland, 6 Jucharten Reben, etwas Waldung und einem 16 Jucharten an Mattland umfassenden Byfang. Der Käufer trat in den vormals mit dem Lehenmann Weißner von Binningen getroffenen Akkord, und auch in Zukunft vererbte sich die Lehenschaft zu St. Margarethen bei den Weißner von Vater auf Sohn.[96])

Christoph Ehinger, der neue Gutsherr zu St. Margarethen, war der Sohn des Holeebesitzers Matthias Ehinger-Ehinger. Zum Handelsstand bestimmt, war er mit vierzehn Jahren (1728) nach Welsch-Neuenburg gebracht worden, daselbst den Handel und zugleich die französische Sprache zu erlernen. Nach zweijährigem Aufenthalte kam der junge Ehinger nach Frankfurt a. M. und trat dort in eines der angesehensten Handelshäuser der Stadt ein. Von Frankfurt zog er später nach Paris und beschloß dann seine Wanderjahre mit einem Aufenthalte in Berlin. In seine Vaterstadt zurückgekehrt, erwarb Ehinger das Landgut zu St. Margarethen, verehelichte sich einige Jahre später mit Valeria Weiß, einer Tochter des Handelsherrn und Großratsmitgliedes Marcus Weiß, und wurde schließlich 1750 zu einem Sechser E. E. Zunft zu Gartnern gewählt. Leider befiel ihn aber schon in verhältnismäßig jungen Jahren eine hartnäckige und schmerzhafte Fußgicht, die ihn immer mehr von der Oeffentlichkeit fernhielt. Als dann mit der Zeit der Zustand stets beschwerlicher wurde, zog sich schließlich Ehinger ganz auf sein Landgut zurück und verbrachte die letzten Jahre seines Lebens, zurückgezogen von allen Ge-

schäften, zu St. Margarethen, „allda in der Stille Gott und den Nächsten zu dienen und für die Wohlfahrt seines Hauses zu sorgen". Besonders angelegen ließ er sich Unterhalt und weiteren Ausbau des Landgutes sein und er erwarb noch kurz vor seinem Tode vom Spital einige auf dem Bruderholz gelegene Aecker, insgesamt 30 Jucharten, den sog. Thierryacker, den sog. Krummenacker und einen Acker oberhalb der Binninger Schloßreben.[97]) Ein Jahr später starb dann Christoph Ehinger, am 7. März 1766, erst 52jährig, nachdem das überhandnehmende Leiden seine Kräfte gänzlich aufgezehrt hatte. Bei seiner Bestattung hielt ihm die Leichenrede Pfarrer Johann Jakob Merian zu St. Margarethen.

Das Landgut ging nun über an die hinterlassene Witwe Valeria geb. Weiß. Noch 1797 war diese die Besitzerin zu St. Margarethen. Am 11. August des Jahres fand nämlich zwischen Herrn Rechnungsrat Johann Rudolf Frey im Vordern Gundeldingen und Herrn Christoph Ehinger-Merian namens seiner Frau Mutter als Gutsherrin zu St. Margarethen ein Umtausch der zu beiden Gütern gehörigen Stühle in der Margarethenkirche statt, wobei mit aller Form in Gegenwart des Pfarrers an den Stühlen auch die Wappenschilde Ehinger und Frey vertauscht wurden.

Bei zunehmendem Alter trat die bejahrte Frau im Jahre 1800 das Gut ihrem Sohne ab.[98]) Aus der Zeit des neuen, mit Anna Maria Merian vermählten Besitzers Christoph Ehinger vermitteln uns die Akten nur einige wenige Einzelheiten. Mit der städtischen Obrigkeit brachten ihn namentlich Fragen der Brunnengerechtigkeit in Widerstreit. Am 15. September 1804 verzeigte ihn das Bauamt, daß er durch das Sammeln einer Quelle auf seinem Gute die Leitung des Münsterbrunnwerkes trübe und außerdem aller Wahrscheinlichkeit nach diese gänzlich abgraben werde. Daraufhin beauftragte der Rat sowohl den Statthalter des Untern Bezirkes wie eine Ratsdeputation mit der nähern

Die Besitzer St. Margarethens aus der Familie Ehinger.

Matthias Ehinger-Faesch,
geb. 1651 — gest. 1713,
Besitzer von Michelfelden (seit 1683) und des Holee (seit 1691)

- Nikolaus Ehinger-Wieland,
  geb. 1684,
  gest.
  Besitzer von Michelfelden
  - Diese Linie besaß Michelfelden bis 1754.
- Matthias Ehinger-Ehinger,
  geb. 1685,
  gest. 1744/47.
  Besitzer des Holee.
  - Matthias Ehinger-Weiß,
    geb. 1711,
    gest. 1787,
    Besitzer des Holee.
    - Christoph Ehinger-Burckhardt,
      geb. 1755,
      gest. 1833.
      Bürgermeister.
      - Joh. Ludwig Ehinger,
        geb. 1790,
        gest. 1809.
    - vier Töchter,
      Besitzerinnen des Holee bis 1831.
  - **Christoph Ehinger-Weiß,**
    geb. 1714,
    gest. 1766.
    Großrat, Gutsherr zu St. Margarethen seit 1740.
    - **Christoph Ehinger-Merian,**
      geb. 1749,
      gest. 1823.
      Handelsmann, Gutsherr zu St. Margarethen bis 1822.

Prüfung der Angelegenheit. Verhör und Augenschein wurden vorgenommen. Ehinger berief sich darauf, Eigentümer des Grundes und Bodens zu sein, auf dem die Quellen entspringen, wogegen der Rat der Ansicht war, daß das Eigentumsrecht am Grund und Boden nicht das Nutznießungsrecht der Quellen in sich schließe. Der Ratsentscheid fiel denn auch dahin aus, die auf dem Margarethengute gefaßte Quelle solle als zu den Brunnquellen gehörend betrachtet werden, die der Stadt Basel seit undenklichen Zeiten zustehen. Herrn Ehinger wurde das Mißfallen der Obrigkeit an seinem eigenmächtigen Vorgehen ausgedrückt und er wurde angehalten, sich in Zukunft alles fernern Nachgrabens nach Wasser auf seinem Gute zu enthalten.[99])

Mit der Gemeinde Binningen erwuchsen ihm andrerseits Umstände in Steuerangelegenheiten. Am 3. März 1808 beschwerte sich im Namen des Gemeinderates dessen Präsident Hans Jacob Seiler beim Statthalter des Untern Bezirkes, Ehinger weigere sich, seinen Beitrag an die der Gemeinde obliegende Stellung eines Rekruten zu den Schweizer Regimentern in Frankreich zu leisten, und ebenso seine Beisteuer an die Verzinsung der Gemeindeschulden zu entrichten, wie er gemäß seinem Häuser- und Güterbesitz innerhalb des Gemeindebannes verpflichtet sei. Der Statthalter erstattete Bericht an den Rat, und dieser betraute mit dem Handel die als Finanzkommission waltende sogenannte Haushaltung. Diesmal fiel der Entscheid zu Gunsten Ehingers aus, der in seiner Eigenschaft als bloßer Beisasse und nicht als Bürger Binningens seines Beitrages an den genannten Gemeindelasten ledig gesprochen wurde.[100]) Jedenfalls trugen solche Vorfälle nicht bei zu einem bessern Einvernehmen des Gutsherrn mit den Gemeindegenossen, wie denn der Statthalter gelegentlich in den Fall kam, beim Rate über mutwillige Verheerungen in Herrn Ehingers zu St. Margarethen zugehöriger Allee Klage zu führen.[101])

In die Zeit Christoph Ehinger-Merians fällt die Er-

bauung des großen von Süd nach Nord laufenden Gebäudeflügels, dessen hohe, gegen die Stadt blickende Giebelwand bestimmend auf die Gestaltung der Silhouette der Gebäudegruppe auf dem Margarethenhügel wirkt. Ursprünglich als Wohnhaus eingerichtet, dient es heute als Oekonomiegebäude. Seinem ursprünglichen Zwecke hat es bis in die 1850er Jahre gedient, zu Anfang der 1860er Jahre geschah die Umwandlung. Die Bauzeit läßt sich nicht genauer feststellen. Sie fällt in die Jahre zwischen 1805 und 1822.[102])

Christoph Ehinger blieb Besitzer zu St. Margarethen bis zu Ende des Jahres 1822. Am 23. Dezember dieses Jahres ging das Landgut durch Verkauf über an den Dreierherrn Karl Burckhardt-Thurneysen. Es umfaßte damals an Gebäuden ein Wohnhaus neben der Kirche samt Trotthaus und Holzschopf, einen Flügel auf der andern Seite der Terrasse, das hinten an die Kirche stoßende Lehenhaus samt Waschhaus und Zugbrunnen, Scheuer und Stallung des Lehenmannes samt dahinter befindlichem Gemüse- und Obstgarten, das neuere Wohnhaus samt Hof, eine Anzahl am Abhange des Hügels gelegene Rebstücke und endlich einen beträchtlichen Umschwung an Acker- und Mattland. Das ganze, von einer kleinen jährlichen Abgabe an das Direktorium der Schaffneien abgesehen, von jeder Abgabe und Dienstbarkeit frei. Zum Gute gehörten auch drei Männerstühle und ein Weiberstuhl in der Kirche.[103])

Ueber die jüngste Zeit, in die wir nun eintreten, können wir uns kurz fassen. Unter dem Dreierherrn Burckhardt erhielt das Margarethengut seine heutige Ausgestaltung. Durch ansehnlichen Landerwerb[104]) erweiterte der Dreierherr den landwirtschaftlichen Betrieb, wie überhaupt nicht zu übersehen ist, daß die alten Landgüter den Zweck hatten, das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden. Die Annehmlichkeit des neuerworbenen Gutes hinwiederum erhöhte er dadurch, daß er den von St. Margarethen gegen Osten sich hinziehenden sogenannten „Byfang" in einen Naturpark,

wie solche damals dem Zeitgeschmack entsprachen, umwandeln und mit einem herrschaftlichen Wohnhaus versehen ließ.[105]) Es ist das der heutige Margarethenpark, an dessen ehemaligem Wohnhause heute noch das Monogramm B T die Erinnerung an den einstigen Bauherrn wachruft.

Die Besitzer St. Margarethens aus den Familien Burckhardt und VonderMühll.

Leonhard Burckhardt-von Schwencksfeld, geb. 1729 — gest. 1817

|

Karl Christian Burckhardt-Thurneysen, geb. 1767 — gest. 1846,
Dreierherr, seit 1822 Gutsherr zu St. Margarethen.

|

Anna Margaretha Burckhardt, geb. 1793 — gest. 1843,
verm. 1813 mit Joh. Georg VonderMühll, geb. 1788 — gest. 1853,
Oberstleutnant und Großrat.

|

Karl Georg VonderMühll-Merian, geb. 1814 — gest. 1881,
Appellationsrichter; seit 1847 Gutsherr zu St. Margarethen.

Die Erben Karl Georg VonderMühll's besaßen das Margarethengut bis zu dessen Uebergang an den Kanton Baselstadt im Jahre 1896.

Dreierherr Burckhardt starb im Laufe des Jahres 1846. Bald darauf auch seine hinterlassene Witwe Frau Margaretha geb. Thurneysen. Des Dreierherrn Tochter Anna Margaretha war vermählt mit Johann Georg VonderMühll, Oberstlieutenant und Mitglied des Großen Rates. Dessen Sohn Appellationsrichter Karl VonderMühll-Merian, des Ratsherrn Peter Merian Schwiegersohn, übernahm nun das Gut durch Kauf von seinen Miterben am 30. November 1847. Nach Ausweis des Kaufbriefes umfaßte die Besitzung an Gebäulichkeiten das alte Wohnhaus neben der Kirche samt Trotte und Holzschopf, das Flügelgebäude auf

der andern Seite der Terrasse, das Lehenhaus vor der Kirche samt Waschhaus und Ziehbrunnen, die Scheune des Lehenhauses nebst Stallung und Remise für die Herrschaft mit dahinter befindlichem Obst- und Gemüsegarten, das Wohnhaus im Hofe nebst Stallung und Heubühnen des Lehenmannes und dahinter befindlichem Hofe und Zugbrunnen, endlich das im Jahre 1823 erbaute Herrschaftshaus in der Anlage am Rain oder im Byfang.[106])

Von Appellationsrichter Karl Georg VonderMühll-Merian ging nach seinem Tode 1881 das Landgut über an seine Erben. Hinsichtlich des Durchganges über die Terrasse und über dessen Schließung und Offenhaltung entstanden Differenzen zwischen den neuen Gutsherrn und der Gemeinde Binningen. Eine Verpflichtung zur Offenhaltung seitens der Eigentümer bestand offenbar keine, wie denn auch die Kaufbriefe von einer solchen keine Erwähnung tun, der erwähnte Kaufbrief von 1823 das Gut sogar ausdrücklich von jeder Dienstbarkeit frei erklärt. Es kam zu keinem Rechtsentscheide, wohl aber zu einer Verständigung, indem die Gutsherren sich 1882 bereit erklärten, so lange von einer Schließung der Terrasse abzusehen, als deren Offenhaltung nicht eine Steigerung der schon jetzt mit ihr verbundenen Uebelstände oder deren neue verursache.

Bis gegen Ende des Jahrhunderts blieb St. Margarethen im Besitze der Familie VonderMühll. Infolge der stets zunehmenden Ausbreitung des Gundeldingerquartiers rückte das bewohnte Stadtgebiet immer näher an das alte Gut heran. Im Hinblick auf die fernere Entwicklung der Stadt sahen sich daher mit der Zeit die Behörden veranlaßt, ihre Aufmerksamkeit auf die Erwerbung des umfangreichen Landbesitzes zu St. Margarethen zu richten. Die Gutsherren kamen dem Bestreben der Stadt entgegen, und am 14. Dezember 1896 ging das Margarethengut von ihnen durch Kauf an den Kanton Baselstadt über.[107]) Mit diesem Akte war zwar wieder ein weiteres an Erinnerungen reiches

altes Basler Landgut in den Großgrundbesitz des Staates übergegangen, dafür aber auch ein herrlicher Park zur Erholung des müden Städters der Oeffentlichkeit zugänglich geworden. Damit schließt die Geschichte des Margarethengutes.

Anhang.[108])

Inventarium oder Verzeichnuß Aller der Kirchen zu St. Margarethen Baßler-Gebiets zugehörigen Sachen und Stiftungen. Anfänglich auf gesetzt von Leonhard Bartenschlag Pfarrern der Kirchen Anno 1719.

An Liegenden Güeteren:

Eine Behausung, Stallungen, Hooff, Garten, Baumgärtlein samt Zugehörden in Binningen. — De anno 1708. Ex Legato Hrn. Burgermr. Brunnschweyler sel. — Repariert anno 1719 bey Antritt L[eonh]. B[artenschlags]. — Darzu kommen ein lauffendes Brünnlein anno 1724 auf L. B. Pfr. zu St. M. langes und vielfaltiges Nachwerben und Bemühen.

An Gülten laut Groß-Schuld-Buch zum Besten der Armen:

(folgt die Aufzählung der einzelnen Gülten).

An Gülten laut Groß-Schuld-Buch zum Genuß und Besten des Pfarrers:

(folgt die Aufzählung der einzelnen Gülten).

An Gülten laut Klein-Schuld-Buch zum Besten der Armen:

(folgt die Aufzählung der einzelnen Gülten).

An Baarschafft und Anderen Einkünfften:

(folgt die Aufzählung).

An Silbergeschirr:

Ein Silberne Schalen. De anno 1676. — Item zween Kelche. De anno 1673. [Beides] Donum Mariae Julianae, Markgräfin von Baden-Durlach. Renov. anno 1720 von L. Bartenschlag Past. M.

An Zinn:

Zwey Kannen. De anno 1642. — Item ein große Blatten. De anno 1642. — Item ein Tauffkeßelin. De anno 1720, taufft von L. B.

An Kupfer:

Ein großer Bauchkeßel im Pfarrhauß.

An Meßing:

Ein Glöcklein 13½ Pfund schwer. N.B. auff dem Pfarrhauß-Tach. — Anno 1750 d. 22. April auf U. Anhalten des Pfarrers mit gönstiger Erlaubnus Lobl. Haußhaltung auß der Thomprobstey-Schaffnei erhalten.

An Sturtz- und Eisenwerckh:

Ein große Flaschen mit eysernen Schlencken. De anno 1720, von Hrn. Schaffner in der Thomprobstey procur. von L. B. Past. M. — Ein Bickel. De anno 1720, donum L. B. P. M. — Item ein Schauffel. De anno 1724, von L. Bartenschlag Pfr. donum. — Item ein Reuthauwen. De anno 1729, von L. B. donum.

An Holtzwerckh:

Ein Tisch samt Schubladen zur h. Tauffe. — Item ein anderer zum h. Abendmahl. — Item ein Biebel-Pult, so man herumbdrehen kann. De anno 1720, donum L. Bart. Past. Marg. — Item ein große beschlüssige Küsten zu den Kirchen-Gefässen. Renov. anno 1725 von L. B. Past. M. — Item ein dito kleines altes zu den Kirchen-Geltern. Renov. anno 1720 von L. B. (Späterer Vermerk: „N.B. alß gantz wurmstichig zerbrochen"). — Item ein beschlüssiges Kensterlin mit Schubladen zu den Kirchen-Bücheren und Schrifften in dem Pfarrhauß in der Mauren des einten Zimmers neben der Wohnstuben unten. De anno 1723, donum L. Bart. Past. Marg. — Item ein Pult zur Posaunen. — Item ein Positiv oder Orgelwerckh von schwartzem Holtz und 5 Registeren. De anno 1721, donum nobilissimi Dni J. Georgii Beckii. — Item ein schwartz gebeitztes Pültlein darzu. De anno 1721, donum L. Bart. P. Marg. — Item zwey schwartz gebeitzte Psalmen-Täfelein. De anno 1721, taufft. — Item ein Sand-Uhr von schwartzem Holtz auff der Cantzel. De anno 1721, taufft. — Item ein Allmosen-Säcklein. — Item ein grosse schwartze Music- und Rechentafel in der Schuhl. De anno 1724, donum L. Bartenschlag Past. Marg. — Item ein Lehnenstuhl. — Item zwey Todtenschrägen. — Item ein Leiteren. — Item ein langer Bühne-Wisch, samt zwey anderen Boden-Wischen. — Ein Caise von Holtz, aber mit Eisen wohlbeschlagen und mit Schloß samt Rigel verwahret, samt zwey Schlüsslen darzu. Auß dem

Vorspahr Ecclesiae erkaufft von L. B. – Ein Feur-Spritze. (Späterer Vermerk: „Die Feur-Spritze fehlt, so sehr sie zu wünschen wäre. Raillard Pfr. 89. 9. 24.") — Item ein Feurzuber mit eisernen Räuffen samt Stangen darzu.

An Leingeräth und anderem Zeug:

Zwey weiße gesteinlete Tischtücher. N.B. zum Tisch des Herrn. De anno 1720, kaufft. — Item zwey Tischzwechelein von dito. N. B. zu dito. De anno 1720. — Item zwey andere von dito, N.B. zur h. Tauffe. De anno 1720. — Item ein Bort oder schwartz Leich-Tuch 6 Ellen lang, so der Sigrist bey Handen. De anno 1727, kaufft auß dem Sessionsgelt. — Item ein anderes neues dito Leichtuch.

An Bücheren:

In folio: Ein deutsche Bibel mit Hrn Pfren Battiers und Gernlers Außlegung, Basel 1710. Gebunden mit schweinen Läder und mit Schlossen beschlagen. De anno 1720, donum L. Bartenschlag Past. Marg. (Späterer Vermerk: „ist nicht mehr vorhanden. E. R[aillard] Pfr.")

In octavo: Ein deutsche Kantzel-Biebel samt Psa m-Buch Basel 16 . . . In schwartz Läder gebunden und verguldet auff dem Schnitt. De anno 1719, donum L. Bart. Past. Marg. — Ein Agend und Nachtmahlbüchlein, Basel . . . . . In schwartz Läder und dito verguldt. De anno 1719, donum L. Bart. Past. M. — Ein einstimmig Psalmenbuch von grobem Druckh zum Vorsingen, Basel, ... In geräucht schwartz Läder gebunden und weiß auff dem Schnitt. N. B. auff der Orgel. De anno 1719, donum L. Bart. P. M. — Zwey Exemplar von Psalmen-Tituln zu den Psalmen-Täfelein der Kirchen. Oblong in Türkischpapier gebunden, jedes Exempl. in 3 Theilen. De anno 1721, donum L. Bartenschlag Past. Marg. — Die Seelen-Music, St. Gallen 1712. In besprengt Papier. N. B. auff der Orgel. De anno 1734 d. L. B.

In duodecimo: Ein vierstimmig Psalmenbuch, Basel, ... In schwartz Läder, mit Schlößlein, vergüldet auffen Schnitt, gebunden. De anno 1719, donum L. Bart. P. Marg. (Späterer Vermerk: „N. B. einem armen Knaben verehrt worden".)

An Schrifften:

In folio: Dieß Inventarium der Kirchen zu St. Margarethen, Autore L. B. P. M. — Zwey Kirchenbücher. Eines enthält Tauff-Register und Confirmanden, das andere Todten- und Trauungs-Register. Angefangen von E. Raillard bey St. M. 1789 im Augst.

— Ein Schuldbuch der Gülten des Kirchen= und Armen=Guths von St. Margreth. Ebenfalls von E. R. angefangen.

In quarto: Acta Ecclesiae Margarethanae. In Türkischpapier, perg. Ecken und Rucken geb. Autore L. B. P. M. — Album Ecclesiae Margarethanae. 1 Tom. in Pergament und dito gebunden von anno 1719 biß .... Autore L. B. — Groß=Schuldbuch der Kirchen. In dito gebunden. Autore L. B. — Ein alt Kirchen=Buch. In Pergament gebunden. De anno 1650 bis 1719. — Ein Gemeinde=Buch, darin alle Haußhaltungen verzeichnet. In gesprengt Papier.

In octavo: Hirten=Rodel oder Verzeichnuß der Gemeinde zu St. Margarethen. Oblong in Türkischpapier, perg. Ecken und Rucken gebunden mit Bändelein. Autore L. B. P. Marg. — Album Ecclesiae Margar. Oblong in Perg. gebunden. Von anno 1604 biß anno 1650. — Hirten=Amt und Lohn oder Verzeichnuß der Pflicht und des Einkommens des Pfarrers zu St. Margarethen. In Türkischpapier, perg. Ecken und Rucken, mit Bändelein gebunden. — L. B. — Klein=Schuld=Buch der Kirchen. In Türkischpapier, perg. Ecken und Rucken gebunden samt Bändelein. L. B. — Einnahm=Buch der Kirchen. In dito gebunden. L. B. — Ausgaab=Buch der Kirchen. In dito gebunden. L. B. — Memoriale der Kirchen. In dito gebunden. — L. B. — Kinderlehr=Rodel. In Schwarzpapier gebunden. L. B. — Memoriale Agendorum Ecclesiasticorum. In dito. L. B. — Armen=Rodel In Türkischpapier. L. B. — Schuhl= und Sigrists=Ordnung. In dito. — Organisten=Ordnung. In dito. — L. B.

Anmerkungen.

1) Vom Jura zum Schwarzwald, Band 3 (1886), S. 264—265. — 2) Acta Sanctorum der Bollandisten, Band Juli V (1868), S. 24—33. — 3) Jacobus de Voragine, Legenda aurea, ed. Th. Graeße (1846), S. 400—403. — 3) Nach gütigen Mitteilungen von Herrn Prof. E. A. Stückelberg. — 4) 1251 Juli 4: Urkundenbuch der Landschaft Basel (1881), S. 40, Nr. 64. — 5) 1260 September 10: Ebenda S. 51, Nr. 81. — 6) Johannes Bernoulli, Die Kirchengemeinden Basels vor der Reformation (Basler Jahrbuch 1894, S. 220 ff. u. 1895, S. 99 ff. — 7) Staatsarchiv Basel: Klosterarchiv: St. Margarethen, Urkunde Nr. 6. — 8) Ebenda, Urkunde Nr. 2. — 9) Ebenda, Urkunde Nr. 1. — 10) Ebenda, Urkunde Nr. 4. — 11) Daniel Bruckner, Merkwürdigkeiten der Landschaft Basel, IV. Stück (1749), S. 350—352. —

[12]) Staatsarchiv Basel: Klosterarchiv St. Margarethen, Urkunde Nr. 3. — [13]) Ebenda. — [14]) Ebenda, Urkunde Nr. 5. — [15]) Andreas Heusler, Verfassungsgeschichte der Stadt Basel im Mittelalter (1860), S. 22/23; Rudolf Wackernagel, Geschichte der Stadt Basel, Band 2, 1 (1911), S. 261. — [16]) Staatsarchiv Basel: Großes Weißbuch, Bl. 343 v ff. — [17]) 1529 Mai 24, Staatsarchiv Basel, Erkanntnisbuch IV. Bl. 57 v. — [18]) Joh. Bernoulli, Die Kirchgemeinden Basels (Basler Jahrbuch 1894, S. 241—243). — [19]) Daniel Bruckner, Merkwürdigkeiten der Landschaft Basel IV. Stück, S. 353. — [20]) 1533, IV. 1. Staatsarchiv Basel: Bisch. Archiv XVII. — [21]) Staatsarchiv Basel: Ratsprotokoll. — [22]) Ebenda. — [23]) Ebenda. — [24]) Staatsarchiv Basel: Kirchenarchiv D I 2 Bl. 133. — [25]) Universitätsbibliothek Basel: Mscr. A N II 6: Matricula Theol. Fac., Bl. 75 v. — [26]) Ebenda, Bl. 77 v. — [27]) Nach einer freundlichen Mitteilung des Herrn Staatsarchivar Dr. August Huber. — [28]) Ch. Thierry-Mieg, La succession de Jean Thierry de Venise (Histoire de la famille Thierry), 1894, S. 89/90. — [29]) Landesarchiv Liestal: Lade 75, B 26 b. — [30]) Landesarchiv Liestal: Binningen L 75, F 5. — [31]) Johann Heinrich Weiß, Versuch einer Beschreibung der Kirchen und Klöster in der Stadt und Landschaft Basel (1834), S. 19. — [32]) Die Scheibe mit dem Wappen „Schwarz" trägt die Inschrift: „Diß Chor zu diser Kirchenn erkaufft Herr Andreas Schwartz vnnd Frauw Margreth Mörede 1615." Die Scheibe mit dem Wappen „Merede" führt die Inschriften: „Margreth Merede 1615", „Erneuweret durch Herren Johannes Stähelin deß Rahts seligen erben Anno Domini 1674". Die Scheiben sind leider früher einmal zerschlagen und hernach in ganz übler Weise wieder geflickt worden. Herrn Prof. Felix Staehelin verdanke ich über die beiden Scheiben und deren Stifter folgende aufklärenden Mitteilungen: In der einen Hauptscheibe ist der Name „Andreas" Schwarz ein Fehler für „Leonhard" Schwarz. Im Historischen Museum haben wir noch (außen an der Sakristeikapelle eingemauert) den Grabstein der 1620 verstorbenen Frau Margaretha Merede, weiland H. Leonhart Schwartzen gewesener Ehefrau. Vgl. auch Marcus Lutz, Neue Merkwürdigkeiten der Landschaft Basel (1805) I. S. 222, und Weiß, Basilea sepulta (1830) S. 77, wonach des Leonhard Schwarz Ehefrau Margaretha Merede „auf ihre Kosten das Chor bey St. Margarethen erweitern lassen". Offenbar ist die Scheibeninschrift auf der Scheibe Schwarz bei der Erneuerung nach Joh. Staehelins Tode (1660) unrichtig ergänzt worden. Es war ja auch schon lange her seit dem Tode des Leonhard Schwarz (1615) und den Erben Johann Staehelins lag der Name „Andreas" um so näher, als ein Onkel von ihnen Andreas Schwarz-Staehlin hieß. Das etwas beschädigte Medaillon auf der Scheibe Merede, rechts unten am Wappen Merede, enthält die Wappen der drei Frauen des 1660 verstorbenen Johannes Staehelin: Menzinger, Burger, Götz. Ganz gleich finden sich dieselben drei Wappen vereinigt in einem Dreipaß am Grabstein des Johannes Staehelin im

Kreuzgange zu St. Leonhard. — Bleibt die Frage nach der Vererbung des Kirchenchors zu St. Margarethen von den Schwarz auf die Staehelin. Falls ein Erbgang stattgefunden hat, so dürfte er vermutlich folgenden Verlauf genommen haben:

Schwarz

Hans | **Leonhard** († 1615) verm. mit Margarethe Merede († 1620)

Staehelin

Andreas verm. mit Ursula († 1629) | **Johannes** († 1660) verm. mit
1. Menzinger
2. Burger
3. Götz

Erben dieses Joh. Staehelin, die anno 1674 den Chor zu St. Margarethen erneuert.

[33] 1661 August 12: Landesarchiv Liestal: Deputatenarchiv HH. — [34] Staatsarchiv Basel: Kirchenarchiv D 1, 4, Bl. 280. — [35] Staatsarchiv Basel: Ratsprotokoll. — [36] Fritz Baur, Aus den Aufzeichnungen des Lohnherrn Jakob Meyer (Basler Jahrbuch 1917, S. 219). — [37] Landesarchiv Liestal: Lade 75, B 8. — [38] 1679 Mai 14: Staatsarchiv Basel; Ratsprotokolle. — [39] 1692 Oktober 21 berichtet der Landvogt an den Rat. Landesarchiv Liestal, Lade 75, B 15. — [40] Landesarchiv Liestal: Lade 75, B 16. — [41] Landesarchiv Liestal: Lade 75, B 19. — [42] Staatsarchiv Basel: Ratsprotokoll 10. — [43] Landesarchiv Liestal, Lade 75, B 20. — [44] Der nämliche Pierre Racine erbaute hernach in den Jahren 1709/1710 die Kirche zu Kleinhüningen (Joh. Heinrich Weiß, Versuch einer Beschreibung der Kirchen und Klöster in der Stadt und Landschaft Basel [1834] S. 19). — [45] Landesarchiv Liestal: Lade 75, B 6. — [46] Ebenda. — [47] Ebenda. — [48] Staatsarchiv Basel: Kirchenarchiv D 1, 4, S. 735. — [49] Landesarchiv Liestal: Lade 75, B 22. — [50] Ebenda. — [51] Landesarchiv Liestal: Lade 75, B 23. — [52] Die Darstellung des Handels des Brunnschweylerschen Legates wegen stützt sich auf die Akten Landesarchiv Liestal: Lade 75, B 20, B 21, B 24, B 25, B 26, B 26 a, B 26 b, und Staatsarchiv Basel: Ratsprotokoll. — [53] Landesarchiv Liestal, Lade 75, B 26 a, B 27, und Staatsarchiv Basel: Ratsprotokoll. — [54] Staatsarchiv Basel: Kirchenakten G 1, S. 2. — [55] Landesarchiv Liestal: Lade 75, B 28, und Staatsarchiv Basel: Ratsprotokoll. Die Zuweisung des Rippelschen Legates an den Gemeinen Helfer entsprach den Verfügungen des genannten Stifters. — [56] Universitätsbibliothek Basel: Manuskript C VIII 94. Als Anhang abgedruckt. — [57] Landesarchiv Liestal: Lade 75, B 29 a, B 30, und Staatsarchiv Basel: Ratsprotokoll. — [58] Landesarchiv Liestal: Deputatenarchiv, HH Nr. 3. —

[59]) Landesarchiv Liestal: Lade 75, B 31. — [60]) Landesarchiv Liestal: Lade 75, B 36. — [61]) Landesarchiv Liestal: Lade 75, B 35, und Staatsarchiv Basel: Großratsprotokoll 1759 November 5. — [62]) Staatsarchiv Basel: Domstift WW 34. — [63]) Landesarchiv Liestal: Deputatenarchiv HH Nr. 9. — [64]) Pfarrarchiv Binningen: Aufzeichnungen des Herrn Lehrer R. Haffner. — [65]) Landesarchiv Liestal: Lade 75, B 41. — [66]) Nach einer freundlichen Mitteilung des Herrn Prof. Wilhelm Bruckner aus dem Brucknerschen Familienbuche. — [67]) Basler Nachrichten 1880, Nr. 238. — [68]) Die Pfarrverhältnisse zu Binningen seit den Dreißigerwirren ergeben sich aus den Akten Landesarchiv Liestal, Fach O 1 und O 2: Binningen, Pfarrwahl und Kirchensachen. — [69]) Ueber Jonas Breitenstein s. Adolf Socin, Basler Mundart und Basler Dichter (Basler Neujahrsblatt 74 [1896]). — [70]) An dem bei der Gottesackervergrößerung angebrachten Seitenportal findet sich die Jahreszahl 1862 eingemeißelt. — [71]) Pfarrarchiv Binningen, Aufzeichnungen des Herrn Lehrer Haffner. — [72]) Ebenda. — [73]) Die Angaben aus der neuesten Zeit verdankt der Verfasser gütigen Mitteilungen des Herrn Pfarrer Wilhelm Denz. — [74]) Staatsarchiv Basel: Gerichtsarchiv B, Fertigungsbuch. — [75]) Staatsarchiv Basel: Hausurkunden 266. — [76]) Ebenda. — [77]) Joh. Tonjola, Basilea sepulta (1661), S. 346. — [78]) Staatsarchiv Basel: Hausurkunden 266. -- [79]) Ebenda. — [80]) Landesarchiv Liestal: Lade 75 Bl, B 2. — [81]) Staatsarchiv Basel: Hausurkunden 266. — [82]) Landesarchiv Liestal: Lade 75, B 32. — [83]) Staatsarchiv Basel: Hausurkunden 266. — [84]) Ebenda. — [85]) 1660 September 12: Universitätsbibliothek, Vaterländ. Bibliothek P 5. — [86]) 1662 April 5: Ebenda. — [87]) 1666 April 18: Ebenda. — [88]) Staatsarchiv Basel: Ratsprotokoll. — Landesarchiv Liestal: Lade 75, B 4—7. — [89]) 1684 Oktober 25 und November 12: Staatsarchiv Basel: Ratsprotokoll. — Landesarchiv Liestal, Lade 75, B 9, 10. — [90]) 1684 November 12: Universitätsbibliothek, Vaterländ. Bibliothek P 5. — [91]) Landesarchiv Liestal, Lade 75, B 14. — [92]) Landesarchiv Liestal: Lade 75, B 7. — [93]) 1740 Juni 8: Staatsarchiv Basel: Hausurkunden 266. — [94]) Ebenda. — [95]) Die Grabtafel befindet sich außen rechts neben dem Eingang in die Kirche. — [96]) Staats-Archiv Basel: Hausurkunden 266. — [97]) Ebenda. — [98]) Marcus Lutz, Neue Merkwürdigkeiten der Landschaft Basel I (1805), S. 222. — [99]) 1804 Sept. 15 — 1805 März 9: Landesarchiv Liestal, Lade 75, B 37—38. — [100]) 1808 März 3 — Mai 4: Landesarchiv Liestal: Lade 75, B 40. — [101]) 1806 Dezember 24: Landesarchiv Liestal, Lade 85, B 39. — [102]) Marcus Lutz erwähnt in seinen 1805 erschienenen „Neuen Merkwürdigkeiten der Landschaft Basel“ den Bau nicht, hingegen erscheint er im Kaufbrief vom 23. Dezember 1822, ebenso in Joh. Heinr. Kölners 1823 gedruckter „Statistisch-topographischer Darstellung des Kantons Basel“. — [103]) Staatsarchiv Basel: Hausurkunden 266. — [104]) Ebenda. — [105]) Die Originalpläne zum Wohnhaus befinden sich auf dem Basler Staatsarchiv. Es ist nicht ausgeschlossen, daß sie vom

Architekten Melchior Berri stammen. — [106]) Staatsarchiv Basel: Hausurkunden 266. — [107]) Der Ankauf des Margarethengutes durch den Kanton Baselstadt wurde genehmigt vom Regierungsrat den 16. Dezember 1896 und vom Großen Rate den 11. Februar 1897. — [108]) Das Original des hier abgedruckten Inventars befindet sich auf der Universitätsbibliothek. Manuskript C VIII 94.

Für das ihm zur Verfügung gestellte Material ist der Verfasser zu Dank verpflichtet dem Basellandschaftlichen Landesarchiv zu Liestal, dem Basler Staatsarchiv, der Basler Kunstsammlung, dem Basler Kunstverein sowie der Binninger Gemeindekanzlei. Für gütige Mitteilungen gebührt des Verfassers Dank den Herren Prof. Wilhelm Bruckner, Gemeindeverwalter W. Frey in Binningen, Lehrer R. Haffner in Binningen, Dr. Heinrich Iselin, Dr. Emil Major, Prof. Felix Staehelin, Prof. E. A. Stückelberg. Ganz besonders dem gegenwärtigen Pfarrherrn zu St. Margarethen, Herrn Pfarrer Wilhelm Denz, der durch seine große Gefälligkeit und sein stets freundliches Entgegenkommen die vorliegende Arbeit wesentlich gefördert hat.

Senex paedagogus.

Mitteilungen aus den hinterlassenen Manuskripten von Dr. Karl Grob.

Von K. Zickendraht, Lic. theol.

Nachdem am 24. August des vorigen Jahres der langjährige Lehrer am Basler Gymnasium Dr. Karl Grob aus dem Leben geschieden war, erfuhren bald diese und jene seiner Schüler, daß er einen ganzen Haufen Manuskripte hinterlassen habe. Der einsame Sonderling, dem seine Mutter eine zurückhaltende Natur vererbt hatte, und der von Jugend an in beständiger Selbstbeobachtung und Selbstzucht lebte, hatte die schriftliche Aufzeichnung zum Mittel dieser Selbsterziehung gemacht, und sie war ihm auch, je weniger er einen Vertrauten auf Erden fand, um so mehr zum Mittel geworden, sein Herz auszuschütten und mit sich selbst zu sprechen.

Wenn nun im Folgenden einiges aus diesen Blättern mitgeteilt werden soll unter obigem Titel, mit dem Grob selbst eine Anzahl seiner Aufzeichnungen zusammenfaßte, so geschieht es in erster Linie für Schüler, denen der Verstorbene wert war und unvergeßlich bleibt, und die vielleicht auch oft, wie derjenige, der dieses schreibt, hinter das Geheimnis dieses Mannes zu kommen wünschten, dessen Verhalten und Aeußerungen seinen Schülern so manche Rätsel aufgaben. Es muß allerdings gesagt werden, daß auch die Manuskripte nicht alles erklären, wie sie denn bisweilen sogar geheime Zeichen und eine Art Geheimsprache aufweisen. Grob hat den Schlüssel dazu wie zu seiner Person überhaupt zum Teil mit sich ins Grab genommen. Neben den Schülern mögen aber wohl auch weitere Kreise ein Interesse nehmen an den

einsamen Geistesübungen dieser zwar sonderbaren, aber doch wahrhaft originellen und in sich geschlossenen Persönlichkeit, von deren Manuskripten jedes Blättchen gleich den ganzen Mann zeigt.

Die Manuskripte umfassen, soweit sie dem Bearbeiter vorlagen, einen Zeitraum von über vierzig Jahren, innerhalb dessen sich der Verfasser jedoch erstaunlich gleichgeblieben ist. Sie sind genau datiert und mit allerlei Merkzeichen ausgestattet. Ihr Verfasser scheint die teilweise Verarbeitung zu einem Ganzen angestrebt zu haben, wie eine solche anscheinend schon vorliegt in einem der Manuskripte, das sich durch Format und Ausarbeitung vor den andern auszeichnet. Viele der einzelnen Stücke sind auch genau paginiert und mit eingehendem Sach- und Zitatenregister versehen. Ihrer Form nach zerfallen sie in verschiedene Gruppen.

Da sind tagebuchartige Aufzeichnungen von allerlei Erlebnissen und daran geknüpften Bekenntnissen. Da sind ferner Abschriften und Exzerpte. Den Heidelberger Katechismus hat sich Grob sauber abgeschrieben und darin, was für ihn ungemein charakteristisch ist, folgende Schriftstellen besonders hervorgehoben: 2. Sam. 23, 6; Joh. 7, 17; 1. Kor. 13; Philipp. 3, 14; Jak. 1, 27. Sämtliche Gleichnisse Jesu hat er in griechischem, französischem und lateinischem Paralleltext zusammengestellt. Daß aus dem ganzen Nachlaß eine seltene Bibelkenntnis hervorleuchtet, sei hier nur erwähnt. Ferner finden sich Exzerpte aus dem Hiobbuche und den Propheten, aus kynischen und stoischen Schriften, Calvin, Shakespeare, Goethe, Heine, aus deutschen und französischen Kirchengesangbüchern usw. Eine weitere Gruppe bilden Dispositionen und Tabellen. Grobs Schüler wissen, wie sehr er diese Methode liebte, sich ein geistiges Objekt faßlich zu machen und einzuprägen. Er hat sie, wie der Nachlaß verrät, von einer altkirchlichen katechetischen Tradition übernommen, wie sie z. B. in den Darstellungen des breiten und des schmalen Weges und in Luthers Tafeln vorliegt, und

zur Meisterschaft ausgebildet. Verwandt sind dieser Gruppe seine Zusammenstellungen von Loci und seine Konkordanzen. Endlich hat Grob eine Menge Verse oder, wie er selbst richtiger sagt, Reime verfaßt. Zum Teil geschah es, um sich allerlei Wissen einzuprägen, zum Teil um sich eine dauernde Predigt zu verschaffen in Form von Zusammenstellungen seiner Vorbilder oder von Wandsprüchen, die er sich beständig vor die Augen hängte, zum Teil um genau wie der alte Luther seinen Zorn darin auszuschütten und loszuwerden.

Zunächst seien nun einige Proben aus den tagebuchartigen Notizen geboten, die ihren Verfasser als Lehrer und Menschen zeigen und seine Stellung zum Besitz und zur Kirche illustrieren.

Vorangestellt sei ein Selbstbekenntnis vom 18. Nov. 1877, das wie kaum ein anderes Dokument geeignet ist, das Wesen und Schicksal des Mannes, der es abgelegt hat, zu enthüllen. Der zur Verfügung stehende Raum wie die rücksichtslose Offenheit des Inhalts verbieten allerdings eine wörtliche Wiedergabe. Das Manuskript entstammt der Leipziger Studienzeit, die in das Winter- und Sommersemester 1877/78 fällt. Urkundliche Belege für diese Zeit waren leider sonst nicht mehr zu gewinnen, während die Kollegienbücher von Basel noch vorhanden sind. Es sei hier erwähnt, daß diese vom Sommer 1875 bis zum Sommer 1877 und außerdem für den Winter 1878 Vorlesungen von Jakob Burckhardt, Heyne, Misteli, Nietzsche, Siebeck, Stähelin, Steffensen, Wilhelm Vischer u. a. verzeichnen. Für das Verständnis unseres Selbstbekenntnisses ist ferner noch wichtig, daß Grob darin auf sein bevorstehendes Doktorexamen blickt, das er allerdings erst im Jahre 1879 abgelegt hat, um dann am 23. April 1880 seine Doktorrede über das Nationalluftspiel der Römer zu halten. Beides, Examen und Promotionsrede, hat ihm, wie noch andere Zeugnisse beweisen, schwere Nöte und Bangigkeiten verursacht. Dazu kamen aber noch Seelenkämpfe anderer Art und eine verhängnis-

volle innere Wendung in jenen Jahren. Davon zeugen eben die vorliegenden Aufzeichnungen von 1877.

Sie sind überschrieben: Principiis obsta und beginnen mit den Worten: „Ich habe mit meinen „Freunden" S., B. das unnatürliche Verhältnis gebrochen und mich somit auf eigene Füße gestellt. Ich hatte nicht Lust, noch länger (im Grunde doch nur als patito) die Tyrannis dieser Freunde zu ertragen. Nicht der unbedeutendste Grund dieses Mißverhältnisses war die Ungleichheit der Charaktere, die bei verschiedenen Mitteln und bei verschiedenen Antecedentien erwachsen, niemals bei dauerndem Zusammenleben sich vertragen konnten." Grob wirft nun die Frage auf, wie er der Versuchungen der Einsamkeit und „jener trüben Melancholie, die mein Gemüt so oft umdüstert", Herr werden könne. Er sagt sich, sein Hauptfehler sei ein Freiheitsdrang, der richtiger Indolenz heißen müsse, weil er sich darin durch kein Prinzip binden und darum von allem und jedem hin und her werfen lasse. Wenn er sich stark genug fühle, vergeude er seine Kräfte; dann stelle sich Erschöpfung ein, und als ihre Folge kämen jene Versuchungen. Die Arbeit beginne dann mit Selbstvorwürfen und Verdrossenheit, und zudem treibe ihn der Vorausblick auf das Examen zu einer zersplitternden Vielgeschäftigkeit, während er sich doch sagen müsse, daß es gelte, eines gründlich und übrigens nicht jetzt schon alles, sondern sein Leben lang zu lernen. Er habe also vor allem zu streben nach einer konstanten Festigkeit, einer aequabilitas vitae und nach Körperpflege durch Frühaufstehen, Spaziergänge und richtige Erholung. Freilich verspricht er sich keinen raschen Sieg: „Sie werden unausbleiblich wieder herankommen, die Quälgeister der Einsamkeit, die nagenden Gedanken der Verlassenheit und der Unzufriedenheit über alles und jegliches", wie auch die lockenden Versuchungen. Ja bezüglich der trüben Stimmungen sagt er sich, daß es nutzlos sei, gegen die Tatsache seiner Veranlagung dazu, anzukämpfen, und bezüglich der Verlassenheit: „Ich werde wohl

meiner Lebtage isoliert bleiben müssen; Freunde kann ich jetzt keine mehr gewinnen, wozu auch? Ich kann mir an G. vollständig genügen lassen."

Hier blicken wir hinein in eine dunkle Prädisposition, deren Schatten auf das ganze Leben fällt. Wir sehen freilich auch ein Aufraffen zu energischem, dauerndem Kampf mit ihr, welcher Grobs Persönlichkeit zum Teil ihre innere Größe gegeben hat. Doch war es entschieden verhängnisvoll, daß er auf die Bahn geriet, aus der Not eine Tugend zu machen. In dem erwähnten Bekenntnis erklärt er nämlich schon, sich mit seiner Melancholie im Gedanken an die Heinesche „Wollust des Schmerzes" aussöhnen zu wollen. Gegen die Einsamkeit will er hier zwar noch den Besuch von Kneipen wegen der Zerstreuung, Beobachtung anderer Leute, Lektüre von Zeitungen und den ausgewählten Theater- und Konzertbesuch anwenden. Aber schon im Verlauf von zwei Jahren wird auch hier aus der Not der Isoliertheit eine Tugend. Am 19. Januar 1880 schreibt er: „Ein Mensch mit sehr viel Gesundheit und sehr viel Geld kann sich ganz nach Belieben auf Pretiösenreiterei verlegen. Mir gehen leider diese Eigenschaften ab; darum summarisch durch! Kraft ist die Hauptsache! Nie zu vergessen, daß du ganz allein auf dich angewiesen und nicht in der beneidenswerten (?!) Lage anderer bist, immer mit „Wegleitung" instruiert zu werden. Aber ich bin schon in G.*) vor Freunden gewarnt, die einen mehr zurück als vorwärts bringen. Nirgends gedeihen solche Pflanzen besser als in den Kneipsümpfen, deren mephitische Luft Geist und Körper recht eigentlich disponiert, der ird'schen Lüste mächt'gem Heer widerstandslos zur Beute zu fallen. Man hat ja schon die Erfahrung gemacht, wie trefflich man sich konserviert in der beata solitudo = sola beatitudo." Und nach einem Zitat aus Shakespeare schließt er: „Hic haeret aqua! In der beata solitudo liegt das Geheimnis starker und rüstiger Existenz."

*) Was hier zu ergänzen ist, ließ sich nicht ermitteln.

Man muß zu diesen Bekenntnissen noch hinzunehmen, daß ihr Verfasser seinen Vater schon im vierten Altersjahre 1860 verlor — Grob ist am 3. November 1856 geboren — und ebenso den einzigen Bruder, der mit ihm aufgewachsen war, im besten Alter im Jahre 1875. Beide Todesfälle gaben ihm Anlaß, sich über die eigene schwache Gesundheit Gedanken zu machen; der Tod des Vaters veranlaßte überdies, daß er schon in seinem siebenten Lebensjahre ins Waisenhaus verbracht wurde, worüber er Zeit seines Lebens geklagt hat. Auch der obenerwähnte einzige Freund ist ihm frühe gestorben. Nimmt man dies alles zusammen, so versteht man sehr viel von dem Befremdlichen in seiner ganzen Art.

Doch wir wollen auch einige Proben aus seinen Tagebuchnotizen über seinen Lehrerberuf bieten, die seinen Schülern vielleicht mehr als das bisher Mitgeteilte ihren „Stramm" vergegenwärtigen und zugleich von einem Zug seines Wesens zeugen, der neben der Vertiefung in das Bibelwort, wie es scheint, erst später als eine gewaltige Bereicherung und Hilfe in seinem innern Kampfe hervortrat, von dem Humor, der auch unter Tränen lächeln kann.

Das schönste Beispiel hiefür ist die originelle Rechnung vom Winter 1897/98, die überschrieben ist: „Kosten des Werbens um Tertianerliäbe." Da stellt er die Aktiva und die Passiva nebeneinander, zieht daraus als Summe: Bubenspott und bemerkt dazu: „Rechnung geprüft und richtig befunden. Grob *μεταμελούμενος καὶ ἀχθόμενος*." Wie ernstlich er sich aber von Anfang an über die Prinzipien seines Berufes besonnen hat, und warum ebenso von vorneherein der Erfolg nicht seinen Wünschen entsprach, darüber mögen folgende Betrachtungen Aufschluß geben, die aus den Jahren 1879—1913 stammen.

Schon 1879 mischt er unter seine Notizen über Privatstunden — er wurde dann 1880 als Vikar und 1881 definitiv am Gymnasium angestellt — Bemerkungen über seine päda-

gogischen Grundsätze. Hier bezeugt er auch, daß er seine Methode des Exzerpierens Burckhardt verdankt, indem er schreibt: „Köbi empfiehlt angelegentlichst das fortlaufende Exzerpieren bei der Lectüre, indem man e. c. gewisse Erscheinungen, die nur stellenweise auftreten, in ihrer Totalität zusammenfaßt oder den und jenen Gesichtspunkt heraushebt . . . . Auf diese Weise hat er großenteils sein enormes Wissen geschaffen, gestärkt, bereichert."

In den ersten Schuljahren schreibt er einmal: „Pietätsverhältnisse, wie sie etwa der Privatlehrer seinen Schülern gegenüber (aber auch da nur mit welcher Mühe und unter welchen günstigen Voraussetzungen) sich schaffen kann, sind in der Schule (wo sowohl Länge als Intimität der Beziehungen wegfallen) ein Ding der Unmöglichkeit . . . . . Die Sache liegt ja nicht so, daß einem in der Schule (wie etwa bei Privatunterricht) eine Blamage „aus Pietät" vergeben würde, ganz au contraire vielleicht kann man sagen, daß die Autorität des Lehrers steht und fällt mit der Sicherheit im Unterrichte, die entschieden erreicht wird durch Negation alles persönlichen Elements. Die knechtische Hingabe an letzteres macht einen zum unangenehmen Splitterrichter und Keifer über alle möglichen Quisquilien, die man unbeschadet der Gesamtdisziplin allenfalls auch passieren lassen könnte — und wer zahlt zuletzt die Zeche? Keinesfalls die Jungen!"

Und später: „Da war ein Sohn von S., M., J., B., Sch. etc. Die mußten doch entsprechend rücksichtsvoll behandelt werden! So fing's an ganz prächtig, alles war Jubel und Freude. Die Leute gewöhnten sich, in mir einen angenehmen Lehrer zu sehen und sich dementsprechend einzurichten. Doch bald trübte sich der Himmel; ich hatte einen Concurrent, dessen Stern immer schöner aufzugehen schien, während der meine Anwandlungen von Bläſſe zeigte. So schlug denn (mein alter, so oft zu meinem Schaden festgehaltener Spruch: Aut Caesar, aut nihil) die Stimmung

bald gänzlich um. Die Leute waren aber anfangs verwöhnt worden, gerade wie im Turnen, und es kostete nun unsägliche Mühe und Aerger, bis der Schaden in etwas repariert war. Daß ich aber aus dieser Classe nie machen konnte, was aus meiner ersten III b und letzten I b, lag in dem Umstand, daß ich mich nicht derselben Mittel bediente. Mit welch rücksichtsloser und eiserner Strenge wurde III b geknebelt oder I b. Da gab's Ohrfeigen und Pfoten, und am allerwenigsten wurden neben gehörigem Schimpfen Classenbuch und Strafklasse vergessen. Immer finsteres Gesicht in I b, rauhes Benehmen, gleichmäßige Unerbittlichkeit — und der Erfolg? Man war so barsch und streng, um nicht mehr barsch und streng sein zu müssen, und am Ende des Jahres durfte man die Saat aufgehen sehen. In II b warf man immer Seitenblicke auf den frühern Lehrer und legte dem besonders die „Verwilderung der Classe durch Herumvagieren während Zwischenstunden" zur Last und trug eine Abneigung gegen ihn zur Schau, welche den Leuten nicht entgehen konnte. Damit war aber nur der Status der Klasse erklärt, was geschah zur Abhilfe? Nichts, rein nichts, immer dieselben entschuldigenden Klagen mit dem Refrain: Es ist schad um euch, es sind ausgezeichnete Leute unter euch, brillante Köpfe, aber verwildert, 's ist schad. Dieses Klagen wurde mir zur zweiten Natur, die überall (und nicht zum wenigsten in Conferenzen) zum Vorschein kam und mir gar nichts als Verbissenheit und Widerspruch eintrug. Und dann wurde beständig mit I b oder III b exemplificiert, immer nur leere Worte statt der Mittel, die in jenen Classen gefruchtet. Was Wunders, daß man zuletzt gar nicht mehr auf mich hörte und mich ruhig fortzetern ließ. Das Aergste aber war meine bekannte Inconstanz und Inconsequenz, immer in extremis. So unvorsichtig im Tadeln, so unvorsichtig im Lob, nirgends *μέτρον*."

Den eigensten Stil Grobs zeigt dann eine hier auszugsweise wiedergegebene Betrachtung über dasselbe Thema

von 1894, die überschrieben ist: «Les journées des dupes.» Es heißt darin:

«Quis? „Eine Null." Trost: Nihil enti / aventi } nihil deest.

Quid? „Spurlos verschwindende Arbeit." „Ohne Früchte sehen." „Ohne Anerkennung."

Ubi? In „etwas langweiligem Wartesaal für junge Reisende (ξένοι), wandernde Schüler."

Quibus auxiliis? Selbstbeherrschung . . . . .

Cur? I Handle an Reisenden so, wie du selbst behandelt sein wolltest! Damit ist alles gesagt: bleibe dem Grundsatz nur treu.

II Vanitas vanitatum et omnia vanitas! . . . . .

III Aus Gesundheitsrücksichten . . . . .

Quomodo? . . . . . Die Wartesaalpädagogik ist Unterhaltungspädagogik, bes. Kennzeichen: conciliant, die Waisenhauspädagogik ist Dressurpädagogik, Charakteristicum: sehr, heillos streng. Der Begriff: „Erziehung", der einem im Waisenhaus eingeprügelt, eingeängstigt, eintyrannisiert wurde, ist heute noch der „böse Geist, der einen im Kreis herumführt", das Irrlicht, das einen in den Sumpf lockt. Der Wartesaalpädagog ist ausschließlich beherrscht von dem Gedanken, daß die Schüler eben nur «passagers» sind. Mit Reisenden unterhält man sich, drängt sich (i. e. seine Wünsche, Neigungen, seinen Willen) ihnen nicht auf (das wäre Waisenhauspädagogik mit jahrelanger „Erziehung), man bildet sich überhaupt gar nicht ein, man könnte was lehren,

Reisende zu bessern und zu bekehren.

Man hat überhaupt die Illusion gar nicht, als könne man mit seinem Eifer alles machen. Pas de zèle ist selbstverständlich. Les choses se font en ne les faisant pas. Die Wartesaalpädagogik kennt keine Methode, der sie sich mit Leib und Seele verschriebe: Ihre

Quintessenz ist: „Man muß sich zu helfen wissen.“ Hauptrequisite des Wartesaalpädagogen sind solide große Scheuleder, i. e. der richtige Wartesaalpädagog setzt weder etwas von den frühern Wartesälen voraus, noch arbeitet er auf die spätern hin . . . . .
Quando? *Καθ' ἡμέραν, καθ' ὥραν* Matth. 6, 34.“

Noch charakteristischer sind folgende Proben aus neuerer Zeit:

„Versuch eines Modus vivendi in I b.

Am besten zu charakterisieren mit Jer. 4. 22: Dumme Kinder sind es und unverständig sind sie. Lasciate ogni speranza. Da sich nicht ziehen lassen, muß mich vor Selbstverbummelung hüten. Mittel: Proposita durchzureißen suchen. Um die Schüler handelt sich's gar nicht. Sie zeigen durch ihr ganzes „aus der maßen“ läppisches, ungezogenes, louches, stupides Verhalten, daß ihnen gar nichts daran liegt, aus dem Sumpf herauszukommen. Nur nicht selbst hineingeraten! Schlage vor: Stündliches Propositum möglichst einfach und ohne alles „Erwarten“ mit Voraussehen aller „möglichen Reibungen und Hindernisse“ („Ganz bewußtlos Mühle treten“) absolvieren. Erfolg „ist nicht“!! Reservierte Haltung sehr zu empfehlen, da wirklich zu dumm sind, Spaß zu verstehen und sofort durch Ausgelassenheit verleiden. Vorbereiten der Aufgabe sehr zeitraubend und gänzlich nutzlos: Einfach über Stock und Stein fort. Liegen bleiben hilft ja auch nichts.“

Ferner:

„Verzweiflungsdiät für II.

Karren in II gänzlich verfahren infolge Schwätzens. Erst witzeln: „Werben um Tertianerliebe“ kann nicht lassen. Da Kerle immer mehr in Fleisch und Kraut schießen, zu Fleischbergen sich massieren (NB I c, wo über die Hälfte zu Fleischklötzen sich ausgefettet haben), werden immer unlenksamer und Anreißen schärferer Saiten hat nur Lacherfolg.

Sport verroht	Tritt Lehrer in Kot
Verein verlottert	Schulacker überschottert.

Unum remedium: Schweigen, weder Gutes noch Böses reden (1. Mos. 31, 24. 29.)

Schweigen
Nicht Reden } ist Sprache des Soldaten."
Maulhalten

Als Gegenstück dieser Ergüsse des übervollen Lehrerherzens sei aber endlich noch die mit: „Was ich nicht kann" überschriebene Betrachtung erwähnt, worin Grob sich vorhält, daß alle irdischen Dinge nicht Selbstzweck, sondern nur Mittel zum Zwecke seien. Davon macht er folgende Nutzanwendung auf den Unterricht: „Es handelt sich im Unterricht einzig darum, die gottgebotene Pflicht zu erfüllen und nicht etwa darum, die Mehrung und Erhaltung des Besitzes (an Wissen) zum obersten Prinzip zu erheben. Fach und Methode sind nicht zu vergöttern, sondern nur als Mittel zur Verwirklichung des höchsten Menschentums zu betrachten. Quid? und quantum? sind gleichgiltig. Danach fragt die Ewigkeit gar nicht, sondern nur: Wie hast du dich deinem Nächsten vicario Dei gegenüber verhalten? Hos. 13, 4."

Für Grobs Stellung zum Besitze ist höchst bezeichnend ein Selbstgespräch von 1916, das die Ueberschrift trägt: «Exodus (d. h. das bevorstehende Verlassen dieses Lebens) docet.» Veranlassung dazu gab die Entdeckung, daß er im Keller Dinge habe, von deren Besitz er nichts wußte. Dies erinnert ihn daran, daß man von Zeit zu Zeit Gepäckrevision vornehmen und «Supervacanea» beseitigen sollte. So habe er Bücher für die Schule gekauft. Da sie aber seine Liebe verschmähte, könne er diese „je eher je lieber bachab schicken: Cessante causa cessat effectus." Diogenes würde nur Ethica und Lope de Vega nur Theologica behalten haben. Nun habe er aber doch für Hunderte von Franken Neuanschaffungen gemacht, ungeachtet seiner Lebens-

regel: «Emptorem librorum behandle mit Lorum».*) Man solle nur Bücher behalten, die man voraussichtlich noch lesen wird, kann und soll. In bezug auf den Willen zum Lesen sei aber zu bedenken, daß alle Lust der Welt absterbe und ihm insbesondere das Interesse am Militarismus und seinen Patres erloschen sei. Was das Können angehe, so sei die Kostbarkeit der Zeit und der Augen zu bedenken. In bezug auf die Pflicht zum Lesen aber gelte der Grundsatz:

Nur eins sollt fallen ins Gewicht:
Gehört's zum Regnum (Gottesreich) oder nicht?

Den Einwand, es sei schade, die gesammelten Zeitungsausschnitte zu beseitigen, da er sich mit dem Sammeln so viel Mühe gegeben habe, erledigt er mit dem Gedanken: „Legt's zu dem Uebrigen und erinnert euch an Hab. 2, 13 und 1. Mos. 3, 17." „Man kann sich den Marsch nicht genug erleichtern" und sollte mit seiner Bücherei nach Niebuhrs Rat an einen Philologen handeln wie Aeolus, der nur den einzigen Wind wehen ließ, der Odysseus ans Ziel führen sollte und die übrigen band. Aehnliche Gedanken hat Grob übrigens gelegentlich auch in folgenden Versen ausgesprochen:

Verflucht Geschick, vernarrt genug:
Der unbenützten Bücher Menge
Füllt Schränke, lastet auf dem Schrein.
Neuanschaffungen dir doch schenke,
Beim Auszug werden sie zur Pein.
— — — — — — — — — — —
Was sollen da die Folianten?
Der Erbe lacht, läßt sie verganten.

Grobs seltene Freigebigkeit, ein Erbteil vom Vater, setzte sich vielem Mißbrauch aus. Er hat darüber aufs eingehendste Buch geführt. Seine vielen übeln Erfahrungen

*) Das soll wohl heißen: Man sollte die Sucht, Bücher zu kaufen, mit der Peitsche austreiben.

mit Bettlern, Hausierern usw. hat er nach seiner Art in Versus memoriales festgehalten, die er mit „Kaffeehallesang" betitelt. Ebenso hat er verschiedene Selbstgespräche über das Problem des Gebens aufgezeichnet. Ein solches Soliloquium mit dem Titel „Pumpen" überschlägt die dringendsten eigenen Bedürfnisse, die zu befriedigen seien, „bevor man seine par Fränkli Leuten, die sie im Grund gar nicht nötig haben, pumpt". Und er reimt im Anschluß an eine Aeußerung des befreundeten Pfarrers und Armenpflegers Rippas:

Halt strikt dich an Matthäus:
6, 3 steht's pukt und mutz.
Incognito spend' Gabe,
Gott geb' sie: Mensch Nichtsnutz.

Einen tiefen Einblick in Grobs religiöses Innenleben bieten schließlich seine Aufzeichnungen über seinen Abendmahlsbesuch. Grob war ein überaus fleißiger Kirchgänger. Er hat jahrelang die Gottesdienste genau registriert, an denen er teilnahm, die verschiedenen Kirchen, Prediger und Texte. Er resümiert den Inhalt der gehörten Predigt und äußert auch Kritik. War er doch toter Orthodoxie wie allen Konzessionen der „Verflüchtigungstheologie" an den Zeitgeist abhold und hat in einer seiner Dispositionen einmal die Predigt Jesu zwischen beide als zwischen Pharisäismus und Sadduzäismus hineingestellt. Den Abendmahlsbesuch machte ihm nun aber sein Ernst und sein Prinzip peinlichster Selbstbeobachtung und Selbstdisziplin ungeheuer schwer. Jedesmal ringt er mit dem Gefühl seiner Unwürdigkeit, mit seiner Menschenscheu und dem Mangel an Stimmung: Die Predigt läßt ihn kalt, die Sehnsucht nach Besserung fehlt; er fürchtet, konfirmierte Schüler zu treffen, mit denen er Streit gehabt und vor denen er sich wegen seines Verhaltens in der Schule zu schämen habe. Dazu kommen etwa noch zerstreuende Schulgeschäfte und

Hausgeschäfte, auch körperliche Gebrechen wie etwa Augenschmerzen. Da ermuntert er sich denn mit Worten der Bibel, des Gesangbuches, Luthers und Bengels. Er erinnert sich daran, daß Gott nur Gehorsam und Glaube verlange, keine Gefühle, daß es gelte, „unverrückt auf einen Mann zu schauen". Den innern Sorgen entspricht peinlichste Vorbereitung. Er stellt Betrachtungen des Leidens Christi an — dazu dienten die unten erwähnten Tabellen über die Karwoche und das Abendmahl —, er memoriert die Bergpredigt, Jesaja 53 oder Kirchenlieder und wählt daraus passende Verse aus, die er während der Handlung rezitieren will, wie er sich etwa auch das Johannesevangelium in das Gesangbuch legt, um das sechste Kapitel zu betrachten. Zur Vorbereitung gehört endlich auch das Umwechseln von Bargeld in Gold — eine vielsagende Notiz! Immer neu wiederholen sich aber diese Skrupeln und Exerzitien. So ist es begreiflich, daß Grob nach genossenem Abendmahl seinem Tagebuch den Freudenruf anvertraut: «Particeps cenae, Gott Lob!"

Gehen wir nun von den Tagebüchern zu den ungezählten Dispositionen über, zu denen Grob meist biblischen Stoff verwendet hat, so genügt wohl die Nennung der originellen Titel und eine gewisse Gruppierung, um Einblick in die Hauptgesichtspunkte zu bekommen. Ein Mehreres verbietet sich auch aus andern Gründen.

Der S e l b s t e r z i e h u n g dienen Uebersichten mit folgenden Titeln: Baculum senis, Bitte des *μονάζων* (die fünfte Bitte des Unservaters mit Beziehung auf sein Einsiedlerleben), Calvinus accomodatus in meum usum, Zerstörung des Ego realis, sensualis, intellectualis, Handgriffe des Geistes, Der ächte Kult, Lectio cotidiana, Null rollt über alles weg (die Null ist durch ihre Form ein Sinnbild der *ἀταραξία* wie durch ihre Bedeutung der Nichtigkeit des Ich), Speculum: *Νῦν τίς εἶ*; (Mit den Unterabteilungen: Wein, Weib, Gesang wird ein Spiegel des

Menschenwesens geboten), Für Zwidre Stunden. Speziell unter dem Gesichtspunkte der Militia Christi wird zu dieser Selbstzucht angeleitet unter den Ueberschriften: Education du soldat, Versuch zum Militärturnen, Ordre du jour (mit den natürlich wieder symbolisch gemeinten Unterabteilungen: Entkinde dich, entweibe dich, entmanne dich). Auf den Lehrerberuf besonders beziehen sich etwa Tabellen mit folgenden Titeln: Diät für schwache Klassen, Magisterium = Ministerium, eine Schimpfquelle, Senex paedagogus.

Wie Grob über die Menschen und ihr Verhalten zu ihrer Bestimmung denkt, darüber unterrichten Uebersichten wie die folgenden: Ansatz zu einem Menschenalphabet nach Köpfen, *δόξα ἀνθρώπων*. (Hierin werden zwei Klassen von Menschen, die Magern und die Fetten unterschieden) und die verwandte Parallelisierung der Kyrenaiker und der Kyniker mit den falschen und den ächten Christusjüngern. Ferner wäre zu nennen: In tyrannos *καὶ τοὺς ἀμφ' αὐτούς,* und die Höllenfahrt der Scharr-, Kilby- und Prahlhansen nach Jes. 14.

In immer neuen Kombinationen hat Grob den zur Disposition geeigneten biblischen Stoff gruppiert und kombiniert, nämlich den Dekalog, die Seligpreisungen, die sieben Bitten des Unservaters und die sieben Kreuzesworte, die Parabeln Jesu usw. Im übrigen lassen sich seine auf die christliche Lehre bezüglichen Dispositionen unter die zwei Gesichtspunkte des Reiches Gottes und der Person und Bedeutung Christi verteilen. Vom erstern handelt er unter folgenden Stichworten: Regnum pacis, propositum Dei, Wann kommt das Reich? Reichsgenossen und Reichswidersacher. Auf Christus beziehen sich Zusammenstellungen wie die folgenden Jesus — Barrabas, Evas, Esaus und Christi tentatio comparata, 30 Silberlinge. Vom Abendmahl insbesondere handeln: Viaticum zur Cena (mit den Unterabteilungen: Quis vocat? Quis impedit?) und Verbum manducandum. Als eine kleine Probe der eigenartigen

Gedanken, die in diesen Schemata sich finden, sei nur erwähnt, daß unter dem Titel: Christus unicus doctor dargestellt wird, wie Jesus sei der rechte doctor iuris als gerechter Mittler, der rechte doctor medicinae als der, der unsere Krankheiten trug, der rechte doctor philosophiae, weil er die Ständeschulen beseitigen werde (!) und der wahre magister artium, weil er die wahre Kunstbetrachtung lehrte, indem er zu den Jüngern sagte, daß von der Herrlichkeit des Tempels kein Stein auf dem andern bleiben werde (Mark. 13, 2).

Ferner sei bemerkt, daß sich Grob in seiner Exegese gerne an Rabbinen anschloß, z. B. an den vielzitierten Samson Raphael Hirsch. Durch Anwendung des Prinzips vom doppelten Schriftsinn legte er manchem Worte einen besondern Sinn unter, den man nicht kannte, wenn er es gebrauchte. So wird manches seinen Schülern rätselhafte Benehmen durch die Manuskripte aufgeklärt. Der Schreiber dieses erinnert sich z. B. noch der Vehemenz, mit der Grob, wenn er den „Kampf mit dem Drachen" deklamierte, die Worte hinausschmetterte: „Tot im Blute liegt der Drache!" Er hat aber damals nicht geahnt, daß sein Lehrer bei diesen Worten auch an den Sieg Christi über den Teufel dachte. Ebenso wissen Grobs Schüler viel von seinem Zorne gegen „das Weib" zu erzählen. Erst aus dem Nachlaß sieht man aber deutlich, daß sich dieser Zorn nicht so sehr gegen das weibliche Geschlecht, dem Grob zwar immer aus dem Wege ging unter Hinweis auf Hiob 31, 1, als gegen die Weichlichkeit richtete. Die Erzählung Gen. 2 von der Erschaffung des Weibes legte er so aus, daß die Rippe, die Festigkeit im Manne, erweicht und zu Fleisch gemacht worden sei und deutete danach dann die Sündenfallerzählung, seinen Lieblingsgegenstand, als Verführung durch das Weib i m Manne 3, 17. Diese Nebenbedeutung einer Aufforderung zu radikalem Bruche mit allem weibischen Wesen hat er auch in das biblische *Τί ἐμοὶ καὶ σοί, γύναι;* (Joh. 2, 4) hineingelegt,

wobei er sich übrigens auf Nietzsche beruft. Und ebenso wird ihm das Goethesche: „Die Kinder, sie hören es gerne" zum Ausdruck der Empfänglichkeit unmännlicher Naturen für alle Verlockung. Es ist nebenbei gesagt auch ein Zeichen für Grobs intensives Innenleben, daß bei ihm sozusagen alle Worte emphatisch waren, was in seinen Manuskripten auch daran kund wird, daß er beständig unterstreicht und manches durch Punkte und Rahmen in allen möglichen Farben hervorhebt, wie ihm sogar Kreise und andere geometrische Figuren zum Ausdrucke seiner Gedanken dienen müssen.

Nicht minder originell wie die Titel von Grobs Dispositionen sind diejenigen seiner Reime, wie folgende Muster beweisen: *'Αντίδοτον,* Dialog zwischen Hausherr und Lehrer, Kampf ums Brot, Herbstferienreime, Alles Schwindel, Regii abecedarium parabolicum, Streikreime, Taschenspiegel Juvenals für Fortschrittschweizer Wendehals. Da sich jedoch in den Versen die unverständlichen und unerfreulichen Eigenheiten besonders breitmachen, eignet sich das Wenigste zur Veröffentlichung. Ganz besonders erschütternd wirkt übrigens der immer mehr hervortretende Gedanke an den eigenen Tod. Grob hat sich mit einem Gemisch von christlicher Zuversicht und philosophischer Weltverachtung mit dem „Freund Hein" oder „Hans Mors", wie er ihn gerne nennt, vertraut gemacht. Sein Lieblingsspruch ist das Wort des Agag gewesen, von dem es 1. Sam. 15, 32 heißt, daß er getrost zum Sterben ging mit den Worten: Also muß man des Todes Bitterkeit vertreiben. So ruft er sich immer wieder zu: Agagum age!

Um doch einige brauchbare Proben zu bieten, seien einige Belege zum Letztgesagten vorangestellt:

Iudicium Joannis Baptistae:

Johannes der Täufer läßt also sich hören:
Den Kopf mußt ich lassen, der Wahrheit ein Streiter.
Geht's gleich dir, so soll dich das nimmer betören;
Tat Schaden Herodes? In Wahrheit befreit er.

Zu immer neuen Versuchen regte das Wort des Predigers 2, 16 an: Alles vergessen die künftigen Tage. So dichtet Grob einmal:

Weil, wenn zwanzig Jahre älter,
Längst bist kalt, sei heut schon kälter.

Und ein andermal:

Zwanzig Jahre älter sollt man alles sehn
Hitz verflög und kälter würd man Prob' besteh'n.

Letztere Worte bilden den Eingang eines aus der bittersten Stimmung gequollenen Gedichts, in dem sich der verletzte Lehrer auch mit dem Gedanken tröstet, daß die Schüler, die ihn jetzt verspotten, in zwanzig Jahren durch ihre eigenen Kinder gestraft seien.

Einige Sprüche mögen sich anschließen:

Optimist sei, nicht Pessimist.
Erlöster aussehn sollt der Christ.

Christum beseitigen große Herrn
Parvenus reiten gern.

Dem Weib zulieb
Wird man zum Dieb
Und rackert,
Weil Henne nimmersatt gackert.

Mit besonderer Vorliebe hat Grob die Strophenform des bekannten Gesangbuchliedes: Fahre fort! verwendet. An mehreren Orten finden sich eine ganze Menge von Versen nach diesem Schema, aus denen ich nur folgende originelle Strophe auswählen will:

Nur nicht schlapp, nur nicht schlapp!
Hurtig, fleißig rühr' die Händ!
Schaff' im Holzhaus, säge, spalte,
Wische, putz das Losament,
Schneidre, schustre, schrein're, schalte
Auch im Garten, binde Bücher, papp',
Nur nicht schlapp, nur nicht schlapp!

Als Beispiel für die Art, wie biblische Lehren in Versus memoriales gebracht werden, verdienen hier auch einige Reime zu den Gleichnissen Jesu Platz, die vielleicht zu den Bestgeratenen Grobs gehören.

Zum Gleichnis vom reichen Narren reimt er:

Geld ist nicht eigen, nur verlieh'n,
Besitzausgleichung zu vollzieh'n.
Im Ueberfluß zu leben, ist verboten;
Was man dagegen sag', wirf's zu den Toten.
Kratz' nur den Kopf dir, Reicher, mißbehaglich!
Von Fordrung geht kein Jota ab unfraglich.

Zu der Bildrede Matth. 13, 52:

Eins zu erwerben sich verlohnt;
Der Käufer bleibt von Reu verschont:
Ein Arbeitsquell, der nie versiegt,
Ein Baum, von dem man Frucht stets kriegt,
Ein Schatz, der immer sich vermehrt,
Das Wort, allein begehrenswert.

Und zur Parabel vom Samariter:

Der Menschheit Jammer rührt her vom Rauben,
Gewalt vollbringen, Tyrannenschrauben.
Die Kirche kaltsinnig sich verzieht,
Weil sie nur auf ihren Vorteil sieht (Jes. 56).
Die Kirch' macht mit: Thron und Altar
Verbündet bilden die Reichsgefahr.
So bleibt es, bis die Hundemeut'
Sich nicht mehr zum Dressieren beut,
Bei sich austilgt des Raubsinns Rest,
Dann packt das Diebsgesindel fest.
Bis Weltenuhr d i e Stunde weist,
Muß helfen Samaritergeist.
Der Mann mit Herz auf rechtem Fleck,
Verhält sich zum Nächsten nicht wie Zeck'.

Der keine Unterschiede macht,
Stände, Nationen ganz veracht't,
Christ sich der Welt zum Opfer bracht'.

Es ist schon gesagt worden, daß die Reime ganz besonders die Trübungen im Geiste und Gemüte ihres Verfassers verraten. Es wäre dem Psychiater nicht schwer, in ihrer Wortspielerei und tollen Reimerei, zu der alle Sprachen herhalten müssen, die zunehmende Verdüsterung zu zeigen, wie auch an andern Symptomen in den Manuskripten, an der Vorliebe für kabbalistische Künste mit Zahlen und Figuren, Wortbildungen aus Anfangsbuchstaben, beinahe abergläubischer Beachtung von Kalenderdaten und Namen usw., die neben einer Störung der Harmonie des Charakters einhergehen.

Dennoch würde es uns nicht nur aus Pietät widerstreben, Grobs Aufzeichnungen als Material einer solchen Untersuchung verwertet zu sehen. Denn diejenigen, die von vorneherein nur nach ererbter Krankheit oder erlittener Gleichgewichtsstörung suchen und immer nach dem Arzte rufen, als könne er und nur er alle Welträtsel lösen, vergessen doch gerne, daß auch das Wesen der Welt und des Menschen innere Konflikte mit sich bringt, an denen gerade ein kräftiger Geist, der sie vermöge seiner Kraft erkennt und beim Lösungsversuch aufs Ganze geht, zerbrechen kann, wenn er für sich allein bleibt. Lessing sagt nicht ohne Grund: „Wer über gewisse Dinge den Verstand nicht verliert, der hat keinen zu verlieren."

Ein Mensch wie Ibsens Brand ist mit einem psychiatrischen Gutachten nicht erledigt. Und es lebte in Karl Grob, wenn schon getrübt durch eine krankhafte Reizbarkeit des Ich, doch auch etwas von einer solchen Natur. Er vernahm zugleich das: „Du sollst" mit aller Konsequenz, die ihm Kompromisse unmöglich machte, und fühlte die stärksten Triebe in sich revoltieren. Er rang mit derselben Schwierigkeit, die

Luther im Kloster durchlitt, mit der Unmöglichkeit, die Aufgabe wahrhaftigen Lebens durch die Selbstherrschaft des Willens zu lösen. Er drang aber nicht voll hindurch zu der Lösung, die Luther gefunden hatte. Man merkt dies unter anderm daran, daß unter seinen am meisten zitierten Autoritäten neben den Männern des weltüberwindenden Glaubens wie Paulus und Luther immer diejenigen des weltverneinenden Willens stehen bleiben, die so gerne in seinen Papieren genannten Nasiräer, Rechabiten, Essener, Kyniker, Stoiker und Puritaner. Und als Dritte im Bunde gesellen sich schließlich die Vertreter eines bittern, weltverachtenden Humors hinzu, und es tröstet sich das vielgeprüfte Gemüt mit dem Prediger Salomo, mit Juvenal, Heine und Wilhelm Busch. Dabei mag man immerhin in Betracht ziehen, daß sich solche Weltverspottung auch bei Luther findet, bei dem sie ebenfalls neben dem Glauben als Regulator des seelischen Gleichgewichts diente. Grob sucht sie sogar mit dem Neuen Testament zu belegen. So in einem längern Gedicht, wo es heißt:

Christus verschmäht nicht den Humor:
Laßt blindes Blindenführerkorps! (Matth. 15, 14).

Oder wenn er fragt: „Empfiehlt nicht Paulus Witze Kol. 4, 6?"

Man wird doch wohl sagen dürfen, daß es nicht nur an einem ungewöhnlich schwierigen Temperament und an äußern Lebensbedingungen lag, sondern auch an der Erfahrung, wie wenig seine Mitwelt die geschilderten Aufgaben und Nöte verstand und bereit war, ihm darin beizustehen, wenn Grob beim Rückblick auf sein Leben das bittere Gefühl hatte, lebenslänglich ein περίψημα (1. Kor. 4, 13) gewesen zu sein.

Briefe aus der Zeit der Helvetik (1800).

Von Wilhelm Merian.

II.

Entgegen der ursprünglichen Absicht mußte aus Platzmangel der zweite Teil des Jahrgangs 1800 unserer Briefe für das vorliegende Jahrbuch zurückgestellt werden. Manche in unserer Einleitung ausgesprochene Aeußerung wird erst jetzt die richtige Begründung finden. Weitere Vorbemerkungen, auch für die Fortsetzung der Briefe über das Jahr 1800 hinaus, die noch folgen soll, dürften sich erübrigen.

12. July.

. . . Soeben kommt Herr Candidat Mattes, um zu sehen, was ich mache; er läßt Ihn vilmal grüßen . . . Bürger Pfarrer Holzach besuchte mich während meines Siechtums[71]) . . . Wenn diß geschehen ist, so soll ich für 8 à 14 Tage ins Bad, und wie ich denke, nach Schauenburg, wohin ich meine Frau und Andres mitnehmen werde; die Kindsmagd mit dem Kind bleibt unter der Aufsicht meiner Schwiger hier. Apropos, Schwager Cristof ist nach Straßburg abgereißt und von der Mutter eines gewissen Bürgers Fleischhauer, der sehr lange bei meinem Schwäher einquartiert war und von gutem Hause ist, wie das Kind im Hauß aufgenommen, und ihm sogleich Kost und Logis anerbotten, das er angenommen. Überall ist diser Cristof der Hahn im Korb, bei Bürger Mieg war er wie's Kind im Hauß; wie ungern Bürger Statthalter ihn mißte, ist Ihm bekannt. Als Bürger Statthalter Schmid, der iezt wider unverrichter Dingen hier ist, wär Cristof, wenn er gewollt hätte, zu Buonaparte mitgenommen worden; Bürger Commissaire Bonnemain, bei

dem er iezt ist, kan seines Rümens nicht satt werden, kurz wenn der Bursche so fortfärt, so sehen wir in ihm den helvetischen Buonaparte.

Im Lauffe diser Woche erhielten wir auch Nachrichten von Schwager Franz; selbiger ist in Ulm, kan dort was erfaren und lernen.[72])

Zu Ende der vorigen und Anfangs diser Woche paßierten wider ohngefär 5000 kaiserliche Kriegsgefangene hier durch. Das fränkische Hauptquartier ist in Regensburg, General Lecourbe ist in Passau, die fränkischen Vorposten in und bei Linz, 40 Stunden von Wien. Täglich paßieren Truppen 20, 30, 40, 100 à 500 weiß, sowie eine Menge Munition als Verstärkung der Armee . . . . .

Apropos, Bürger Laharpe soll auch im Neuenburgischen seyn. Man hat ihm doch einen argen Possen gespielt. Er dauert mich, denn sicher ist er ein ächter Patriot und meint's mit der Sache der Freiheit gut.[73])

14. July.

Bin wider auf'm Bureau und habe vollauf zu thun; hoff aber, das protocoll noch die Woche nachzutragen, und dann nach Schauenburg. Herr — denn hier haben wir iezt wider lauter Herren — allso Herr Gerichtsherr Heusler, Exmunicipal, hat Briefe von Wien erhalten, daß die Kaiserin mit 80 Dragonern nach Preßburg, Minister Thugut und 4 andre Minister unter hinlänglicher Escorte nach verschidnen Vestungen Ungarns gebracht worden, und Prinz Carl commandiert, en chef im civil und militär.[74])

Apropos, unsere neue, den 11. diß installierte Municipalität heißt:

Hieronymus Turneisen, Mezger.
Oberst Frischmann.
Buxdorf, Präsident.
Elias Kern.
Ratsherr Segiser.

Burkhard-Wild.
Eml. Laroche, Sohn.
Conrad Fuchs, Exmunicipal.
Peter Gemuseus, do.
Eml. Walter Merian, Schnabelwirt.
Burkhardt, Vater im Sägerhof.
Von der Mül, alt Municipal.
Mart. Wenk im Denierhof.
Heinr. Reber, alt Municipal.
Bischof, Vater zum Luft.
Conrad Wieland an der Spalen.
Bernhard Fäsch, alt Municipal.
Saml. Heusler-Dewiler.
Crist. Fäsch, alt Municipal.
Meister Weisenburger.
Dietrich Iselin.[75])

16. July.

Mitkommendes Bulletin, das disen Morgen früh herausgekommen, beeile ich mich Ihm mitzuteilen.

Die Frankfurter Zeitung enthält die Nachricht, daß der Wiener Oberhofkriegsrat die Capitulation mit Melas verworfen, mithin die Feindseeligkeiten in Italien wider ihren Anfang nehmen werden.

Bürger Statthalter Schmid, der, wie Ihm bekannt, zu Buonaparte hätte gehen sollen, erhielt das Schreiben, das er den 23. Juny erhalten sollte, erst den 27. (worunter Spitzbuberey stekt); als er nach Bern kam, wollten die Herren am Vollziehungs Ausschuß ihn [nur so] hin senden, allein er begehrte eine Instruction, und erst dann, wann ihm dise anständig und weder der Einheit der Republik noch den Grundsätzen der Freiheit und Gleichheit zuwider sei, so werde er sehen, ob ihm die Annahme der Sendung conveniere. Die Herren rümpften die Nasen, mußten aber thun, was der brave Schmid ihnen befal.[76])

18. July.

O wie ist mir mein Stadtleben doch zur Last! Keinen Augenblick kan ich mein nennen, oder, wie ich wünschte, anwenden; bald kömmt da iemand bald dort . . . Durch meine 14tägige Unpäßlichkeit häufte sich das Protocoll. Den 2ten Tag, als ich aufs Bureau kam, ward Bürger Unterstatthalter krank, hat Halsweh und ligt noch zu Bette; links und rechts gibt man mir Aufträge, Commissionen; der Krebsgang unserer politischen Angelegenheiten, kurz 100 Kleinigkeiten und Sachen von Belang . . . kommen mir alle so auf einmal über'n Hals, daß ich zu Zeiten aus der Haut faren möchte.

19. July. Morgens gegen 5 Ur.

Ja, bei besserer Laune als gestren Abends bin ich wohl, ist doch mein Vögelein disen Morgen auch lustig und singt; auch gaxen die Enten schon, junge Hänlein kreischen, kurz alles freut sich des schönen Morgens, des gekommenen Tages. Wenn er Abends nur nicht wider trüb wird. — Doch denk ich das nicht.

. . . Schon ist's über 6 Ur, um 7 Ur muß ich auf's Bureau und allso vorher noch disen Erlaß schließen und zum Schnabel lifern, um ihn dem Loclerboten mitzugeben.[77]) Er ersucht in einem Seiner Briefe um die No. seiner Freunde, ich dachte wohlzuthun, Ihm solche beigebogen von der ganzen Stadt zu übersenden.[78]) Zugleich füge die anverlangten Predigten bei[79]) . . . Ich füge auch des Priesters zu Embrach Proceß, den er nun auch am obersten Gerichtshof gewonnen, nebst Ochsens Verteidigung bei.

. . . Nach Schauenburg zu gehen kan nicht seyn, da Bürger Statthalter krank ist . . . und, was die Hauptsache ist, Oncle Laroche so gequält worden, sein Losement auch einzuräumen, daß die Tante selbst, die iezt nach Schauenburg gewollt, 14 Tag warten und dennoch ins Badhauß muß,

mithin ihr eignes Logis nicht einmal benuzen kan.[80]) Villeicht daß ich aber doch in 3 à 4 Wochen hin gehe.

Allgemein war gestren die Rede, daß heute Buonapart, Berthier und Carnot allhier ankommen sollen.[81]) Vor der Einnahme von Feldkirch und Bündten durch Lecourbe soll eine mördrische Schlacht vorangegangen seyn.

Man erwartet hier den berümten Kunstreuter Franconi, der etliche 30 Pferdte mit sich fürt.

. . . Jgfr. Ursula Falkeisen ist sehr krank und will sterben.[82])

Vile Grüße und Empfelungen von Freunden und Verwandten, besonders noch von Bürger Buser, Vetter Friz Holzach, Bürger Zäslin, Niklaus Turneisen.

Wie mit Laharpe verfaren wird, brandmarkt ganz Helvetien und zeigt, was dem Bürger Ochs und allen denen, die's wohl mit dem Vaterland und der Sache der Freiheit und Gleichheit meynen, bevorsteht.

19. July.

. . . Apropos, die Tante Brenner, finde ich, hat sehr wohl getan, sich der englischen Papieren zu entledigen, ich rate Ihm, ein gleiches zu thun, denn die englischen fonds müssen fallen, da Rußland, Schweden, Dännemarck und Preußen England bedrohen und sichren Berichten zufolge, die Bürger Commandant Frey erhalten, der Waffenstillstand mit Oestreich geschlossen ist und Erzherzog Karl und Buonaparte in Augspurg eine Zusammenkunft halten werden, zu welchem Ende der erste Consul erster Tagen allhier durchreisen wird . . .

O Gott, wenn nur der Fride, der nun bald heranzunahen scheint, auch bessre Gesinnungen für Freiheit und Gleichheit hervorbrächte; allein leider sähe ich nichts dergleichen davon. Wie es heißt, so soll Chameleon Barthelemy nach Bern kommen, um, wie sehr zu vermuten steht, als Vormund der Consulta vorzustehen.

. . . Gott erhalte Ihn gesund. Der liebe Andres läßt Ihn grüßen und wird Ihm nächstens ein paar Zeilen schreiben. Er kan nemlich zimmlich schön schreiben, allein er kennt die Buchstaben noch nicht recht.

21. July.

. . . Ulm, Filipsburg und Ingolstatt sollen, heißt es, nach dem Waffenstillstand den Franken übergeben werden.

Heute passierten ein Depot der guides de Moreau; ein convoi de munition militaire, qui se trouve à Huningue, et qui aurait du joindre l'armée, a reçu contreordre.

Buonaparte est attendu chez nous à tout instant. Du moins des cheveaux de relai sont préparé depuis Bâle jusqu'à Memmingue, pour une personne venant de Paris. — Mit Schauenburg ist's nichts; alles ist zu sehr übersezt, welches beinahe in allen Bädern um die Stadt herum der Fall ist. Auch hab ich nicht Zeit, mich auf's Land zu begeben, die Geschäfte sind allzu strenge.

Gott erhalte Ihn gesund. Einen Gruß von meinem Weib und Kind, von Bürger Zäslin und Linder.

23. July.

. . . Zwei Tag lang war Bürger Regierungsstatthalter abwesend, Bürger Unterstatthalter am Halsweh krank im Bett und kan weder lesen noch schreiben. Mördereyen, Schlägereyen, Diebstalen ohne aufhören, — allso ein andermal mehr.

Man erwartet Buonaparte hier, wenigstens wird er, wenn er nicht durch Strasburg passiert, hierdurch gehen.

Die Generäle Stein[83]) und W[. . .], welche in Hohentwiel und Asperg commandierten und vom Hrn. Herzog von Würtemberg so übel behandelt worden, haben über 3000 Mann wohl organisierte Truppen und Munition zu ihrer disposition und beginnen die schwäbische revolution oder gründen die deutsche Republik.

26. July.

. . . die Krankheit des Bürger Unterstatthalter, die Anherokunft des Bürgers Pletry de Befort, der vor einem Jar meine Familie so liebreich aufnahm, die Holländerflotte, kurz 100 Sachen für eine kommen immer zugleich . . . . . . 100 Louisd'ors wollt ich dem Bürger Ochs geben und wandte mich an Bürger J. J. Zäslin, der mir aber sagte „nein, er dörfe diß nicht annehmen, villeicht für etwas Zeit würd es seinem Schwager helfen, allein nicht für lang; es stehe ein accommodement bevor, mithin werd er dem Bürger Ochs (der indessen dise gütige Offerte gewiß auch ausschlagen würde) nicht einmal etwas davon sagen —" heißt diß nicht als Freund denken und handeln? Allein, von diser Eröfnung hätt ich nicht gern, daß sie weiters käme.

. . . Oncle und Tante Laroche und Bürger Linder grüßen Jhn vilmahl; letzterer klagt gar erbärmlich über vil Arbeit, sonst hätt er Jhm schon lang geschriben.

Heute morgen passierten allhier 5 à 600 Kriegsgefangene unter starker Bedekung.

Laharpe ward von Buonaparte äußerst wohl empfangen, wenn schon Herr Senator Pfiffer im Freiheitfreund den erstren vor letztrem einen Fußfall thun läßt und dennoch noch halb gejagt wird.

Gestren ist Jgfr. Ursula Falkeisen nach einer 14tägigen und 3wöchigen Krankheit gestorben.

30. July.

Gestren Samstag Abends gieng ich mit dem lieben Andresli um 5 Ur von Hauß weg und spazierte mit ihm über St. Jacob Muttenz zu und wollte nach Schauenburg, allein unterwegen vernahm ich, daß dorten schon alles übersezt sey; wir schliefen allso in Muttenz. Sonntag früh gieng ich hierauf in Begleitung des Bürger Agent von Muttenz[84]) und dem Andres auf die 3 Wartenberg, von dort über Berg

und Tal über Neuschauenburg und den Rosenberg nach Alt Schauenburg, wo wir um 9 Ur eintrafen, ohne daß mein lieber kleiner Reißgefärte eben gar müd war. Wir mittagasen dort und ich bestellte auf Montags den 4. diß zwei Zimmer, eins für uns und eins für Jgfr. Mar. Rihiner und Jgfr. Ehinger; bis um dise Zeit wird auch Tante Laroche dort seyn. Da ich nun wärend meiner Unpäßlichkeit mit dem protocoll zurückgekommen, so hab ich jezt vollauf zu thun, um vor der Abreise nachzukommen ... Von Alt Schauenburg gings Nachmittags in Begleitung des Bürgers Weis von Zürich (dessen Er wohl sich noch erinnern wird; er war emals im Bläsierhof und macht jezt den Advocat) und zwei mir bekannten Handelsbedienten der Fluh zu, unter derselben durch bei der Rappenfluh vorbei, gegen dem sogenannten Gempenstollen zu, den wir jedoch links ligen liešzen, den Arlesheimerberg hinunter und nach Arlesheim. Dort verlies ich nebst meinem Buben meine Gesellschaft und gieng zu Bürger Legrand, von wo ich Abends mit meiner Frau, Jgfr. Bienz und Jgfr. Merian in der Chaise der leztren mit Andres heimfaren konnte. Unterwegs dacht ich oft, o wenn ich nur so mit meinem Buben mein Töchterlin (das unbeschreiblich brav und munter wird)[85]) auf'm Rüken... so biß zu Jhm fortpilgren könnte, um eine Stadt zu verlassen, die iedermann bald anekelt. — Doch iezt hab ich nicht Zeit noch lang zu moralisieren. ...

Bürger M. Mieg[86]) ... hat einen Fruchthandel, der gar zu gut geht, und zwar so: der fränkische Spittelmedecin en chef, den Er glaub ich auch einmal mit mir gehend angetroffen und bei Bürger Mieg logierte, hat ihm die Frucht, Wein und Öl Liferung für die Spittäler in der Schweiz zugeschanzt und so hat Bürger Mieg einen starken Fruchthandel nach der obren Schweiz, — aber diß entre nous.

... Nach Paris soll ein Courier von Moreau gegangen sein, der morgen oder übermorgen allhier zurükerwartet wird und der die östreichischerseits vorgeschlagenen

Friedenspraeliminaire an Buonapart zur Bestätigung soll gebracht haben. G. G. G.

... Man wält gestren und heut an einer Gemeinds-kammer, bereits ist Bürger And. Merian Vater und Consul Burkhard gewält.[87])

2. Aug.

... Alles was Franzos heißt verläßt unsre Stadt und geht nach Konstanz. Alle Magaziner, administrations etc., alles kommt fort, und dafür kriegen wir die reserve Armee, da der Krieg wider angehen soll; auch passieren beständig vile Couriere hierdurch.[88])

Not. Brändlin[89]) sagte mir, mit Cap. Burkhards Masse stehe es schlimm, man werde einen Verzicht aufs Erb leisten. Er sei von den Emigranten ganz ausgesogen worden.[90])

Republikanischen Gruß und kindliche Liebe — Merian.

Bâle le 16. Thermidor 8.[91])

Bester Vater! Allso ist es ganz an dem, daß ich nach Schauenburg gehe, und zwar disen Nachmittag. Bürger Cantons Richter Linder fürt mich bis Muttenz und von dort gehe ich mit Weib und Kind, Habersack und Schanzläuffer auf'm Rüken Schauenburg zu.

... Von Schauenburg aus ein Mehreres. Leb Er indessen gesund. Ewig Sein Sohn.

Apropos. In La Chaud de fond soll sich ein Mann von Kopf und wakrer Patriot befinden mit Namen Imer, premier pasteur daselbst. Wegen seinem Sinn für die gute Sache soll ihm, als La Chaux de fond verbrannte, das Feuer in sein Haus gelegt worden sein.[92])

8. August Abends um 6 Ur.

Bester Vater! Nun wäre ich allso in Schauenburg; oh könnt ich mit denen mich umgebenden Lieben ... so längst dem Jura hin zu Ihm ziehen, wo keine politischen Verände-

rungen meinen Kopf und Herz warm machen. — So eben bringt mir nemlich policey Lieutenant Bemmler,[93]) den ich unter allen meinen alten und neuen Freunden für den redlichsten halte, . . . die Berner Neuigkeit und Andreas Brenner bestätigt mir dieselbe schriftlich;[94]) aber was soll doch gutes von Bern kommen? ?

Ich war willens Ihm alle Seine Briefe allhier ordentlich zu beantworten, allein bisher hab ich im Taumel des Vergnügens, das ich genieße, nicht dazu kommen können. Zwar wird Er mir deshalb gerechte Vorwürfe machen und sagen, daß ein Kind kein größeres Vergnügen kennen soll, als mit einem dasselbe zärtlich liebenden Vater sich zu unterhalten, allein, fehlen ist menschlich, im Irrtum verharren aber, diß werd ich gewiß nicht thun und bereue selbigen schon jezt.

Eben kömmt Andres zu mir aufs Zimmer und sagt mir Ihn vilmahl zu grüßen, welches auch Oncle und Tante Laroche, die hier ebenfalls im Bad sind, zu melden mir auftrugen.

Immer mehr gefällt mir der Aufenthalt auf'm Land, . . . werden mir die eitlen Convenienzien der Städter verhaßt, und immer mehr sehe ich die Freunde der Freiheit überall verachtet, Männer von Rechtschaffenheit und Beförderer der Aufklärung verdrängt, den Gemeingeist unterdrückt und die Sache der Volksbesserung gehemmt (denn unterdrücken läßt sich dise gottlob nicht mehr).

Gerne schiede ich von der Welt, sey es ganz oder nur in eine stille Landge[gend], wenn ich nur wüßte, auf welche Art ich der Menschheit noch könnte nüzlich seyn.[95])

Basel 20. August.

. . . Das Wetter war nicht günstig, sodaß ich nichts tat als baden, schlafen, spazierengehen, essen, trinken und ein wenig tanzen. Tante Brenner kam auch einmal nach Schauenburg, ich hab mit ihr getanzt. Heut vor 8 Tagen kam Bürger Iselin mit seiner Frau und Töchterlein und

Fr. Legrand mit einer Tochter von Arlesheim zu uns en visite, die wir Freitags den 8. in Arlesheim erwiderten.

Wie kömmts, daß Er mir kein Wort von den Veränderungen zu Bern meldet?[96]) Er wird sie doch auch schon wissen; s'ist würklich wider ein schönes Müsterchen. Nur Schmid dauert mich, der jezt auch mithalten muß.[97]) Er ist noch meine einzige politische Hofnung. Nächstens wird im Druk eine vortreffliche und rechtskräftige Verteidigung des Bürgers Johannes Frey erscheinen, der immer noch der Esel wegen stillgestellt ist.[98])

23. August.

Bester Vater! Nur der Vorsehung gütiger Leitung verdanke ich es, diese Zeilen an Ihn aberlassen zu können. Vorgestren Nachmittags um 4 Ur herum zog ein Donnerwetter von ferne auf und einigemal hörten wir von weitem den Donner. Mit Bemmler steh ich an einem Tische und betrachte die Schweizercarten, hinter mir steht Bernoulli, am Pult sas Bürger Frey, als wir auf einmal ieder fast gerade vor sich wie eine Feurkugel verspringen sehen und einen Knall hören, als ob man einem eine 10fache Pistole hart am Or losschösse. Schon wollt ich über die höchst unvernünftige Tat schmälen, eine Granade auf dem Bureau zu legen und anzuzünden, als gleichsam zugleich oben und unten im Hauß ein Geschrei entsteht, das Zimmer mit Schwefeldunst erfüllt ist und die Nachbarn zu lauffen kommen. Worauß sich dann ergab, daß es ins Hauß geschlagen, allein, dank sey es der Vorsehung und denen vilen Glockendraten und goldnen Tapetenlisten, nicht gezunden sondren blos denselben nachgefaren, sodaß nur zwei Zimmer im Hause sind, wo nicht etwas zerschmettert oder das Gold von obigen Listen weggeschmolzen ist. Mich freut es übrigens, so nahe einer Naturbegebenheit diser Art gewesen zu seyn. Sonderbar war es, daß wir alle nichts vom Donnern, sondren einen bloßen starken Knall hörten.[99])

... Jezt haben wir Regenwetter, nach welchem die ganze Natur seufzte. Gestren fuhr ich in Bürger Cantonsrichter Linders Chaise nach Muttenz, meine Frauenzimmers heimzuholen ... Er erinnert sich villeicht noch des Bürgers Lemoine, quartier-maître der 7.½-Brigade, der mit seiner Frau und Sönlein, wie der liebe Andresli bei uns logierte, und dann des Battaillonschefs Rondel, dessen Frau bei meinen Schwiger-Eltern wonte.[100]) Diser leztere ist nun hier für einige Täge und möchte gar zu gern bei mir logieren; nun darf ich's ihm fast nicht abschlagen und doch machts meiner Frau vilen Embarras, da ohnehin schon Igfr. Ehinger bei uns wont. Doch aber sind's so artige Leute, daß man's ihnen fast nicht abschlagen kan. Zudem ist Rondel seither Brigadechef geworden.

... Es will niemand Regierungsstatthalter allhier sein; man sagt Präsident Samuel Ribiner, der aber auch nicht will.[101])

27. August.

... Bürger Repräsentant Gisendörfer wird nun unser Regierungsstatthalter werden und sei[n Sohn] Dagobert als Chef de Bureau bei sich [haben].[102])

... In Muttenz herrscht eine Art Faulfieber, an dem etliche 30 Personen krank ligen und 5 schon gestorben sind.

Gestren starb Frau Vondermühl an der Brodlaube an einem Scharlachfieber.[103])

30. August.

... In meinem lezten Erlasse vergas ich Ihm den Tod unsrer Tante, der Frau Oberst Merian zu melden, die den 25. oder 26. diß verschiden. Den 28. war ich an der Gräbnuß.[104])

Apropos längst schon war meine Schwiger willens, Makronen zu machen, allein wärend unsrer Abwesenheit hatte sie unser Dörli bei sich (das seither unpaß gewesen, allein sich

wider erholt hat, der Doktor sagt, es zahne sehr stark), seither fiel Amades krank und iezt ist es an der welschen Mammsell, so sie haben, die eine braut mit dem iungen Wertenberg im Steinenkloster ist, sie haben sogar schon das Haus des Bürgers Abel Merian, das er bewonte, gekauft.

Gisendörfer ist gar nicht Regierungsstatthalter, sondren Bürger Präsident Rihiner hätte es sein sollen, hat aber vollkommen refusiert; nun erwartet man einen aus Helvetien.

Mitkommend die Verteidigung des Bürgers Frey durch Bürger Gisendörfer, die Ihm sicher gefallen wird. Gegen leztren ist gestren Morgens an vilen Eken der Stadt ein pasquil, das aber zimmlich dumm abgefaßt war, entdekt worden. Chir. Miville schrib darunter: O sancta stupiditas.

Ueberall wird die Nachricht der Widereröffnung der Feindseligkeiten als Gewißheit angegeben, das sich auch in der Strasburgerzeitung bestätigt erfunden. Moreau ist wider zur Armee.

1. September.

Bester Vater! ... Er scheint mir ... darauf zu zilen, als ob Er villeicht biß dorthin sich den Seinigen wider nähern wollte ... Und einen charmantren Ort hiezu würde Er schwerlich außert Arlesheim finden. Das Reizende der dortigen Gegend, das Angenehme der unterhaltenden Legrandischen Familien und einiger andren aufgeklärten Köpfen, die sich dorten gesezt ... alles das schien mir doch wert zu seyn, darauf Rüksicht zu nehmen.

Mit Wolgefallen sehe ich, daß Er in dem Courvoisierschen Hause so gute Aufnahme und angenehme Unterhaltung antrifft[105]) ... Sein Barbier scheint eine drollichte Haut zu seyn, der erst abwascht und dann erst einseift; doch muß es doch immer besser sein, als wie solches in unsrem Canton z. B. in Gelterkinden eingefürt ist, denn da fragt der Balbier an, ob man über den Finger oder über den Kochlöffel

wolle rasiert sein; da wird das einte oder andre dem zu Rasierenden in Mund gestekt und zugeschaben.

Wegen neuem Regierungsstatthalter weiß man noch gar nichts, als was ich Ihm vorgestren durch den Loclerboten meldete.

Präsident Wieland[106]) hat allen seinen Einfluß in Bern verloren. Zu disem kommt nun noch die herausgekommene Verteidigung des Bürgers Frei durch Gisendörfer, in welcher er ein wenig hart mitgenommen wird. Diß alles hat ihm ein hiziges Gallenfieber zugezogen, das ihn fast wegnehmen wird.

Hätte Er nicht Lust und Zeit, auch eine helvetische Constitution zu schmiden und sie der Regierung einzusenden, da selbige iedermann dazu aufgefordert hat? Die Adresse ist: an den Bürger Praesident des gesezgebenden Raths, für die Constitutions-Commission.

Der 7. August wurde warlich nicht von den Patrioten gemacht und sollte alles wider in das alte Gleis bringen; allein, wie zu vermuten ist, so hat der Minister Reinhart[107]) denen Herren einen Strich durch die Rechnung gemacht. Indessen iauchzen doch unsre Reinbrukherren allhier und behaupten, die alte Regierung werde unter Vermittlung Preußens in Helvetien durchgehends wider eingefürt werden, woran ich aber doch noch ein wenig vil zweifle.

. . . Apropos der geächtete Bürger Johannes Frei ist, wie mir sein Bruder Martin sagt, willens, Fragmente religiöser Verfolgungen, die in der zweiten Hälfte des nun bald zurückgelegten Jarhunderts allhier statt hatten, herauszugeben und ersucht Ihn zu dem Ende, ihm doch zu melden, ob Ihm nicht auch einige dergleichen facta bekannt seyen, um das Werklein zu vermehren.[108]).

Neuigkeiten weis ich keine zu melden, außert daß es sehr vile kranke Leute allhier gibt, daß ich wider Einquartierung habe, daß Repräsentant Erlacher mit seiner Frau wider hier ist, daß man doch immer noch Hoffnung zum

Friden hat, wiewol Moreau schon zur Armee abgegangen ist.

. . . Apropos, ist nicht der emalige Repräsentant Eisendörfer noch im Rükstande gegen den Staat für empfangenes Gelt, wofür er hätte Früchte lifern sollen und nichts gelifert?[109])

3. September.

. . . Welches war doch der Tag, an dem Er mich mehr tod als lebendig in den Kleidren (irr ich nicht, so war es Sein geblümter Nachtrock) aus dem Teich hobe?[110] Wohl hatten wir metallene Knöpfe auf den Röken, als es einschlug, wenigstens Bemmler und ich, die wir die Nase am nächsten dabei hatten, allein sicher ist es, daß das Metall den Bliz keineswegs anzieht. . . . Uebrigens hatt ich nicht den mindesten Schreken noch Unruh und schaue seither einem Ungewitter noch vil gelassener zu als vorher. Ich förchte auch den Tod nicht im mindesten, wiewol ich so gerne fortlebe, als irgend ein Mensch in der Welt. Die starke Dosis Freidenkerei, die ich hab, mag wol vil daran schuld sein; denn ich will es Ihm nur offenherzig gestehen, oft und vilmal kömmt mir der Gedanke, es gebe kein höchstes Wesen, und dises am meisten, wenn Personen, die weit vom Aberglauben und Ortodoxie entfernt sind, den lieben Herrgott gerade so an die Spize stellen und ihm alle Schuld geben, wie der Catolik seinem Marienbild und der Ortodoxe den Profet und Apostel und alte und neue Testament. Betracht ich aber sodann andrenseits die Ordnung der Natur und daß doch immer ein iedes Werk von seinem Meister verfertigt worden und endlich, daß iede Naturbegebenheit, auch wenn iedermann selbige für schädlich ansieht, dennoch immer mehr Nuzen als Schaden enthält, welches doch unumgänglich der Leitung eines Wesens muß zugeschriben werden, das höhere Weisheit besizt als wir Erdenbewoner, und so scheint es mir alsdann dennoch, es müsse ein Weltenschöpfer und Leiter der Natur sein. Doch dem sey wie ihm wolle, ehrlich wärt am längsten. Wer blos

dem lieben Herrgott zu gefallen recht tut, ist ein Halunk, der aus Eigennuz handelt. Etwas anders ist's, wenn der, so ein höchstes Wesen anerkennt, für seine weisen Fügungen ihm dankbar ist, das auch ich, wenn ich nicht mit meinen Zweiflen zu thun habe, von ganzem Herzen thue.

. . . Wegen der hiesigen Regierungsstatthalter Stelle weis man noch gar nichts; man vermutet und beförchtet, die Wahl falle auf Repräsentant Gisendörfer.

Man hat mir auch im Vertrauen die Eröffnung getan (die aber nach meinen Begriffen Bestätigung bedarf), daß Buonapart, unterrichtet, daß in Helvetien beinahe alle Freunde der Freiheit, der neuern Grundsäze und der Franken von allen öffentlichen Stellen seien entfernt und dafür Männer hingesezt worden, die sich mit Vergnügen an Oestreich zur Vertilgung aller Republikaner und Republiken anschließen würden, beschlossen habe, noch vor Anfang der Feindseligkeiten ein bouleversement general dieser Herren zu veranstalten. Wir wollens erwarten, hoffen, wünschen. Commandant Rondel hat in Drei Königen, nicht bei mir logiert, da gerade meine Frau und Maidli unpaß waren; . . . hingegen hab ich dafür sonstige Einquartierung erhalten. Ein gewisser Lieutenant Challon, de la 4e de Ligne, der mit Angerau gegen Spanien stritt und am Fuß verwundet war, unter Buonaparte die Schlachten von Lodi, Arcole und Castiglione mitschlug, in welch letzterer ihm der Kopf durch und durch geschossen ward und dem lezthin unter Lecourbe zwischen Schafhausen und Stokach der linke Arm halb zerschmettert und durch den Schenkel geschossen ward. Er logierte ein Monat bei Bürger Pfarrer Fäsch[111]) und 21 Tag bei Bürger Bleienstein, Zimmermann.

. . . Von dem fränkischen Darlehen der 1 400 000 ist gar keine Rede mehr.[112])

. . . Bürger Dekan Huber[113]) hat längst schon abgebetten. Sein vorgestern erwälter Nachfolger ist — Bürger Pfarrer Spörlin in Diegten, dem Er doch, sowie desselben

Schwager Bürger Iselin mit nächstem Posttag gratulieren wird.

Bürger Zäslin läßt Ihn vilmal grüßen; auch an disen wider zu schreiben würde ihm Freude machen. Schreibe Er doch auch an Bürger Ochs, selbiger könnte sonst ia glauben, auch Er zürne auf ihn und freue sich seines Falles . . .

6. September.

. . . Heinrich Heusler in der Schleife[114]) hatte die Schwester des Bürgers Senn zur Frau, dise stirbt, nun möchte er die noch vorfindliche Schwester heuraten, und hat Schwierigkeiten. Wie soll er sich nun benehmen? . . .

Bürger Eisendörfer wird wegen seiner Verteidigung des Bürgers Frey erbärmlich ausgehudelt; den leztren würd es, glaub ich, nicht wenig freuen, wenn Er ihm auch schreiben würde. — Hat Er noch nie Gelegenheit gehabt, mit dem Bürger Pfarrer Imer in Chaux de fond zu reden? Und welchen Mann findet Er an demselben?

Von einem Statthalter für uns ist gar keine Rede mehr.

Munition de guerre geht wider zimmlich vil hierdurch. — Der künftige Bettag, heißt es, werde der hiesigen Geistlichkeit ein willkommener Tag seyn, um über Frey und Eisendörfer herzufallen.

Künftigen Montag wird, zum großen Aergernis der hiesigen Kristenheit, in der Münsterkirche eine große fête seyn. Ein gewisser berümter Virtuos Böhm wird nemlich daselbst unter großer Musik militärisch und mit der Orgel nebst Zuziehung einer militärischen Auffürung und einer prächtigen Illumination die Siege und Heldentaten des Napoleon Buonapartes auffüren.

O tempora, o mores widerhallt's in der ganzen Stadt.

10. September.

. . . Die welsche Mamsell bei meinem Schwäher ist lezten Sonntag Nachts gestorben und heute Vormittags be-

graben worden; allein ich konnte nicht an die Begräbnis, ich hatte zu vil zu thun, ich schrib an Vollziehungsrat Schmid eint und andres. Gestren Abends war ich bei Bürger Ochs, der mich vortreflich angenehm unterhielt.

Frau Pfarrer Fäsch, Spindler bei der Verwaltung, Bleienstein, Zimmermann, ein Töchterlein von Peter Pak, Bek,[115]) und etwan 10 andre Personen an unsrer Gaß ligen sehr krank darnider, man zweifelt an derselben Aufkommen.[116])

Gestren sagte ein Brief aus dem quartier general, daß der Courier, der das Ultimatum von Paris nach Wien gebracht, zurückgekommen und überall ausgesagt habe, selbiges sey vom Kaiserhof angenommen worden. Das nemliche ward auch dem Landvogt in Lörach von dem Markgrafen durch einen Expressen einberichtet, so daß an dem Friden fast nicht zu zweifeln.[117])

13. September.

. . . Froh bin ich, daß Er sich wohl befindet; bey uns an der Räbgasse hingegen will der Holzmeyer[118]) ein wenig aufräumen. Bereits ist denn die welsche Mammsell bei meinem Schwäher vorangegangen, ihr folgte die Schwester des Bürgers Scherb bei Andres Brenner, die Er wohl nicht kennen wird, ferner ein Kind von Bürger Basler, Bek, der noch zwei todkrank hat; wärend dem Predigen holte man lezten Dienstag morgens den Bürger Pfarrer Fäsch von der Kanzel heim zu seiner sterbenden Frau, Spindler ist auf'm äußersten, der iunge Werdenberg im Biermännischen Haus ebenfalls, mehr als 20 Unpäßliche zu geschweigen.[119]) Auch wir haben eine kranke Kindsmagd, auch meine Geschwei Marie Madle[120]) hat sich gelegt. Wir hingegen in unsrem Haus, was zur Familie gehört, stehen felsenfest.

. . . Meine Einquartierung ist fort nach Reinfelden; es war ein recht artiger Mann.

Apropos, Er kannte, wie ich vermute, einen gewissen

officier, der bei mir einquartiert war, namens Lahondèze de Nîmes, Protestant und aus dem gleichen Ort wie Pralong; diser ist wider hier und logiert beim [Bürger] Eglin und hat eine artige Frau bei sich in Mannskleidern, welches nach seinem Vorgeben auf der Reis weit bequemer als Weiberkleider sey . . . .

Schon mein lezter Brief vom 10. wird Ihm die Fridenshofnung von hier bekannt gemacht haben. Verstärkt wurden selbige noch durch das Anerbieten eines Gewetts des Bürgers Filip Merians auf'm Stägli, der 25 Louisd'ors an 1 für den Friden wetten wollte und gewiß nicht einen Heller gern wegwirft. Loose Mäuler sagten aber schon, es würde gewis Krieg seyn und Bürger Merian dises Gewett (wovon in der ganzen Stadt die Rede worden) blos getan haben, um noch geschwind eine Spekulation zu machen. Verstärkt ward dise Mutmaßung durch Lecourbe, der vorgestren in des Chir. Percys Begleitung hierdurch zur Armee abgieng und nichts vom Friden wissen wollte.

Madame Evers ist wider bei meinen Schwigereltern angekommen. Sie brachte die Nachricht, die sich seither bestätigt hat, daß in einem Wald onweit Schafhausen eine Räuberbande sich aufhalte, die schon eine Menge Reisende teils getödet teils geplündert, sodaß man ihr zur Sicherheit 10 Mann Infanterie noch zu den zwei bei sich gehabten Husaren mitgegeben. Seither sey aber der Räuber Chef, ein fränkischer Vivandier nebst verschidnen Räubern, östreichische Deserteurs und Bauren vom Landsturm gefänglich in Schafhausen eingebracht worden.

. . . Leztren Montag ward ein gewisser Herr Baltasar von Lucern allhier arretiert, weil er in einen Pferddiebstall verwikelt war; beim Verhören ergab es sich, daß er ein Embaucheur des Regiments Bachmann und eine Creatur Wikhams war. Ich schikte die Akten auf den Münsterplaz an Bürger Unterstatthalter faisant[121]) fonction du préfet national, der aber, statt den Pferddiebstall zu übergehen und

Leztres zu verfolgen, die Akten nach Bern schiken sollte, schikte sie nach Lucern. Ich aber meldete es den 10. diß mit der Mittwochpost dem Bürger Schmid, und gestren Vormittags war schon der Befel des Vollziehungsrates von Bern hier, die Sache genau zu untersuchen. Nun begreift Bürger Unterstatthalter gar nicht, wie man dises Geschäft so geschwind in Bern erfaren; ich aber schweige und lache — und erwarte mit morndriger Post einen Brief von Bürger Schmid.

. . . Froh werd ich sein, wenn Er in Locle ist, wegen schnellerer Correspondenz . . . Uebermorgen kömmt Maler Hohr wider anhero; er minnt um meine Geschwei Margret.[122])

. . . Beizufügen weiß ich nichts außert daß 1° es die Herren Pfarer allhier doch dahin zu bringen gewußt, daß das Ihm iungst angekündigte Singspil im Münster auf den lezten Montag verlegt worden. Mit dem Andreslin war ich dorten, fand aber die Sache erbärmlich; noch vil erbärmlicher aber fanden es die Musikliebhaber[123]) . . . 3° daß ich morgen bey Repräsentant Erlacher (der in des Storchenwirt Landrers gut an der Crenzacherstraße wont)[124]) z'mittagessen werde.

15. September (28. fructidor 8).

. . . Weitläufig kan ich iezt nicht seyn, da vollauf zu thun habe und vermutlich wider werde an Vollziehungsrat Schmid schreiben; allso wäre der verdienstvolle Verfasser Abällino's Bürger Zschokke, unser neuer Statthalter. Wie gefällt Ihm die Wal? Mir gut, aber die hiesigen Bürger schreien Zetter über ihn, daß er ein Fremder sey.[125])

. . . Eben meldet unß Bürger Mateus Mieg aufs Bureau, daß ihm der Bericht gemacht worden, daß Spindler gestorben;[126]) ihn und seine Kinder bedaure ich sehr, sowie seinen guten alten Vater. — Werdenberg zalte, glaub ich, 600 Louisd'ors an Abel Merian für dessen Haus.

... Auch Tante Brenner ist unpaß und muß das Zimmer hüten, doch, wie ich hoffe, ohne Folgen.

Pfarrer Cruß soll, wie ich vernommen, in der gestrigen Abendpredigt waker über die Franzosen, Frey und Eisendörfer losgezogen haben, so wie Mestresaz des Morgens in der französischen Kirche gegen Ochs.[127])

Wann werden einmal die Menschen klüger und entwinden den Priestern die Macht, ihrem Verfolgungsgeist zu frönen?

Allmälig zeigt es sich, daß der 7. August nicht so ausgefallen, wie es die gewünscht hatten, so ihn bewürkten; wenigstens hatten sie den Plan, 3 Consulen zu wälen: 1. Bürgermeister Weis von Zürich, 2. Zunftmeister Merian von Basel und 3. Hofrat Müller von Schafhausen, dermalen in Wien.[128])

Schmid hält sich aber wie ein Vogt und macht den Herren oft Wust in d'Milch, so daß man wider ein wenig von weitem hoffen kan, es dörfte villeicht besser kommen.

... Allerdings wolgemeint sind gewiß die mir gegebnen Beweise der Existenz eines höchsten Wesens, allein überzeugend sind sie mir doch nicht, denn ich kan mir immer noch die Existenz eines höchsten Wesens als Leiter der Schiksale mit dem freyen Willen des Menschen nicht vereinbaren. Oft noch und gerne gedenke ich meiner verklärten Muter und werde, sobald es die Zeit mir erlaubt, den Culte der Theophilantropen mit Nachdenken überlesen.

Bürger Pfarrer oder Dechant Huber wird dise Woche anhero gebracht werden; es ist nach J. J. Hubers Aussage an seinem Wideraufkommen sehr zu zweifeln, da er schon geschwollene Füße habe.

... Was mit der Erkanntnus „bleibt dabei" gemeint ist, kan ich Ihm schon zum Voraus sagen, daß sich kein Verwalter darüber ie bestimmt herauslassen wird.

... Andres ist wider gesund und wohl und springt waker umher; ... wegen Böhm wird Er in meinem lezten

Briefe schon Auskunft finden, und daß ich mit dem Andres bei stokfinstrer Regen oder Kibleten N[acht] nur von Blizen erleuchtet heimpflozen [mußte].

. . . Er wird wissen, daß der Waffenstillstand biß übermorgen verlängert worden und daß der Kaiser nicht in Wien, sondern ohnfern von München ist. Zu Neapel und Sicilien gehts gut, das Volk hat den König fortgeiagt.

17. September (30. fructidor 8).

. . . Das fränkische Darlehen von 1 400 000 L. von Basel hat Buonapart als fränkische Nationalschuld erklärt, wofür die Titres noch dise Wochen eintreffen sollen, nach welchen dise Summ iärlich mit 5% soll verzinst und ein Jar nach dem Friden ganz soll abgetragen werden.[129])

Zum nicht geringen Verdruß der Reinbruk Armee sind in der Nacht vom 15. auf den 16. diß 2 Baselstäbe, die sich noch am Reinbrukzollstübli vorfanden, mit schwarzer Farbe verstrichen worden, daß keine Spur mehr davon zu sehen ist.[130])

Massena wird die Reservearmee in Helvetien commandieren.

Auszug eines Schreibens des Bürgers Herzog, helvetischen Regierungs-Commissär bei der Reinarmee,[131]) an den Bürger Frey, helvetischen Plazcommandant in Basel, datiert Augsburg vom 12. Sept. 1800 (25 fruct. 8): „Beeilen thu ich mich, Ihnen eine Nachricht mitzuteilen, die ich aus dem ersten Hauptquartier erhalten.

Auf die Nachricht der Wider-Eröffnung der Feindseligkeiten erhob sich in Wien ein bedeutender Aufstand, so daß der Kaiser, die Erzherzöge und Ministers Wien verließen und nach der Armee flohen.

Die Kaiserin und die Königin von Neapel sind bewacht.

General Moreau soll mit dem Kaiser eine Zusammenkunft gehabt haben. Niemand bezweiflet den Friden."

. . . Vorgestren starb Spindlers Nachbar, der iunge

Werdenberg, Küfer,[132]) und desselben Küferknecht gestren, täglich sieht man Todte zu Grabe tragen, sodaß es völlig auffallend ist. Auch Bürger Holzach, Schreibmeister, ist gestorben,[133]) sodaß ich iezt wider einige Tage aufgehalten werde mit dem Traktieren mit Seiner Frau. Huber, Apotheker ist jezt an Zsch[okkes] Stelle Verfasser des Schweizerboten.[134])

Die hiesigen Herren klagen gar erbärmlich über unsren wakren neuen Statthalter, Zschokke, der mich dauert, daß er gerade in einem Zeitpunkt anherokommen muß, wo er mit Executionstruppen Bodenzins und Zehnten wird eintreiben müssen, zu welchem sich unsre Bauren nicht gutwillig verstehen werden.[135])

22. September.

... Daß. Werdenberg, Küfer, Sohn (dessen Frau Beker Eklins Tochter ist) gestorben, habe ich, wenn ich nicht irre, Ihm schon berichtet. Mit dem Fride sieht's sauer aus, die Feindseeligkeiten werden wohl wider angehn. Daß Er bessere Predigten aux Brenets hörte als wie in Basel, dazu braucht es eben nicht vil, da alle bei uns dahin hinaus liefen, „die böse Nation der Franken habe uns die Revolution und die Aufklärung (die beiden grösten Übel der Welt) hergebracht, und mit der heiligen Religion der Väter hab's gar ein Ende."

... ich dächte ... der [Brief] vom 15. sollte Ihm aufgefallen seyn, da ich Ihm den vom 12. schon darinnen beantwortete. Das geht so zu: um 10½ à 11 Ur kan man an den Montagen ... die Schweizer briefe haben, und um 12 Ur geht die Post wider ab; schikt man sich sodann in diser kleinen Zwischenzeit mit Schreiben, so gehts halt geschwinder als sonst.

... Alles [Gepäck] zugleich zu senden, gäbe eine große Kiste voll, die der Loclerbote (der keinen Güterwagen haben wird) kaum mitnehmen kan ... Wenn ich nicht irre, so geht der Loclerbote zu Zeiten durch das Departement du

haut Rhin, und da könnte er leicht zu Reinach oder zu Renan oder St. Imier (wo auch eine Agence sein wird) visitiert werden und da dörfte leicht das eint oder andre im Coffre enthaltene confisciert werden.

... Die Krankheit, so uns Kleinbasler zusammen schüttelt, ist eine Art Gallenfieber oder Hizigfieber oder so was; die Herren Doctores sind deswegen vorgestren außerordentlich zusammenberuffen worden, wovon ich aber den Erfolg nicht weiß. Pralong ist würklich Commandant in Sekingen; er war vor einigen Tagen hier, ist immer noch ein wakrer Mann, und wakrer als der iezige Commandant Jolli.[136]) Obrist Evers ist immer noch gesund und wol und mit seinem Regiment, das sich brav soll gehalten haben, bei der Division Richepante. H. von Baltasar und sein Diener Aliment sind nach Lucern abgefürt worden, allein noch weiß man nichts von derselben Ankunft daselbst; man vermutet nicht ohne Grund, man habe dieselben im Lucerner-gebiet lauffen lassen. Bei seiner Abreise pochte Baltasar gewaltig über die grobe Begegnung allhier, besonders von meiner Seite, und drohte, seinen Proceß druken zu lassen und sich bei dem Regierungsstatthalter in Lucern und dem Vollziehungsrat Rütimann[137]) (der sein guter Freund sey) zu beklagen. Ich habe daher, um das prevenire zu spilen, dem Bürger Vollziehungsrat Schmid meine Rechtfertigung überschriben.[138])

... Gestren Abends ist der neue Regierungsstatthalter allhier eingetroffen, nachdem er vorher dem Bürger Statthalter Fäsch die Uebernahme diser Stelle auf das verbindlichste angekündigt. ... Frau Pfarrer Fesch hat sich wider erholt, auch Tante Brenner.

... Ueber das Predigen der hiesigen Priester habe ich Ihm bereits oben geantwortet. Pfarrer Krus, der's zu arg machte, ist von Bürger Statthalter zur Ordnung gewisen worden.

Ueber Krieg und Frieden läßt sich noch nichts bestimmtes

sagen; erstrer scheint mir warscheinlicher, da alle Truppen die vorige Woche bis auf den Tag ausbezalt wurden. Auch ist Bürger Jossé, Beker Lozens Tochtermann, Chef de Battaillon der 23. Brigade, heute morgen wider zu seinem Corps verreist. Ich lezte noch heute morgen frühe mit ihm bei Exrepresentant Erlacher, der im Landrischen Gut an der Crenzacherstraß wont.

24. September.

. . . Gestren war ich bei ihm [Zschokke]; er ist ein ganz artiger Mann, der Größe nach wie sein Vorfar, der Sprache nach wie Bürger Ochs. Bürger Unterstatthalter ist völlig entzükt über ihn; er war auch gegen mich besonders zutraulich. Beigebogen die von ihm herausgekommene Proclamation.[139])

. . . Der Krieg hat wider seinen Anfang genommen. Berichte von Frankfurt melden, daß man von Würzburg her eine starke Canonade gehört. Auch hab Buonapart auf den gestrigen Neuiarstag[140]) den Friden oder einen Sig versprochen.

P. S. Soeben heißt's, Moreau hab angreiffen wollen, sei aber von dem Kaiser noch innezuhalten ersucht worden, biß der Courir von Buonapart mit den unterzeichneten praeliminarien zurükkommen werde; daß selbige aber unterzeichnet sein, hab der Kaiser dem Moreau Filipsburg, Ulm und Ingolstatt als Pfand abgetretten.[141])

27. September.

Bester Vater! Meine Nachschrift im lezten Briefe in betreff des beiligenden Waffenstillstandes war also gegründet. Gegründet ebenfalls die von Zschokke vorgefaßte gute Meinung; ich mittagas mit demselben vorgestren bei Exrepresentant Erlacher, er war äußerst freundschaftlich gegen mich, ja ich kan sagen zutraulich, ich must ihm eint und anders über unsre Gewalten Auskunft geben, und er schien

sehr befriedigt mit meinen Urteilen. Heute früh ist er nach Gelterkinden[142]) verreist, allwo es wegen Zehnten und Bodenzinsen sehr unruhig aussieht, wohin er verschidene Schreiben vorausgeschikt, die im gleichen Augenblik eintrafen, in dem beinahe der ganze Distrikt auf'm Punkt stand, auszuruffen „es lebe unsre erste Constitution, es lebe Bürger Ochs", und bereit waren sie beinahe, ihre Stimme mit den Waffen in der Hand geltend zu machen und sich an die Gleichgesinnten der Cantone Bern, Leman und Zürich anzuschließen. Zu wünschen wäre es würklich, dise drei nebst unsrem Canton wären näher beisammen und nicht so weit getrennt; es würde wohl oft etwas Guts und energievolles herauskommen. — Secretan, Exrepresentant soll in Paris seyn.

Bürger Ochs organisiert seine Bibliothek und will sie für 4000 Franken verkauffen. Wer das Gelt dazu hätte, würde, glaub' ich, um disen Preis keinen Unschik haben.

. . . Cramers Sammlung einiger Predigten hab ich noch nicht gefunden weder bei Flik, Son, noch Flik Vater, werde nun auch bei Schweighauser nachsehen.[143])

. . . Den Bürger Mäder betreffend, so ist selbiger für ein Erzaristocrat allgemein bekannt und von Mülhausen fort, als selbiges an Frankreich kam.

Seine Wegreise von Brenets wird den Barbier wohl gewaltig betrüben; der arme Teufel dauert mich doch würklich, einen guten Kunden zu verlieren. Will selbigen daher zu einer guten Lezi empfolen haben.

4. Oktober.

. . . Diser Brief wird schreklich gesudelt werden, da ich vor Geschäften nicht weis, wo mir der Kopf steht: Einquartierung, meine Frau krank im Bett, auf'm Bureau vollauf zu tun, abends um 5 Ur mit dem Regierungsstatthalter zu Bürger Lucas Sarasin eingeladen, um dessen Optik zu sehen und dann dort zu Nacht zu speisen.

Vorgestren starb Candidat Johannes Frey an Verstopfung und wird morgen um 11 Ur im Münster begraben ohne Leichpredigt; ich werde eine Standrede halten, die ich aber erst noch schmiden muß. Er starb ganz ruhig und gelassen und ordnete selbst alles an, wie es mit seiner Begräbnis soll gehalten werden; es wird auch kein Condolierer da seyn und ieder geht, wie er will[144]) . . . Ein schönes Gedicht von Ihm würde des Verstorbenen Freunden große Freude machen. Auch Pfarrer Huber ist an der Wassersucht gestorben.[145])

. . . Candidat Leucht ist Pfarrer in Diekten geworden.[146])

Auch Licentiat Eisendörfer ist tötlich krank und leidet wie Frey an Verstopfung; stirbt auch der, so wird's heißen, das sei eine Strafe Gottes.

9. Oktober, Vormittags im Bureau des Unterstatthalters.

Bester Vater! Verzeihung, lieber Vater, daß ich schon wider zwei Posttäge ohne an Ihn zu schreiben, habe vorbeigehen laßen, gerade zwei Posttäge, innert welcher Zeit so vil Merkwürdiges um uns herum vorgegangen ist. Doch zur Sache. Leztren Samstag war ich mit meinem ganzen Kämmerlin und dem Regierungsstatthalter zu Bürger Lux Sarasin, um seine Optik zu sehen, eingeladen,[147]) allein die Unruhen im Canton, von welchen nachher, hinderten ihn und den Commandant Frey beizuwonen. Wir allein waren allso dort, fanden uns um ½6 Ur ein, besahen seine Optik, die würklich recht schön war, dann noch so eine Feuerwerkmaschine, dann ging's ans Nachtesen, vor welchem aber, welches mir äußerst drollicht vorkam, er (Sarasin) ein Papir aus'm Sak nahm, das unsre Namen enthielt und das er ablas, wobei sodann jeder, wie am Schwörtage, „hier" sagen mußte. Als das Nachtesen, das gut und wo genug da war, ohne kostbar oder überladen zu seyn, vorüber war, begab sich die Gesellschaft wider in ein hinteres Zimmer,

wo er uns seine Geister=Erscheinungen zeigte. Es erschien Luter, Oecolampad, Bürgermeister Wettstein, Ludwig Capet und sein Weib, welch leztrè sich zu Zeiten in Todtengerippe verwandelten, Sarasin selbsten und andre. Villeicht sah Er derlei Erscheinungen vor einigen Jaren auf der Safranzunft, allein dort waren sie sehr undeutlich und fern, hingegen bei Bürger Sarasin kamen sie ganz nahe auf einen zu; sogar erschien ein kleiner Teufel, der im ganzen Zimmer herum flog, über unsren Häuptern herumschweifte, welches sehr artig ließ.

Auf das hin — es war gegen 12 Ur — begab man sich wider (hoho! eben kömmt Harschier Schweizer und bringt mir Seinen Brief vom 5. diß, den ich nachwärts beantworten werde) in das Eßzimmer an den Nachtisch; man sang Lieder, aß und trank, Wein, fremde Weine, Liqueurs, Kirschwasser, und Sarasin, der 80iärige iugendliche Sarasin as mit, sang mit, sowol im Rundgesang als noch besonders verschidene Lieder, trank mit unß, Wein, fremde Weine, Liqueurs und Kirschwasser, und diß bis 2 Ur in die Nacht, worauf wir uns zurükzogen.

10. Oktober. Nachmittag im Bureau.

Sonntag morgens früh bearbeitete ich die schriftliche Innlage[148]) und memorisierte sie ein wenig, gieng dann in das Eklische Caffeehaus, wo sich das ganze Kämmerlin nebst einigen fränkischen Officiers versammelten, dann zogen wir hinter's Münster biß zum Freiischen Haus. An der Begräbnis war auch Bürger Statthalter Fäsch, Paßschreiber Debari, J. J. Vischer, J. J. Zäslin und eine Menge andre brave Leute, von denen der alte Flik auf'm Fischmarkt sagte, „daß man iezt an disem die waren Spizbuben und Gottesverächter werde kennen lernen", wiewol sein eigner Sohn auch mit dabei war, sowie Burkhard=Iselin, die beiden Brenner, die Gebrüder Bürgi, Erlacher, 2 Felber, Miville=Loz und andre des Gelichters. Als der Sarg zum Haus

hinaus und fort getragen ward (auf dem Sarg befand sich eine von unsrem Kämmerlin Sonntag Morgens ins Haus gesandte Bürgerkrone oder Eichenkranz) zog zuerst Bürger Statthalter mit Bürger Martin Frey, dann Candidat Lindenmeier[149]) mit dem Schwager des Verstorbenen Bürger Fäsch-Bauler, dann ich mit 2 fränkischen Officiers und sodann alle übrigen in paar und paar. Alles alles gefarbt, blos einige Nachbarn, Candidat Lindenmeier und Fäsch-Bauler schwarz, Bürger Martin Frey hingegen, der noch dazu der erste am laid, gieng gefarbt. Auf'm Münsterkirchhof sezte man den Sarg nider und wir zogen in Kreuzgang; dort erhielt ich von Bürger Matteus Mieg die nunmehr gedrukte Beilage zum Ablesen, als worüber ich gleichsam froh war und mein Concept für mich behielt. So endete sich auch dises Schauspil, wobei wir iedoch keinen Mangel an Zuschauern hatten, unter denen sich auch Tribunus Merian befand, der bei Filip Merian auf'm Stägli zuschaute und sowol diser Ceremonie wegen, als auch wegen denen iezt zu beschreibenden Unruhen im Canton[150]) in die Gegend des damals lebhaften Münsterplazes kam.

Zu Ende vorigen Monats, gerade als Zschokke ankam, sollte der Bodenzins eingezogen werden. Natürlich, daß sich die Landbewoner hiezu nicht verstehen wollten. Zu dem End versammelte Zschokke den 27. Septembre aus allen Municipalitäten des Districts Gelterkinden, allwo am meisten gegen Entrichtung des Bodenzinses gearbeitet ward, ein Mitglid in Gelterkinden und kam selbsten hin. Kerte aber ohnverrichteter Sachen wider heim, nachdem er eine zimlich lebhafte Scene mit Bürger Änihänsli von Gelterkinden, emaligen provis. Repräsentanten, und mit Bürger Districtsrichter und Kilchmeier Mangold von Maisprach gehabt, welch leztrer in verschidne Gemeinden des Cantons ein schriftliches Aufgebott hatte ergehen lassen. Alles war die vorige Woche ruhig und man erwartete ferneren Bericht von der Regierung. Samstags den 5. rükten etlich 70

helvetische Husaren nebst einigen Compagnien Infanterie von Bern her in den hiesigen Canton ein, die Cavallerie kam nach Liestall, andre nach Sissach, Lausen, Itigen und in das Wallenburgertal, noch eine andre Compagnie sollte Sonntags von Reinfelden her anrüken, allein ein Vorfall, der in Sissach sich ereignete, machte die Unruhen völlig ausbrechen. Eine Patrouille der helvetischen Linientruppen bekam nemlich in Sissach Streit mit den Bürgern und der dortige Bote ward mit Baïonetten todgestochen und dessen Tochter erschossen. Das gab Lärm, die Bauren griffen zu den Waffen, fiengen an in Sissach zu stürmen und in einem Nu stürmte man in allen Gemeinden des Districts Gelterkinden. Alle Bürger eilten zu den Waffen und marschierten Sissach zu, so daß sich die helvetischen Truppen alle zurük Liestall zu zurükziehen mußten. Diß geschah den 4. vormittags. Wie natürlich so ward der Regierungsstatthalter hievon sofort benachrichtigt und eilte mit Commandant Frei nach Liestall (daher kam er nicht zu Sarasin); er nahm blos zwei hiesige Chasseurs als Ordonnanzen mit (Meyrok war es und noch einer, besonders aber mit erstrem war Zschokke äußerst zufriden, da ihm selbiger nachher im Getümmel kein Augenblick von der Seite wich).

Um 11 Ur Nachts schikten sie eine patrouille der helvetischen Husaren aus, die schon oberhalb der Frenkenbrüke (herwärts dem alten Markt) auf die Vorposten der Bauren stießen und daher blos hiehar der Frenkenbrüke Posten fassen konnten. Commandant Frei, der nun von Liestall her zu reiten kam, sties gegen dem alten Markt zu ebenfalls auf obige Vorposten, wovon der Commandant ein gewisser Nebiger von Sissach (den er beinahe kennen wird, da selbiger oft ins Pfarrhaus kam, auch schon einigemal am S W[151]) war) war, der dem Commandant Frei äußerst höflich begegnete, ihn auf sein Begehren, die Chefs, Anfürer oder Ausschüsse zu sprechen, dem alten Markt zu fürte. Aber wie gewaltig Commandant Frey die Augen aufsperrte, als er

daselbst ankam und 1600 à 2000 Mann wohl bewafnet vor und um sich erblikte! Er fragte nach dem Anfürer, da hieß es, „wir sind alle gleich"; endlich ward doch unterhandlet, man ritt und lief hin und her und her und hin. Nun kam auch der Regierungsstatthalter in Begleit des Bürgers Dolder, Chef des husards helvetiques nebst 2 Ordonnanzen und 5 helvetischen Chasseurs. Als dise nun hiebar dem alten Markt in dem Hohlweg waren und die helvetischen Husaren nebst der helvetischen Infanterie vor dem obren Liestaler Tor stunden, sah sich der Statthalter, der gar nicht zum Wort kommen konnte, allmählich umringt. Auf die Rede Dolders, ob er seine Husaren solle einhauen lassen, hörte die ganze Gesellschaft die Gewerhänen spannen und die Bauren fiengen an zu schießen. Gleich beim ersten Schuß begaben sich die helvetischen Husaren und Infanterie auf die Flucht biß in Liestall hinein. Das gleiche taten der Statthalter und Comandant Frey et cet. und sprengten ventre à terre Liestall zu, wo sie das obre Tor aber schon verschlossen fanden. Zugleich fieng man auch in Liestall zu stürmen an.

Doch ward das Tor noch geöffnet, als es hieß, der Regierungsstatthalter sey da. Ohne Halt zu machen, giengs nun Basel zu und die Bauren hinter drein biß zur Hülftenbrücke.[152]) So kamen nun erstre in der Nacht wider anhero. Nun ward das hiesige Reutercorps requieriert, das bis nach Bratteln patrouillieren mußte. Nun ward's lebhaft, bald giengen Ordonnanzen ab, bald kamen Land-Dragoner und sogar einmal 2 nebst einem Trompeter und Parlamentaire als Ordonnanzen der Insurgenten, die die Hülften mit 50 Mann besezten.

Alle die so den Bodenzins zu zalen unterschriben hatten, emigrierten nach Basel, so der Statthalter Gerster von Gelterkinden und andre. In Liestall war der Statthalter gardé à vue. Einige Gemeinden, unter andren Wallenburg, die nicht mitmachen wollten, erhielten von den Insurgenten Executionstruppen.

So gieng's bis vorgestren. Vorgestren aber hörten sie, daß fränkische Truppen und General Montechoisy dem Spil ein Ende machen würden. Sie legten sich demnach zum Ziel, gaben die in Liestall eroberten 2 Canonen und 2 Pulverwägen nebst einigen 20 Gefangenen heraus, brachten solches alles nebst ihren eignen Gewehren selbst auf den Wägen anhero ins Zeughaus.

NB. Einige Compagnien helvetische Truppen, die von Bern her kamen, wurden von ihnen recht gut bewirtet, allein desarmiert anhero gesandt. Auch dise Waffen liferten sie ab.

Gestren kam General Montchoisi nach Liestall und 1500 Mann in dortige Gegend. Heute ist der Regierungsstatthalter mit dem General-Inspector Burkhard wider ins Land verreist, um eine Menge Arrestationen vorzunehmen, nach welchen die fränkischen Truppen bis an einige Compagnien wider fortziehen werden, sowie General Montchoisi. Die Chefs der Insurgenten waren ein gewisser Strub, Agent in Leufelfingen (natürlicher Sohn von Consul Buxdorf, gezeugt mit einer, die man die Dauphine geheißen), und ein gewisser Hauptmann Platner von Rikenbach.

Comisch war das: Cantonsgerichtspräsident Vischer war auf'm Wildenstein[153]) und ein gewisser Gißler von Sissach, Insurgenten Chef allhier auf der Bärenhut,[154]) da erstrer nicht heim konnte, so mußte Leztrer gegen denselben losgegeben werden.

Die guten Leute gelten iezt für Rebellen, weil sie den kürzern gezogen; hätten sie obgesigt, sie würden Helden heißen.

So viel von disem. Morgen gibt's villeicht noch etwas dazu.

Leztren Dienstag gieng ich, da meine Frau noch krank zu Bette lag, mit meiner Geschwei Maria Magdalena, Amadeus[155]) und dem Andresli nach Weil um zu herbsten; es war prächtig schön Wetter. Meine Geschwei und ich mittagasen bei Herrn Krug (den er villeicht sich noch zu er-

innern weis; er wonte emals bei Flik, war Commercien-Rat von Augspurg); den Kindern lies ich, um denselben nicht allzusehr zu belästigen, ein kleines Mittagmal beim Rebmann geben, welches mir aber Herr Krug, als er es erfur, noch übel nahm. Um bald fertig zu seyn, trottete ich sogleich; Schwester Lenchen gieng mit Amades heim, und mit Andres blib ich in Weil bei der Trotte und logierte mich hierauf wider zu Herrn Crug. Vorgestren oder Mittwochs früh gieng ich sodann mit Andres im ärgsten Regenwetter heim. Der arm Tschumpi hat würklich einen krummen Hals davon getragen . . .

. . . Soeben bringt uns Düring von der Verwaltungskammer den Sold für 3 Monat.

. . . Ich glaube, Er erhält meine Briefe, die Montags und Mittwochs abgehen, immer schneller, als die, so ich an den Samstägen schreibe . . . Daß Er glüklich in Locle angelangt und zu so guten Leuten gekommen, freut mich besonders . . .[156])

Ich muß aufhören, da ich auf den Münsterplatz will, wo Bürger Unterstatthalter ist, um anzufragen, ob ich nach Muttenz soll, allwo Feur ausgebrochen und bereits 2 Häuser verbrannt seyen. Würklich haben wir vom Bureau schon lange einen starken Rauch gesehen; da derselbe aber gerade hinter den Häusern der Albanvorstadt war, so glaubten wir, es werde blos in einem dortigen Bekenhauß gebaken, auch geht ein starker Wind.

11. Oktober, vormittags, Bureau.

Als ich gestren auf den Münsterplaz kam, war Bürger Unterstatthalter schon lange selbsten fort, worauf ich noch etwas wartete. Dann kam eine Ordonnanz von Muttenz, die den Bericht brachte, daß der Brand gelöscht sey. Von Bürger Statthalter erfur ich disen Vormittag, daß 3 Häuser verbrannt und eines, um den Ort zu retten, nidergerissen worden sey; der Schaden sey zimmlich beträchtlich, da 6

Haushaltungen in disen 4 Häusern ihre den Sommer durch gesammelten Früchten nebst dem Wein verloren.[157])

. . . Licentiat Eisendörfer ist sehr schlecht und wird kaum mehr aufkommen. . . . Hab . . . gerade Einquartierung und fatalerweise ist meine Frau immer noch unpaß.

Ein Meisterstreich der fränkischen Politik ist die Übergabe Maltas an die Engländer, die dise Veste gewiß nicht werden herausgeben wollen. Hingegen wird der russische Kaiser als Grosmeister im Besiz diser Insel wollen, und so kommen England und Rußland einander derb in die Haare.

Mein Schwager Cristof hat mir vor ein paar Tagen geschriben; wenn er so denkt, so handelt, wie er mir schreibt, so gibts einen kreuzbraven Kerl.

13. Oktober.

Gestren verbreitete sich allhier das bißhin noch nicht bestätigte Gerücht, daß in Paris Lärm gewesen. Buonapart sey nemlich durch einen deutschen Prinzen verwundet worden. Die Jacobiner, an ihrer Spize General Rossignol, hätten das Consulat gesprengt und Buonapart gefangen, worauf sich aber die fauxbourg St. Antoine armiert, Buonaparte wider befreit und die Ruhe wider hergestellt habe.[158])

Diß scheint aber eine völlige Erdichtung zu sein, da man nicht nur noch keine Bestätigung davon hat, sondern es sagte überdas noch ein Reisender, der von Strasburg kömmt, auf unsrem Paßbureau, daß man hievon schon lezten Montag (den 6. diß) daselbst geredt habe.

. . . Die fränkischen Truppen haben sich biß auf einige Compagnien wider aus dem hiesigen Canton wegbegeben; bereits sind verschidne Bürger des Districts Gelterkinden allhier gefänglich eingebracht worden, als leztermeldter Strub von Leufelfingen, prov. Repraesentant Gaß von Oltigen, zwei Gisler von Sissach, ein gewisser Amsler von Türnen, Hug, Maurer von Sissach, Gunzenhauser und Hofmann von Sissach.

Änishänsli von Gelterkinden, emaliger Repräsentant, hat sich fort gemacht und hat iezt 25 Mann Einquartierung auf Execution. Disen Vormittag wird eine Proclamation des Regierungsstatthalters an die Bewoner des Districts Gelterkinden erscheinen.[159])

. . . In Muttenz sind lezten Freitag 7 Häuser in Zeit von ¾ Stunden verbrannt, und weiters noch hätte das Feuer um sich gerissen, hätte Bürger Unterstatthalter nicht das 8te Hauß niderreißen lassen. Es gieng durch Kinder an, die in einer Küche mit Hanf zünderleten; der Schaden mag etwas zu 10 000 Franken betragen.[160])

. . . Soeben bringen 4 Mann [ ]-Grenadiere nebst einem Caporal einen Bürger gefangen anhero, . . . Jacob Seiler von Liestall, der [vom] Unterstatthalter in Liestall wärend dem Lärm eine Strafe soll zurükgefordert haben, die er einmal hatte bezalen müssen.

15. Oktober.

Wir haben allhier gar gewaltig vil zu tun wegen denen vilen Gefangenen, teils Militärs, die bei der ihm im Briefe vom 11. diß geschehenen Ermordung des Sissacherboten und seiner Tochter mit dabei gewesen, teils Bürger aus dem Canton, worunter die provisorischen Repräsentanten Gaß von Oltigen, Buser von Sissach und Änishänsli von Sissach nebst Bürger Districts-Richter Mangold und seinem Sohn nebst einigen andren Bekannten sich befinden, welche alle besprochen seyn müssen. Es sind deren wohl über 40, alle Gefangenschaften sind vollgepfropft. Vorgestren redt ich mit Bürger Ochs, den ich angetroffen; er sagte mir, daß es ihm vil Vergnügen gemacht, Seinen Brief an Zeslin (von dem eine Antwort und Gruß beifüge) zu lesen; ich sagte ihm, Er werde ihm villeicht auch schreiben, worauf er antwortete, daß ihm diß vil Vergnügen machen werde, besonders da er iezt gute Muße zum antworten habe. Auch Bürger Turneisen war höchlich vergnügt, einen Brief von Ihm er-

halten zu haben und forderte mir Seine Adresse, die ich ihm gab.

Die Nouvelle von Buonaparte, so ich Ihm vorgestren überschrib, ist grundfalsch; zugleich ward sie in Strasburg, Basel und Constanz promulgiert . . .

18. Oktober.

In aller Eile muß ich ihm zwei böse Nouvelles melden:

1 ° hat J. J. Obermeier die Zalungen eingestellt . . .

2 ° ist's so weit gekommen bei unß in Basel, daß, wenn's so fort geht, ich mich von dannen fort und in ein Fürstenland begeben werde. Die Sache ist so: Leztren Montag fällt's der Municipalität ein, eine neue Steur zur Bestreitung der Requisitionsauslagen vestzusezen. Vorgestren wird hierauf eine publication gleich einem Comödien-Zedel umhergetragen, nach welcher man sich ie in 2 Sectionen zusammen Freitags (als gestren) Morgens versammlen soll, um ia oder nein zu sagen, ob man 2 pro mille bezalen wolle oder nicht. Von 3000 Aktivbürgern kommen in allen Sectionen zusammengerechnet 122 zusammen, von denen 108 für und 14 wider das Zalen stimmen. So geht man mit unß um und das heißt Freiheit.[161])

20. Oktober.

. . . Mangold[162]) sizt würklich in Verhaft, allein ich hoffe immer noch das Beste. Wegen dem lieben Andres braucht's Ihm nicht mehr zu bangen, er ist wider gesund und wohl und freut sich auf die Messe, — wird aber nicht vil kriegen, da mir Obermeier die Lust zu den Meßkrämen genommen. Soeben kömmt Emanuel Laroche zu Bürger Statthalter, um als Municipalist den Eid abzulegen, da er seither in Bratteln abwesend war[163]) . . .

22. Oktober.

. . . Auch ich gedenke in Zukunft französisch zu schreiben, allein es wird bös herauskommen, da ich ganz aus der

Übung und eben nie kein großer Hexenmeister war; doch es heißt pour bien parler il faut mal parler, das mag auch für das Schreiben gelten . . .

25. Oktober.

Mit Verlangen sehe ich der Ankunft des Herrn Courvoisier entgegen. Seinen Brief vom 22. habe ich gestren erhalten und den Einschluß den gleichen Abend an Bürger Ochs abgeben wollen; allein ich hatte auf'm Bureau zu thun bis ½9 Ur, Bürger Zschokke macht uns alle gar gewaltig arbeiten, und dann ist ia ohnehin n[icht] vil Ordnung mehr in Helvetien und [jene], die sonst den 7. Januar in alle Himmel erhoben, klagen nun disen Tag als den Stifter alles Unglüks an.

27 Octobre.

. . . Cobenzel, envoyé autrichien au congrès de Luneville, a passé jeudy à Strasbourg et les négociations ont commencé vendredy.[164])

29. Octobre.

Monsieur Courvoisier, arrivé avant hier au soir partira demain matin d'ici . . . Il a été ches moi hier matin pendant que j'étais au Bureau, je lui rendais une contrevisite hier à 1 heure et fut le voir encore à 6 heures du soir. C'est un homme tout à fait à mon gout . . .[165])

Comme je vous dis, je me trouve dans ce moment si occupé, que je puis presque plus. Un Secrétaire nous manque, et on nous donne plus d'ouvrage que jamais; de sorte que j'ai été obligé de remettre votre lettre à Ochs au Citoyen Zeslin, — vous jugeres ainsi que je n'ai pas beaucoup de tems . . . Si cela continue ainsi et que les impôts se multiplient de jour en jour, comme je viens apprendre encore hier, qu'il faut

payer un impôt extraordinaire d'un par mille par mois, je me verrai bientôt contraint de quitter ma ville natale . . .[166])

Pour des Nouvelles nous n'en avons point ici, si ce n'est que Monsieur Illenberguer est ici avec sa troupe, et qu'il va commencer de jouer Lundy, probablement ce sera «Abällino» ou «Julius von Sassen», puisque l'auteur est notre préfet national.[167])

Ce dernier continue toujours à organiser de plus en plus dans toutes les parties soit police, soit administration, soit autre chose. Mais par malheur pour les honnêtes gens l'ancien Bourguemaître le président de notre Municipalité B.[168]) a scu s'insinuer dans le cœur du préfet d'une manière inconcevable, de sorte que le lieutenant de préfet Faesch, qui était jadis le favorit de Zschokke est, pour ainsi dire, défavorisé.

Les arrestations dans notre Canton continuent toujours, de sorte qu'il n'y a plus de place dans les prisons et qu'on est obligé de les placer dans des auberges contre caut[ions] suffisantes.

1. Novembre.

. . . Dans notre feuille d'avis d'avant hier se trouve le Citoyen P. Ochs, qui se recommande pour donner des leçons de Logique et de Metaphisique, de langue françoise et allemande et de droit. Si j'avais le tems je n'hésiterais pas un instant de profiter de cette occasion si avantageuse pour se perfectioner dans les sciences les plus utiles de la vie actuelle.

3. Novembre.

Nos occupations sont au comble et le souspréfet est absens. Hier dimanche, sans que ce fut mon tour, il m'a fallu travailler au bureau jusque dans la nuit et quoique cela je n'ai pu toucher au protocoll qui est arrière de 10 jours . . .

9. Novembre.

. . . Le préfet Faesch est parti la semaine passée pour Berlin et ne reviendra plus cette année, ci de sorte que vous pouves juger de mes occupations, il ne me reste presque pas le tems de pouvoir dîner, tout s'adresse à moi. . . . Notre Bureau va être transporté probablement au Münsterplatz.

15. Novembre.

Je me hâte de vous annoncer que le Citoyen Faesch, souspréfet, est parti d'une manière asses équivoque. . . . And. Brenner, son suppléant, aurait du faire ses fonctions, mais comme il est parti pour Strasbourg, pour des affaires particulières, je me trouve tout seul à mon Bureau avec Frey; Bernoully étant congédié depuis 2 mois, par dessus tout cela nous avons tant d'occupations, . . . que je me vois forcé de me trouver au Bureau à l'aube du jour, d'y dîner et d'y rester jusqu'a 8 heures ou 8½, et quoique cela je n'ai pas 10 minutes pour me mettre derrière mes registres, arrierés depuis quinze jours.[169]) Le Bureau même n'est plus au fauxbourg de Jean, nous nous trouvons dans la maison de Zschokke.

. . . On dit ici, que la guerre recommence.[170]) J'écrirais peut être, si le tems me le permet, aujourd'hui encore à Schmid, par rapport, de l'élection d'un nouveau souspréfet. J'aimerais bien que ce fut Martin Frey, car d'autres qui vaillent la moindre chose nous manquent ici à Bâle complettement.

17. Novembre.

. . . J'espère bientôt de pouvoir me mettre en plus de tranquillité, vu que le jeune Guisendörfer, Dagobert, arrivé hier de Berne (cidevant suppléant du

tribunal suprême) va être nommé souspréfet selon toute apparence. Si cela est, le citoyen Frey et moi prendront la dimission. Car nous n'aimons pas travailler avec un homme ennemi de la chose et qui n'est pas accoutumé du tout à travailler, qui irait à la chasse quand bon lui semblera et se ventra encore de durchzureisen oder bereisen son district.[171])

19. Novembre.

Ce moment je dis que je vais vous écrire. Sur cela les citoyens Frey et Debary me disent de vous saluer beaucoup . . .

Ce que nous craignâmes arriva, Guisendörfer fils est souspréfet et nous fut présenté comme tel par le préfet national au moment que ma lettre du 17. fut partie. Nous avons un peu fait la mine, mais quoi que cela nous avons changé l'opinion et nous resterons au Bureau, jusqu'a ce que la cabale et l'intrigue nous éloigneront, car il y a du louche dans cette nomination, c'est ce que l'on verrait quand même on serait aveugle.

Nous avons pris le parti d'opposer de la politique à la politique, de sorte que nous faisons semblant d'être tout à fait content de ce choix.

Cependant je sais que notre ancien préfet Schmid ne l'est pas, et n'en sait ou n'en scavait rien, jusqu'à ce que le nouveau nomé fut ici. Car Zschokke le lui marqua seulement avant hier et Guisendörfer partit samedi passé le 15 de Berne sans dire adieu à Schmid et sans lui faire une visite. On dit que ce dernier viendra ici au premier jour, je l'espère.

. . . On parlait ici déjà de la guerre, mais depuis hier la nouvelle se repand, que l'armistice se prépare à Luneville pour la digne reception des plenipotentiaires.

22. Novembre.

. . . Je suis si bien aise, que vous êtes si satisfait de votre pension, que je ne puis attendre le moment de venir vous voir, ce qui cependant ne pourra avoir lieu avant le printems prochain . . .

26. Novembre.

. . . Annequin, duquel vous devries vous en resouvenir, qui a été arrêté ici lors de notre gouvernement provisoire, avec lequel vous fites l'interrogatoire à ma place au comité de police, qui a fait tant de tappage ici aux 3 Mages avec Bourcard-Iselin lors de son arrestation, qui a joué ces traits d'escrocs au Congrès de Rastadt (vid. si vous l'aves le moniteur no. 205, mars 1798), cet Annequin, alors aide de camp, aprésent marchand bonnetier, dis-je, vient d'être arrêté ici derechef pour des vols, commis à Berne et ici, et il est à croire, que ce fut lui et ses complices (qui sont encore inconnus, vû que je ferais son interrogatoire que cet après-dîner) qui ont participés au vol considérable, qui se fit dans ce tems à Rastadt à Messieurs Courvoisier et Houriet.[172])

3. Dezember.

. . . Freitag abends . . . hat ich Kopfweh und kriegte Frosten und Hizen, gieng allso ins Bett und lies Samstags Stükelberger holen, der Symptome des würklich grassierenden Scharlachfiebers wahrnehmen wollte. . . . Übrigens glaub ich . . . in keinen großen Sorgen stehn zu dörfen.

. . . wird Bürger Pfarrer [Holzach] in Riechen krank und zwar so, daß man ihm lezten Sonntag aufs End wartete; soll jezt aber wider gebessert haben, hat, wie's heißt, das Miseröri.[173])

Stadtkäufler Weißenburger[174]) neben mir wonend ist vorgestren Nachts auch gestorben und hinterläßt eine alte Muter und 6 à 7 kleine Kinder, — ist ein betrübter Fall.

. . . Vermutlich erinnert Er sich noch eines Schauspils, Julius von Sassen, es ist auch von Zschokke und ward vorgestren allhier aufgefürt; der Zuschauer waren dabei so vile, daß man um ½4 Ur schon alles fortschiken mußte. Den Andres sandt ich iüngst mit Vennern [in die] Comödie; man gab gerade „der dankbare [König] von Eng[land] und das Milchmädchen oder die Bäreniäger". Für beide war es im Leben das erstemal. Baßta, was erzälten sie mir nicht eine Menge bei ihrer Rükkunft, und, was mich freute, Andres hatte die Geschichte des Stüks noch so zimlich capiert.

6. Dezember.

. . . Apropos, wegen Seinem Haus, da fällt mir was ein.[175]) Burkhard im Geißhof[176]) fragte nach dem Preiß, auch Bürger Linder, iezt sucht Wenk bei der Reinbrük, dessen beiden Töchtern, Schwestern der Frau Meirok, nun unter die Haube gebracht sind (eine an Imhof zum Leopard und eine an einen gewissen Vest), ebenfalls ein Hauß, da, wie es scheint, dessen einte Tochter das seinige bewonen wird.

8. Dezember.

. . . Gestren giengs gar nicht gut mit Bürger Pfarrer in Riechen; man wartete ihm aufs Ende; wäre ein sehr schädlicher Tod. Heut gehts aber wider besser. Da mir Dr. Stükelberger mein Zimmerarrest noch um 8 Tage verlängert, so hab ich mir das protocoll he[im]bringen lassen, ums nachzutragen.

Beigebogen ein Beweis der Widereröffnung der Feindseeligkeiten. Lecourbe war indessen auch nicht müßig und besezte einen der hauptsächlichsten Engpässe Tirols. Eine Folge beigebognen Siges war die Einname Wasserburgs an der Iller durch Sturm. Troz alle dem förchte ich den-

noch, warum kan ich mir selbst nicht sagen, einen höchst unglüklichen Ausgang dises Feldzugs.[177])

10. Dezember.

... Apropos, noch habe ich Ihm, glaub ich, immer zu melden vergessen, daß die Tochter von Bürger Ingrossist Iselin versprochen ist mit Bürger Pfarrer Merian in Waldenburg.[178])

Politische Neuigkeiten: Es heißt, Lecourbe sey in Salzburg und General Grenier im Tirol, allwo er die ganze östreichische Armee abgeschnitten; es heißt aber auch andrenseits, die Franken seien auf mehreren Punckten geschlagen worden, jedoch wo weis niemand.

... Den ganzen Tag durch arbeite ich iezt an meinem protocoll und Abends überse͡z ich zu meinem Vergnügen Florians kleine Schauspiele,[179]) die gar zu artig sind.

Apropos, noch schrieb ich ihm nicht, daß iüngsthin Bürger Marx (glaub ich) Heusler-Falkner gestorben und verdorben ist. Hingegen hat Bürger Heusler-Robert ein gewaltiges Erbe bekommen von einem gew[issen] alten Riga Heusler, der gestorben, über [den] man aber im klein Basel schmält, da er den unbemittleten Meister Heuslerischen Kindren nur 100 Louisd'ors und denen 3 Töchtern vom Ratsherr Heusler ieder 1000 Louisd'ors legiert.[180])

Auch meldete ich Ihm noch nicht, daß mein Nachbar Sigfrid, Lehnkutscher, Spindlers Haus für 10 000 ₶ gekauft und sein altes Haus, der Sandhof, neben mir, eine alte Spelunken an Peter Pak, Bek, der wirten will, für 9000 ₶ verkauft hat, — alles gut gelt.[181])

13. Dezember.

... Seine Grüße an Bürger Martin Frey und Debari habe ausgerichtet, sie lassen Ihn wider freundlichst grüßen. Bernulli kam vom Bureau weg, 1° weil man die Zal der Secretairs verringern mußte und 2° weil Ber-

nulli disen Winter über für sich studieren und alsdann auf eine Universitet will.

Mit dem neuen Unterstatthalter kommen wir Schreiber gar herrlich fort, da derselbe nicht gar gewaltig Liebhaber vom Schaffen ist, und — von meinem Alter — mehr als Cammrad als als Statthalter sich beträgt.

. . . Annequin sizt noch und wird nach Bern abgelifert, allwo selbiger eigentlich seine Betrügerey verübt hat.

. . . Lezten Sammstag war Bürger Heinrich Zschokke bei mir, um sich nach meiner liebwerten Gesundheit zu erkundigen, worauf er, nachdem er sich beinahe ½ Stunde aufgehalten, wider empfal. Dise Visite freute mich würklich; ich macht ihm dann Tags darauf meine Gegenvisite. Er ist vermutlich ein ausgemachter Bräutigam mit der Tochter der Frau Meister Heiz.[182])

Moreau hat den Inn an 3 Orten mit 40 000 Mann passiert und soll Salzburg zu dringen, Angereau nistet sich bei Nürnberg ein. — Im Leman spukts ebenfalls, allein die guten Leute könen nix ausrichten.

22. Dezember.

. . . Posselts Taschenbuch von 1801 ist noch nicht zu haben. Wo fehlts, daß ich weder gestren noch heute Briefe von Ihm erhalten? Laß Er doch die Addresse an mich ia nicht mehr an Citoyen Merian, secretaire au petit Bâle No. 187 machen, da ich alsdann die Briefe immer erst den Tag nach der Ankunft und durch den Briefträger erhalte, dahingegen mir dieselben mit der Addresse, Merian, chef de Bureau du Lieut. du préfet national immer gleich, vor allen andren Briefen, mit den officiellen Schreiben des Regierungsstatthalters zukommen . . .

N. S. Soeben kömmt der zimmlich zuverlässige Bericht, daß die Franken, nach einer zimmlich lebhaften Aktion Meister von Salzburg und im Besiz des ganzen Erzbischoftums sind.[183])

27. Dezember.

. . . Tante Brenner und Hanstein und Buser und eine Menge Leute grüßen Ihn freundlichst und wünschen, nebst mir Ihm gute Besserung.[184]) Frau Burkhard, Goldschmids Frau ist gestren allhier plözlich in einer visite gestorben.[185]) . . . Eben verläßt mich Franz Holzach, der Ihn auch grüßen und gute Beßrung wünschen läßt.

29. Dezember.

. . . Mit dem Hause werde, so bald ich kan und so gut ich kan, abfaren. . . . Mit Bürger Licentiat Gisendörfer hat's wider umgeschlagen, so daß man beinahe alle Hofnung zu seiner Herstellung aufgegeben.

31. Dezember 1800, als am lezten und finstersten Tage des ganzen Jarhunderts.

. . . Burkhard Christ und Brenner haben . . . ihre Zalungen eingestellt . . . Übrigens wird's sonderbar mit disem Geschäft gehen, der hiesigen Creditoren sind sehr wenige, meistens Locler, Chaux-de-fonder und Neuchateler, und mit disen Orten concourriert Helvetien nicht, und so würden die hiesigen bezalt und die Fremden hätten villeicht das traurige Nachsehen. Brenner, seine Frau und Muter dauren mich . . .

[Soeb]en ist allhier die sichre Nach[richt] durch den Armee Courier eingelangt, daß Moreau Fridensbedingnisse mit dem Beifügen nach Wien gesandt, daß, wenn selbige nicht sogleich angenommen würden, so werde er in 24 Stunden Wien besezen. Vile flüchten von dorten weg. Erzherzog Karl, der iezt wider das Obercommando hat, soll sich ganz hinter die Donau zurükgezogen haben . . .

Ewig Sein Sohn M.

Anmerkungen.

[71]) Johannes hatte Schmerzen im Bein und starkes Fieber gehabt, ging aber jetzt der Besserung entgegen.

[72]) Vgl. Anm. 70.

[73]) Vgl. Anm. 67.

[74]) Municipal der Bläsisektion war 1799 Ulrich Heusler; ob er gemeint sei, ist ungewiß. Franz von Thugut, österreichischer Minister, war der Urheber der englischen Koalition.

[75]) Ergänzungen: Oberst Daniel Frischmann; Andreas Buxtorf, Vater; Ratsherr Friedrich Segiser; Peter Gemuseus jünger; Johannes Von der Mühll; Martin de L. W. Wenk; Hs. Heinr. Reber; Joh. Conrad Wieland; Johannes Weißenburger. Gewählt in der Sitzung vom 11. Juli. Buxtorf war bisher Präsident der provisorischen Municipalität. — Vater Merian äußert sich zu diesen Wahlen am 18. Juli:

„Es ist doch gut, daß die Complimenten wegen Annemung von Municipalstellen einmal aufgehört haben; aus der Zeitung habe ich ersehen, wie äußerst wenige Electoren sich versammelten, das wenig Eifer fürs Allgemeine anzeigt. Ist die Municipalität an sich selbst so zalreich, oder ist die Gemeindekammer darunter begriffen?"

[76]) Vgl. Anm. 66 und A. Burckhardt (Festschrift) S. 148.

[77]) Ueber das damalige Postwesen vgl. Stäger, Das schweiz. Postwesen zur Zeit der Helvetik, 1879. Die Posten von Zürich und Basel unterhielten 2—3 wöchentliche Kuriere (a. a. O., S. 86); prinzipiell unterlag Brief- und Fahrpost denselben Normen, d. h. der Berechnung nach der Entfernung (S. 69). — Der Gasthof zum Schnabel stand am Rindermarkt und trug die Nummer 1658. — Einige Notizen über das Postwesen finden sich auch, zerstreut, in des Vaters Briefen: 9. Juni: „Wann ich nicht irre, so kommt der Loclerbote jeden Freytag nach Basel, kehrt beym Schnabel ein und nimmt Kisten und Packeter; wexelsweise fährt er über Neuenburg und durch das Fränkische." Und am 11. August: „Ich setze dismalen franco Neufchâtel auf den Brief, obwol es im Grunde überflüssig ist, denn alle Briefe, die von hier und Locle über Neuburg weiters gehen, müssen bis dorthin frankirt werden, jeder von hier nach Locle mit 1 Kreuzer und von dort nach Neuburg mit 2 Kreuzer, und so ist's auch mit den Briefen, so von Neuburg nach Locle oder hieher kommen, nemlich so: Die Tax eines gewönlichen Briefes von Basel nach Neuenburg ist 6 Kreuzer, allso zale ich für jeden empfangenden Brief 9 Kreuzer, und für jeden, den ich versende, 3 Kreuzer." Am 13. Oktober: „Es scheinet, du könnest jede Woche

Montags, Mittwochs und Samstags an mich schreiben. 3 Tage dünkt mich nicht lange zum Lauf eines Briefes von Basel nach Locle." Eine Notiz über die Personenbeförderung sei gerade hier angeschlossen; am 24. November schreibt der Vater: „... les fraix du voyage: si tu viens par Neufchâtel, ta diligeance coute 1 Louisd'or, et de Neufchâtel tu pourras venir à pied avec le messager d'ici. Et si tu viens par le departement du Mont terrible, tu abrégeras encore la route et il te coutera moins cher, et enfin si le Cit. Miville ou quelqu'autre irait voir son enfant à Lachaudefond en chaise, tu pourrais en profiter."

[78]) Das sogenannte Nummernbüchlein (1799).

[79]) Aus einem anderen Briefe geht hervor, daß damit die Predigten von Pfr. Heyne gemeint sind.

[80]) Ueber die Zustände in Schauenburg etwa 40 Jahre früher gibt ein interessantes Blatt Aufschluß, das im Basl. Jahrbuch 1882, S. 235 ff. abgedruckt ist und hier interessieren mag.

[81]) Alexander Berthier, französischer Marschall, der später von Napoleon abfiel, und Lazarus Carnot, Kriegsminister unter Napoleon, später Verteidiger von Antwerpen.

[82]) Ursula Falkeisen, Tochter des Notars und Gerichtschreibers, wurde am 28. Juli zu St. Theodor begraben. Merian meldet den Tod am 26. Juli.

[83]) Der bekannte Minister Freiherr von Stein.

[84]) Agent von Muttenz war Lieut. Johannes Mösmer (Mesmer).

[85]) Emma Dorothea, bald Emma, bald Dorothea gerufen. Vgl. Anm. 2.

[86]) Bürger Mathias Mieg war 1799 Unterstatthalter des Distriktes Basel. Vgl. Anm. 70.

[87]) Gesetzlich war die Aufstellung einer Gemeindekammer vorgeschrieben. Die Wahlen wurden auf Dienstag den 29. Juli festgesetzt; zu Vorstehern der Sektionsversammlungen wurden ernannt:

Municipal Präsident Buxdorf für die St. Alban- und Stadtsektion,
„ Segiser für die Aeschen- und Steinensektion,
Burkard im Sägerhof für die Spalen- und St. Johannsektion,
Municipal Statthalter Wenk für Klein Basel.

Eine gedruckte Einladung erging an die „an den Gemeinds-Gütern Antheil habenden Aktivbürger." Zunächst wurden für jede Sektionsgruppe vier Stimmzähler und zwei Schreiber gewählt, die das „Central-Bureau" ausmachten. Nach ziemlich umständlichem Vorgehen fand Nachmittags die definitive Wahl statt; 251 Bürger hatten Stimmen abgegeben, das absolute Mehr betrug 126, und auf diese Weise wurden zu Gemeindeverwaltern gewählt am 29. Juli: Hs. Bernhard Sarasin, Deputat Gemuseus, Andreas Merian Vater (Bürgermeister), Präsident Buxtorf, Municipal Frischmann, Rudolf Ritter Vater, von denen Sarasin und Merian abzubitten

sich veranlaßt sahen, und am 31. Juli statt den vorgesehenen 9 nunmehr 11 weitere Mitglieder, nämlich: Municipal Bischof, Jb. Christ Rosenburger Vater, Municipal Thurneisen, Municipal Merian, Josef Socin, Matheus Müller, Notarius Brändlin, Municipal Wieland, Burkard im Sägerhof, Abel Merian Vater, Alt Municipal Merian-Hofmann. Total 15 Mitglieder. — Am 4. August hat sich Vater Merian erkundigt: „Haben Bürger Tribunus Merian und Bürger Consul Burkhard die Stellen an die Gemeindskammer angenommen? Ich sollte fast glauben; Bürger Rudolf Ritter Vater ist gewiß auch gewält worden; oder wer sind die übrigen? Haben sie auch 20 Louisd'or Einkünfte wie die Municipalen? wer sind ihre Secrétairs?"

88) Während des Waffenstillstandes von Parsdorf, der im September verlängert wurde, wurden eifrig neue Rüstungen betrieben. Der Vater schreibt darauf am 9. August: „Ich fürchte, wenn die Reservearmee nach und um Basel verlegt wird, du werdest zu Schauenburg bald wieder einpacken müssen, da dich Einquartierung und anderweitige vermehrte Geschäfte nach der Stadt zurückrufen werden."

89) Notar Christian Brändlin an der Augustinergasse.

90) Am 9. August schreibt Vater Merian: „Wegen Cap. Burkhards Maßa Beschaffenheit tuht es mir für dich und mich laid. Der arme Freund erduldete manches bittere in disem Leben und besaß vieles Ehrgefühl und Dankbegihrde; wenn ich schon zu Verlust gehe, gereuet es mich doch nicht, ihm die Ehre und vielleicht das Leben auf manche Jare gerettet zu haben ... er ruhe in Friden! Hätte er länger gelebt, er wäre sicher höher befördert worden und hätte ebenso gewiß auf meine Befriedigung gedacht."

91) 4. August 1800.

92) Vater Merian antwortet am 9. August: „Bürger Sam. Flicken Stiefschwager Fesch ist an der Kost bey dem Pfarrer Imer, von dem du mir schreibst; Imer sey etliche Jare älter als ich, übelhörig, aber ein Mann von Geist, der dennoch nicht sehr beliebt bey seiner Gemeinde sey; wie leicht zu erachten, mag eben seine politische Denkensart Ursache davon seyn. Bürger Flicken Schwieger [hält sich] eine Stunde von Neuenburg nahe bey Cordalio bey einem Fabrikanten Parquier und seiner Familie als Gesellschafterin und Haushälterin auf." (Ueber Flick vgl. Anm. 143.)

93) Polizeilieutenant Christian Bemmler war Mitte Mai 1799 ernannt worden; bisher war er Unteragent einer Stadtsektion, früher Kommandant der Marechaussee des Kantons.

94) Der Staatsstreich, der den Vollziehungsausschuß durch einen Vollziehungsrat ersetzte, war am 7. August in Szene gesetzt worden. Mitglieder wurden Frisching, Dolder, Glayre, Savary, Zimmermann, Schmid (Basel), Rüttimann (Luzern). Dadurch war aber noch keineswegs eine Ordnung von Dauer geschaffen. Vgl. Bourcard, hist. Ztschr. XI. S. 13 (Schmid und Frisching!)

[95]) Der Vater sucht ihm seine Gedanken an Weltflucht und Tod auszureden und schließt (14. August): „Noch einmal, sey zufriden mit diser Welt, worinnen du so viele Lieben hast! Wen wolltestu jetzt schon in jener Welt suchen als deine verklärte Mutter und etwan Professor Merian? Mir wäre der Wunsch darnach wol zu verzeihen und dennoch bleibe ich noch gerne bey meinen Lieben auf diser Welt. Aber bey allem dem soll des Herrn Ruf zum Abschied für mich nicht zweymal ergehen, one daß ich antworte: Herr rede, dein Knecht höret und folget. Ich wünsche dir und mir, gerne zu leben und nicht ungerne zu sterben."

[96]) Am 11. August hatte der Vater geschrieben:

„Huber, Sekretan, Escher, Custer und andre sind durch das Loos Exrepräsentanten geworden; ich denke, Huber werde bald wieder eine Stelle erhalten; auch Gysendörfer als Suppléant am Gerichtshof kommt zurück. Ich will niemandem mehr weder für dise Stelle noch für andere zunächst im Wege seyn, wiewol ich noch nicht auf mein Lebenlang Verzicht auf alle getahn habe."

[97]) Ueber Joh. Jak. Schmid vgl. Ch. Bourcard, a. a. O. Er war Mitglied des Vollziehungsrates bis zum Ende der Helvetik (Justiz und Polizei). Johannes Merian veröffentlichte ein Gedicht „auf die Abreise unseres preiswürdigen Kantonspräfekten an den hohen Ort seiner segensvollen Bestimmung, im August 1800", das dem Inhalt entsprechend die beiden überschwenglichen Mottos trug:

„Vergib den Ergüssen der fühlenden Triebe,
Sie sind reine Merkmale der Achtung und Liebe." und
„Wer gern aus warmem Herzen spricht,
Der scheut auch keine Kritik nicht."

Vgl. auch Anm. 102.

[98]) Der Vater antwortete am 26. August:

„Mit Begihrde erwarte ich die Schutzschrift des zur Schande unserer Zeit immerhin noch verketzerten und verfolgten rechtschaffenen Bürgers Joh. Frey, an dessen Schicksalen ich jederzeit wahren Anteil neme."

Die Verteidigung ist mir nicht zugänglich. Sie ist (laut Bibl. der Schweizergeschichte I No. 4507) betitelt: „Vertheidigung Bgr. M. Joh. Frey, S. M. C., Lehrers am hiesigen Gymnasio, aus Anlaß einer von fünf Vätern über seine Lehren bey dem allhiesigen Erziehungsrath angebrachten Klage, eingereicht auf Befehl des Ministers der Künste und Wissenschaften der helvetischen Republik. Basel 1800." Die Standrede, die bei Freys Beerdigung am 5. Oktober von Johannes Merian gehalten, von dem Freunde Matthäus Mieg „eingesandt" wurde, bildet eine interessante Ergänzung des bisher Bekannten. Er starb 57 Jahre alt (1743—1800) und hinterließ eine Frau und vier Kinder. Der Verfasser fügte als „Grabschrift" bei:

„Hier ruht er sicher nun der Angst entnommen,
Des Frömmlers Dorn im Auge, Bürger Frey,
Seine Manen jubeln, wo sie hingekommen,
Denn dorten richtet keine Clerisey.“

Das Nähere bei Burckhardt-Biedermann, Geschichte des Gymnasiums zu Basel, S. 202 f. und besonders bei P. Wernle, Aus den Papieren eines Aufklärers und Pietisten, im Basl. Jahrbuch 1911, S. 1 ff.

[99]) Matthäus schrieb am 26. August an seinen Sohn: „Ewiger Dank der göttlichen Vorsehung, die nie müde wird mir Gutes zu tuhn und dich mir wie zum zweytenmalen in das Leben wiedergeschenkt hat. Was sage ich zum zweitenmale? Warstu nicht auch wie neugeschenkt für mich, als ich dich in deiner Jugend wie leblos aus dem Wasser zog und du wieder aufwachtest? . . . Gut war es, daß Ihr vier, wie es scheint, keine metallene Knöpfe auf den Kleidren hattet, leicht hätten dieselben den Stral an sich ziehen können . . . Es schaudert mich, wenn ich die Möglichkeit denke, daß man mir deinen auf solche Art erfolgten Tod hätte melden können, wiewol eine solche Botschaft zu jeder Zeit das gröste Unglück seyn würde, das mich treffen könnte, aber in gegenwärtigen Umständen ganz besonders.“ Der Vater sollte den Sohn fast um 20 Jahre überleben!

[100]) Die Familien Lemoine und Rondel waren mit Merians befreundet.

[101]) Hiezu und zu den Berner Vorgängen vom 8. August äußert sich der Vater unterm 26. August:

„Was die Commission exécutive wegen Ajournirung der Rähte underm 8ten vorgeschlagen und durchgesetzt, ist nach meinen Begriffen ungefehr eben dasjenige, was den 7. Januar die so hart verklagten 3 Direktoren auch wollten; der einige Unterschied wäre darinnen bestanden, daß damalen andere Bürger gewält worden wären. — Bürger Understatthalter Keller ist zu Luzern anstatt Rütimanns Regierungsstatthalter geworden; es ist doch schade, wenn sich zu Basel niemand zu diser Stelle dargeben will; Bürger Understatthalter Fesch hat warscheinlich auch nicht Lust dazu; wenn nicht Vorurteile im Wege stünden, so wäre sicher Bürger Ochs der Mann dazu. Uebrigens wird dis Amt nicht lange unbesetzt bleiben können, und ein würdiger Bürger aus einem andern Kanton ausgesucht werden.“ Und am 12. September:

„Ich hoffe doch noch immer, auch die neuen Regenten Helvetiens werden dessen Einheit und Unteilbarkeit behaubten wollen, wenigstens nemen sie den Schein davon an. Und daß Bürger Schmid berufen worden, achte ich doch auch für ein gutes Zeichen. Ich glaube eher, Bürger Exrepräsentant Gysendörfer werde Regierungsstatthalter als ein anderer; Bürger Fesch wird gewiß herzlich wünschen, daß bald einer ernennt werde, denn ich denke, während dem Zwischenreich wird er belästigt seyn.“

Ueber Samuel Ryhiner, sein Leben und seine Wirksamkeit, die Gründe, die ihn zur Ablehnung bestimmten, vgl. Ch. Bourcart, a. a. O.

[102]) Senator Michael Gysendörfer (1738—1809) wurde November 1801 Mitglied einer Finanzkommission, Regierungsstatthalter aber wurde Heinrich Zschokke. Dagobert (1768—1840) war Obergerichtssuppleant in Bern, später wurde er Distriktstatthalter. Vgl. Ch. Bourcart a. a. O.

Matthäus Merian schreibt am 21. Aug. an seinen Sohn: „Wer mag iezt wol Regierungsstatthalter des Kantons Basel werden? ich denke, Bürger [Joh. Georg] Stehlin oder Bürger Wieland [vgl. Anm. 106] wären diser Stelle gewachsen und patriotisch gesinnt. Daß Bürger Schmidt nach Bern berufen wurde, halte ich doch für ein gutes Zeichen; er wird sicher zu einer freyen Verfassung helfen, indessen gefällt mir das nicht, daß die Berahtungen der Gesetzgeber künftigs bey verschloßnen Tühren sollen gehalten, ja nicht einmal die Meynungen der verschiedenen Mitglieder durch die öffentlichen Blätter kund gemacht werden."

[103]) Anna Catharina geb. Ryhiner, Frau des Handelsmanns Johannes Von der Mühll, begraben im Münster (29. Aug.).

[104]) Anna Margaretha, geb. Wettstein, Frau des Onofrion Merian, ebenfalls begraben im Münster (28. Aug.).

[105]) Vater Matthäus an seinen Sohn 14. August: „Anstatt vorgestern bin ich gestern auf das schöne Landgut der Frau Courvoisier [bei Locle] zum Besuch gegangen und habe dort einen sehr angenemen Tag zugebracht. Wenn ich dorthin komme, so entsteht immer der Wunsch: möchte doch dein l. Kind und Großkind auch da seyn, dise achtungswürdige Familie kennen und zugleich hier der herrlichen Aussicht genießen. Wärstu da, du würdest Mühe haben, disen Ort und seine Bewoner wieder zu verlassen. Eins reut mich, nemlich daß ich das Nachtlager dort nicht angenommen habe, wie man mir es höflich anbot, ich hätte dann eines herrlichen Abends auf dem Berge in Ruhe genießen können."

[106]) J. Heinrich Wieland, J. U. D., 1758—1838, der spätere Bürgermeister, war am 25. April 1798 von Schmid zum Präsidenten der Verwaltungskammer ernannt worden. Allg. deutsche Biogr. Bd. 44 S. 785 ff. Aus seinen Briefen: Beiträge zur vaterl. Geschichte Bd. VI.

[107]) Graf K. Fr. Reinhard, französischer Gesandter in der Schweiz, Minister des Auswärtigen. Vgl. G. Tobler im Archiv d. histor. Vereins Bern XV, S. 294 ff.

[108]) Der Vater antwortet am 5. September:

„Anekdoten religiöser Verfolgungen seit 1750 sind mir keine bekannt außert die Einsperrungen Brennerscher Geschwisterten und einiger anderer Bürger und Bürgerinnen in das Zuchthaus wegen separatistischen Meynungen, worüber Acten auf der Canzley sind. Wenn du under meinen Papieren meine Hefte der Kirchenvisita-

tionen zu Handen nimmst und durchgehst, so findest du vielleicht auch einiges, das dem Bürger Frey dienen könnte."

[109]) Am 5. September antwortet der Vater:

„So viel ich weiß, hat Bürger Repräsentant Gysendörfer bereits vor mehr als 25 Jaren bey der Haushaltung, die stets seine hohe Gönnerin war, die dem Stand zugehörigen Fruchtgefälle im Elsaß in Bestand empfangen, wogegen er järlich eine bestimmte Anzal Früchten liefern, auch, wie ich glaube, Berainbücher in Ordnung fortführen sollte. So viel ich mich erinnere, hat Bürger Falkner besonders zu verschiedenen Malen mit Eifer auf richtige Rechnung darüber oder öffentlichen Aufruf solchen Bestandes gedrungen."

[110]) Vgl. die Anm. 99. Am 12. September antwortet der Vater: „Den 9. Juli 1783 oder 84 war es, da ich das Glück hatte, dir das Leben zu retten und dich aus dem Teich zu holen; ich glaube auch, ich hatte damals den geblümten Schlafrock an, den ich noch habe. Hätte ich dich damals verloren, kaum würde ich dis Unglück lange überlebt haben." Laut Tagebuch war es 1783.

[111]) Joh. Jak. Faesch, Diacon zu St. Theodor, wohnhaft in der Rebgasse Nr. 165.

[112]) Das Massena'sche Anleihen vom Jahre 1799. Vgl. Anmerk. 129.

[113]) J. J. Huber, Dekan zu Sissach, seit 1765 im Amte, vgl. Anm. 63; Sebastian Spörlin war seit 1779 in Diegten gewesen.

[114]) Die Schleife war an der Sattelgasse 1743 (neu 14).

[115]) Fäsch vgl. Anm. 111, Friedrich Spindler, Sekretär der Verwaltungskammer: Rebgasse Nr. 173, Peter Pack, Bäcker, Nr. 152. Letzterer war der Sohn des Ratsherrn Lukas Pack; vgl. Basler Jahrbuch 1907, S. 229.

[116]) Der Vater schreibt am 17. September an den Sohn:

„Ist's eine eigne Krankheit, die die Rebgäßlemer so gewaltig zusammenschüttelt? Wie geht's dem guten Spindler? Möchte er sich doch erholen! Wo ist jetzt der ehmalige Commandant Pralong? War doch ein wackrer Mann. Die Friedensgerüchte vermindern sich wieder, ungeacht der Phil. Merian'schen Wette. Daß Herr von Baltasar eingefangen worden, ist gut." Vgl. Johannes am 13. und 22. September.

[117]) Am 18. September wurde — als schon alles zu neuem Losschlagen bereit war — die Konvention um 45 Tage verlängert und den Franzosen als Pfand die Festungen Philippsburg, Ulm und Ingolstadt überlassen. Noch sollten aber die Hoffnungen auf Frieden nicht erfüllt werden. Am 9. November brach der Krieg von neuem aus.

[118]) Interessante Bezeichnung für den Tod, die das Schweiz. Idiotikon nicht zu kennen scheint.

[119]) Mathias Basler wohnte Rebgasse 168, mit Scherb ist vielleicht Niklaus Scherb in der Greifengasse gemeint. Rudolf Bier=

mann besaß Nr. 171. Spindler starb oder wurde begraben am 17. September, A. Maria Scherb, geb. Meyer, am 3. September.

120) Maria Magdalena Gengenbach, Schwester von Dorothea, geb. 1779. (Vgl. Anm. 70.)

121) William Wickham, englischer Gesandter in der Schweiz. Vgl. Ch. Bourcart (Basl. hist. Zeitschr. VII, S. 1 ff.).

122) Marg. Gengenbach, geb. 1782, später Gattin des Malers Hohr (vgl. Anm. 70) in Kolmar.

123) Musicus Böhm hatte sich im August darum beworben, in den vier Hauptkirchen Basels Konzerte geben zu dürfen. Es wurde ihm gestattet. Als er aber ein solches im Münster angezeigt hatte, durfte er infolge heftigen Widerstandes einiger Kreise den Samstag und Sonntag nicht dazu benützen, da seine Musik von einer Art zu sein scheine, „die sich für den Sonntag nicht schicke". Auch die Leonhardskirche protestierte. Im Münster fand dann ein solches Konzert am Montag, 8. September, statt, das um ½9 Uhr endete und bei dem „alle Anständigkeit beobachtet worden" sein soll. Daraufhin wurde ihm ein weiteres im Münster gestattet. — Der öffentliche Musikbetrieb hatte in diesen Jahren einen ungewöhnlichen Tiefstand erreicht, die Orchesterkonzerte waren vorübergehend eingegangen, und Böhm, einer der wenigen Solisten, die wir aus diesen Jahren kennen, war offenbar ein Künstler von zweifelhaften Qualitäten. Worauf seine musikalischen Absichten bei seinen Konzerten ausgingen, läßt ein Protokolleintrag der Municipalität wenigstens einigermaßen ahnen (10. Sept.): „Die zur Besorgung der Einnahme von den dem Herrn Böhm zu halten bewilligten Musiken verordnete Bürger Municipalen zeigen an, daß derselbe in seiner Kostens-Verzeichnis verschiedene Punkten angesetzt habe, die er nach ihrem Erachten nicht fordren sollte. Nach Erdaurung dieser Kostens-Forderung wurde beschlossen: Sollen die eingebrachte Trommel, die mechanische Maschine zu Nachahmung der Flintenschüsse und die Fracht von einer Kiste nicht passiret werden, ... und solle demselben [Böhm] schriftlich angezeigt werden, daß die Municipalität aus triftigen Gründen bewogen worden, ihme zu untersagen, allhier fernere Concerte zu halten." So endete das musikalische Intermezzo.

124) Richard Landerer-Bienz, Wirt zum Storchen, vgl. Basler Stadtbilder, S. 163.

125) Ueber Zschokkes (1771—1848) Wahl und Verhältnis zu Basel, vgl. Bourcart, a. a. O. XI, S. 15 f. Der Abällino erschien 1794, das Trauerspiel 1795, Julius von Sassen Zürich 1796 (vgl. Anm. 167). Am 12. September wurde er als Regierungsstatthalter vom Tessin nach Basel versetzt. Bis 11. November 1801 war er in Basel.

126) Vgl. Anm. 115 und 119.

[127]) Pfr. Daniel Kraus, seit 1788 im Dienste der Kirche, gemeiner Helfer, Frédéric Mestrezat, seit 1795 an der französischen Kirche.

[128]) David von Wyß, d. Ae., Bürgermeister von Zürich, vgl. F. von Wyß, Leben der beiden Zürcherischen Bürgermeister David von Wyß, Vater und Sohn, Zürich 1884, Bd. I S. 292 ff. — Andreas Merian, Alt-Oberst-Zunftmeister, Gegner der revolutionären Bewegung und Ochsens. Vgl. Refardt, Basl. Zeitschr. f. Gesch. und Altertumsk. XVI S. 266 ff. und Basl. Jahrb. 1917 S. 276 ff. — Ueber Johannes von Müller vgl. Allg. Deutsche Biogr. XXII S. 587 ff.

[129]) Ueber das Massena'sche Anleihen vgl. R. Luginbühl, Die Zwangsanleihen Massenas bei den Städten Zürich, St. Gallen und Basel 1799—1819. Jahrb. für Schweizer Geschichte XXII (1897), S. 1 ff.

[130]) Im Februar folgenden Jahres schreibt Bürgermeister Andreas Merian an seinen Sohn in Wien, den späteren Baron: „Item am Zollstüblein sind Baselstäb noch vorhanden, die weiße Farb aber ganz verblichen und dunkel“ und erzählt dann anschaulich, wie sie restauriert worden, aber wieder ausgekratzt werden mußte. Basl. Jahrb. 1918, S. 102 (Refardt).

[131]) Johannes Herzog von Effingen, später Regierungsstatthalter im Kanton Aargau. Vgl. Strickler.

[132]) Johannes Werdenberg, Küfer, wohnte Rebgasse Nr. 164, wurde begraben 18. September zu St. Theodor; seine Frau war die Tochter des Bäckers Ecklin.

[133]) Jakob Christof Holzach, Schreibmeister, wurde begraben ebenfalls 18. September zu St. Elisabeth; er war Vogt von Vater Matthäus' Frau gewesen.

[134]) Wernhard Huber, Apotheker bei der Rheinbrücke, Sekretär der Vollziehungsbehörden, Regierungskommissär. Vgl. Strickler.

[135]) Es kam dann auch zum berüchtigten Bodenzinssturm, vgl. Anm. 142.

[136]) Vgl. Anm. 34.

[137]) Vgl. Strickler V.

[138]) Vgl. Anm. 116.

[139]) Zschokke an Volk und Behörden des Kantons Basel d. d. 22. Herbstmonat: „Der Regierungsstatthalter des Kantons Basel an die Bürger aller Gemeinden dieses Kantons.“ Vgl. Kantonsblatt 1800 III, S. 3 ff.

[140]) 23. Sept. 1800 = 1er Vendémiaire IX.

[141]) Vgl. Anm. 117; Wieland a. a. O., S. 182.

[142]) Hierüber und über das Folgende, den sogen. Bodenzinssturm vgl. die Darstellung von H. Buser im Basler Jahrbuch 1901, S. 165 ff.

[143]) Die beiden Flick, Johann Jakob am Fischmarkt und Samuel an der Neuen Straß (Schifflände), und Johannes Schweig-

hauser an der Schneidergasse gehörten damals zu den bekanntesten Buchdruckern Basels. Beim zweiten erschien das Nummernbüchlein, beim letzteren das Kantonsblatt. Vgl. auch Anm. 92.

[144]) Vgl. Anm. 98.

[145]) Vgl. Anm. 63. Huber wurde 1800 aus seinem Amte entlassen, bezog in der Stadt eine Wohnung und starb dort an Brustwassersucht am 2. Oktober 1800. Vgl. Jahrb. 1893, S. 135.

[146]) Johann Jakob Leucht, Pfarrer in Diegten 1800 bis 1819.

[147]) Lukas Sarasin, 1730—1802, der Erbauer und Bewohner des Blauen Hauses, war der durch seine opulente Musikpflege im eigenen Hause bekannte Musikfreund; daneben hatte er noch die Liebhaberei für Physik, Astronomie und Optik, die ihn veranlaßte, einen ganzen Flügel seines Hauses dafür zu reservieren. Diese aus Frankreich importierten optischen Kunststücke erfreuten sich damals und noch längere Zeit nachher großer Beliebtheit. Vgl. E. Schlumberger-Vischer, Der Reichensteiner Hof 1813—15, S. 17 f. und Anmerkung. Daß Sarasin es verstand, seine Gäste vorzüglich zu unterhalten und daß er überhaupt ein origineller Mann war, bezeugen unser Johannes und auch sein Vater, der u. a. gelegentlich schreibt: 8. October: „Bürger Lukas Sarasin ist mir immer ein recht lieber Mann, hat deiner sel. Mutter und mir manches Vergnügen verschafft und uns bey jeder Gelegenheit Freundschaft bewiesen. — So ist der rechtschaffene Joh. Frey vor Ausgang seines Prozesses gestorben. Mit Cousin Hubers Leben ist es auch geschwinde zu Ende gegangen. Möge doch Lic. Gysendörfer wieder genesen, und nicht alle guten Köpfe frühzeitig sterben!“ 13. Oct.: „Bürger Sarasin bleibt wirklich einzig seiner Art und verdient gewiß in seinem hohen Alter die Liebe der jungen Leute.“

Näheres über ihn und seine Liebhabereien vgl. E. Schaub im Sarasinschen Familienbuch I, S. 75 ff., besonders S. 91.

[148]) Die Rede auf Frey.

[149]) Joh. Friedrich Lindenmeyer, seit 1798 Candidatus.

[150]) Vgl. Anm. 142.

[151]) Wohl = Schellenwerk.

[152]) Die Hülften-Schanz mit einer 1751 gebauten steinernen Brücke in der Nähe von Liestal.

[153]) Peter Vischer-Sarasin 1751—1823, der spätere Besitzer des Blauen Hauses, Besitzer des Schlosses Wildenstein seit 1792. Das Schloß wurde bald „zum Mittelpunkt seiner künstlerischen Bestrebungen“. Vgl. Merz, Die Burgen des Sisgaus IV, S. 103.

[154]) Die Bärenhaut-St. Albanschwibbogen (Rittergasse 26).

[155]) Maria Magdalena Gengenbach, vgl. Anm. 120, 70. — Amadeus = Jakob Amadeus Gengenbach, geb. 1789, vgl. a. a. O.

[156]) Vater Merian wohnt jetzt in Locle. Vgl. Einleitung.

[157]) Vgl. Anm. 160.

[158]) Schon im ersten Jahre seines Konsulats, 1800, fanden verschiedene Anschläge auf Napoleons Leben statt, denen man aber

meist nie auf den Grund gekommen ist; man hat sie auch als Erfindung der Polizei angesehen.

[159]) „Publikation des Regierungsstatthalters des Kantons Basel an die Bürger der irregeführten Gemeinden des Distrikts Gelterkinden" mit Brief des Divisionsgenerals Montchoisi an Zschokke und einer „Publikation an die sämtlichen Gemeinden des Kantons Basel wegen unverzüglicher Entrichtung der Bodenzinse", vom 13. Weinmonat 1800, abgedruckt im Kantonsblatt 1800 III, S. 69 ff.

[160]) Am 26. Oktober wurde in den Kirchen der Stadt für die Brandgeschädigten in Muttenz eine Kollekte veranstaltet und schon am 15. Oktober war eine Publikation „an die Bürger" erschienen (Kantonsblatt 1800 III, S. 81 ff.), die zu Unterstützungsbeiträgen aufforderte: „Verfloßnen Freytag, als den 10ten dieses laufenden Weinmonats Abends betraf . . . . . . die Gemeinde Muttenz das Unglück einer Feuersbrunst, welche, von einem heftigen Winde genährt, bald für die ganze Gemeinde die schrecklichsten Uebel besorgen ließ." Sieben Haushaltungen mit all ihren Habseligkeiten an Früchten, Heu, Vieh, Kleider und Gerätschaften seien verzehrt worden; der gesamte Verlust belaufe sich nach sehr mäßiger Schatzung auf 10 530 Schweizer Franken. Auch in den übrigen Gemeinden des Kantons werde gesammelt.

[161]) „Kundmachung der Municipalität an Stadt Gemeinde Basel wegen einer zu Bestreitung der Requisitionsausgaben erforderlichen Steuer" vom 13. Weinmonat 1800. Da „nunmehr alle andern Quellen, woraus die Requisitions-Kassa, die seit dem 1. Juny 1799 bis 1. Octobris dieses Jahres 148 000 Franken ausgegeben hat, . . . Zufluß erhalten hatte, erschöpft sind, [. . . kann] derselben anderst nicht als mittelst Beyträgen aus der Bürgerschaft aufgeholfen werden." Einige Municipalitätsglieder hatten die Beiträge, 2‰ vom Vermögen, einzuziehen; auch vom Einkommen war ein angemessener Betrag zu entrichten. Vorher fand am 17. morgens 9 Uhr sektionenweise eine Versammlung statt, wo über die Vorlage abgestimmt werden sollte.

[162]) Distrikts-Richter Martin Mangold von Maysprach (Distr. Gelterkinden). Siehe oben 15. Oktober.

[163]) Vom Municipalitäts-Eid La Roches vor dem Statthalter nimmt die Municipalitätsversammlung Kenntnis am 25. Oktober.

[164]) Ueber den Diplomaten Graf Ludwig von Cobenzl und den Beginn der Luneviller Verhandlungen vgl. Allg. Deutsche Biographie IV, S. 360 f.

[165]) Am 8. Oktober schreibt der Vater Merian an seinen Sohn: „Ein Herr Courvoisier, Schwager meiner Kostfrau, Aristokrat, aber anbey ein artiger lustiger Mann, ungefehr meines Alters, wird vermuhtlich die Baselmesse für einige Tage besuchen; er ist Wittwer und hat einige Töchtern, spricht auch oder versteht etwas

deutsch; wenn du nur vor den verzweifelten Einquartierungen sicher wärest, so hätte ich dich ersucht, diesen Herrn einzuquartieren, der mir viele Freundschaft bewiesen und bey dessen Bruder wir uns wöchentlich einigemalen sehen."

[166]) Die neue Requisitionssteuer kam denn auch schon am 6. November, siehe Kantonsblatt 1800 III, S. 167 ff.

[167]) Vgl. Anm. 125. Ueber Basler Theater E. Jenny im Basler Jahrbuch 1908, S. 1 ff.

[168]) Präsident Buxtorf.

[169]) Der Vater antwortet am 19. November: „Hier j'ai reçu ta lettre du 15. Elle m'annonce la disparation de Faesch, ce qui me fait de la peine, car je conçois bien que cela, en y joignant l'absence du suppléant Brenner, doit augmenter tes affaires de beaucoup. O que je souhaiterais pour le Citoyen Frey et pour toi, que le Citoyen Mieg voulût reprendre sa charge, mais j'en doute; je crois que le Citoyen Guisendeurffer ex-réprésentant pourrait devenir le successeur de Faesch, cependant moi j'y metterais le Citoyen Frey, ton coopérateur."

[170]) Der Vater antwortet am 19. November: „Si l'on dit chés vous que la guerre recommence, ici on dit le contraire, et on se fonde sur le rassemblement des ministres à Lunéville, qui commence à avoir lieu."

[171]) Vgl. Anm. 102.

[172]) Lazare Cussier, der sich früher Annequin nannte, scheint ein recht geriebenes Subjekt gewesen zu sein. Vater Merian schreibt am 29. November: „Quant à l'escroc Annequin j'ai trouvé dans le Moniteur du Mars 1798 non pas son nom Annequin, mais sous le titre de Rastadt la filouterie d'un bel homme, qui se disait aide de camp et qui décampait sans payer. Ce n'était pas la maison Courvoisier et Houriet, mais les frères Courvoisiers, fils de la maison, dans laquelle je suis, auquels on vola au Décembre 1797 plusieurs montres à Rastadt; ils en rattrappèrent une partie, mais le voleur juif qu'on avait pris trouva moyen de s'évader; il avait parlé de 3 à 4 complices mais sans les désigner."

Aus den Akten im Staatsarchiv (Straf und Polizei, C 30) vom 26./28. November 1800 geht hervor, daß Lazare Cussier des Diebstahls angeklagt war einer goldenen Uhrenkette (Bürger Früh), eines Paars silberner Sporen, einer goldenen Uhrenkette und eines Halstuches (in Bern gestohlen), und an das Distriktsgericht Basel überliefert wurde.

Schon seit langem war er der gröbsten Betrügereien in Frankreich angeschuldigt, im April 1798 wegen Mißbrauchs einer Uniform verhaftet, auf Ersuchen der fränkischen Gesandtschaft — damals nannte er sich Annequin — nach Frankreich ausgeliefert und aus dem Gefängnis in Hüningen entflohen. Vor etwa zwei Jahren

war er (als „Antoine Bernard") auch aus dem Gefängnis in Aarau entwichen.

Burckhardt-Iselin war im April 1798 Mitglied des Polizeikomitees geworden.

173) Miseröri = Misereri, Misereli = Kotbrechen, Magenschluß. Vgl. Schweiz. Idiotikon Bd. IV, S. 467.

174) Hieronimus Weißenburger, wohnhaft Rebgasse 186. Stadtkäufler ist der städtische Beamte zur Aufsicht über den Zwangsverkauf von Fahrhabe, der Gantmeister. Schweiz. Idiotikon Bd. III, S. 174.

175) Vater Merian hatte die Absicht, sein Haus zu verkaufen.

176) Der Geißhof stand Utengasse 400, später 5, Eigentümer Emanuel Burckhardt. Im Geißhof wohnte später Ingenieur Andreas Merian, Johannes' Sohn. Zum Leopard = neu Rittergasse 27. Ueber den ersteren vgl. Basler Jahrbuch 1907, S. 230.

177) Schlacht bei Hohenlinden (8. Dezember).

178) Pfarrer Emanuel Merian, seit 1791 in Waldenburg.

179) Jean Pierre Claris de Florian, geb. 1755 in den Cevennen, Mitglied der französischen Akademie, kurz vor seinem Tode, zu Beginn der Revolution ins Gefängnis geworfen, gest. 1794, war ein talentvoller Prosaist, Verfasser von Schäfer- und Ritterromanen, und ein humorvoller Lustspieldichter „Les deux Billets" [dessen Fortsetzung Goethes „Bürgergeneral"], „Arlequin").

180) Papierfabrikant Niklaus Heußler wurde am 29. November zu St. Alban begraben. Ein Bürger Niklaus Heußler, Kaufmann in Rigau, wurde am 17. November im Münster begraben.

181) Vgl. Anm. 115 und Basler Jahrbuch 1907 a. a. O.

182) Zschokke heiratete am 25. Februar 1805 Nanny Nüsperli. Ueber das Intermezzo mit Sibylle Heitz vgl. Bourcart, a. a. O. XI, S. 16.

183) Vgl. Wieland a. a. O. S. 183.

184) Der Vater Merian war am 4. Dezember beim Verlassen eines Hauses auf der Straße im Eis ausgeglitten und hatte das Bein gebrochen. Bis Ende Dezember ließ er seine Briefe an seinen Sohn von anderer Hand (Courvoisiers u. a.) schreiben.

185) Frau Susanna Burckhardt-Stähelin, begraben am 29. Dezember zu St. Martin.

Basel und der Tabak.

Von Paul Kölner.[1])

In einem Brief vom 26. November 1565 schrieb der berühmte Zürcher Botaniker und Polyhistor Conrad Gesner (1516—1565) wenige Wochen vor seinem Tode an den gelehrten Basler Freund, den spätern Medizinprofessor Theodor Zwinger (1533—1588):

„Ich hoffe in kurzem Samen des aus der neuen Welt eingeführten Krautes zu erhalten. Ein Bild davon habe ich durch einen in Bern geborenen Freund; es ist eine elegante Blume, ähnlich einer Winde oder Glockenblume, von Purpurfarbe. Dies und noch anderes Seltenes sollst du bekommen, wenn du mir helfen und deinen Katalog seltener Pflanzen für mich beschleunigen willst."

Die merkwürdige Pflanze, welche hier der „deutsche Plinius" — Gesner — seinem Basler Kollegen als Belohnung wissenschaftlichen Eifers in Aussicht stellte, war nichts anderes als das Tabakkraut, von den einen als Pontiana, von der Mehrzahl der Gelehrten bald als Nicotiana bezeichnet, nach dem Namen des am Hofe zu Lissabon akkreditierten französischen Gesandten Jean Nicot, der um 1560 seiner Herrin Katharina von Medici Tabaksamen in Begleit eines Berichtes über die Tugenden des Gewächses hatte zukommen lassen.

Was in dem Gesnerschen Brief von 1565, aus rein wissenschaftlichem Interesse, und ohne über den Gedankenkreis weniger gelehrter Männer hinauszugreifen, für Basel als früheste Nachricht über den Tabak kund ward, verschwand

als bescheidener Tropfen im Meer der allgemeinen Ereignisse, und niemand ahnte, daß etliche Jahrzehnte später von diesem botanischen Fremdling eine Woge des Unwillens, ja der Sorge ausgehen sollte.

„Wenn ich Mäuler sehe, die Tabak rauchen, so ist es mir, als sähe ich ebenso viele Kamine der Hölle", hieß es nämlich bei uns um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts!

Diese Worte eines baslerischen Landpfarrers geben nicht bloß das einzelne Urteil des sittenstrengen Dieners der Kirche wieder, sondern in ihnen spiegelt sich mehr oder minder die allgemein geltende Ansicht weltlicher und geistlicher Behörden, welche gegen das Tabaktrinken eiferten.

Direkte und indirekte Berührung mit der Soldateska des dreißigjährigen Krieges hatten in Basel dessen Bekanntschaft vermittelt. Zu denken ist dabei an Leute vom Schlage Melanders,[2]) der seit 1622 als Stadtleutnant in Eid und Pflicht des Rates stand und durch seine Debauchen Aergernis erregte. Zur Genugtuung der baslerischen Geistlichkeit verließ er schon nach einem Jahr die Stadt, da sein Tatendrang so gar nicht in das enge Basler Milieu paßte.

Zu erinnern ist dann vor allem an die aus aller Welt zusammengetrommelten Mannschaften der Stadtgarnison, jenes soldatische Vagabundentum, das sich als eigentlicher Nährboden zur Reinkultur aller nur denkbaren Laster erwies. Derartigen Elementen verdankte es auch der Tabak, daß sein Gebrauch unter die Sünden und Ueppigkeiten oder doch schändlichen Gewohnheiten gezählt, und ihm unter der Losung, wer Wein, Bier und Tabak lieb habe, könne keine Geistes- und Gottseligkeitsfunken in seinem Gemüte empfangen, das theologische Anathema entgegengeschleudert wurde.

Es liegt freilich eine leise Ironie darin, daß nun gerade der älteste Basler Raucher, auf den wir urkundlich zurückgreifen können, uns nicht einen irgend beliebigen Mann der Gasse vor Augen führt, sondern nach der wohlsituierten

Gestalt des ersten Dieners der Republik weist: auf Bürgermeister J. R. Wettstein, der sich während seiner Diplomatentätigkeit in Westfalen gegenüber dem Herzog von Longueville als Raucher bekannte. In einem jener köstlichen Briefe an den Busenfreund Nikolaus Rippel hat Wettstein die Schilderung der Entrevue verewigt mit dem Geständnis, daß der auf feinste Kultur gestimmte Franzose „dem Gestank eben gar nicht gewogen war".

Ließ sich bei ihrem Vorgehen gegenüber dem rasch sich einbürgernden, sonderbaren Gast, die weltliche Obrigkeit in erster Linie von Bedenken realer Art, wie Feuergefährlichkeit, Luxus usw. leiten, so waren für die Kirche religiöse Gründe ausschlaggebend, wie ihnen in schärfster Formulierung beispielsweise der Elsässer Hans Michel Moscherosch, dieser unbeugsame Herold konservativer Gesinnung, Ausdruck verlieh, wenn er in seinem Philander von Sittewald vor dem Tabak warnt, durch das Unkraut sauge man die höllische Feueressenz in sich hinein, und der Rauch, den die Tabakbrüder und -schwestern wieder von sich blasen, sei das untrügliche Zeichen der Verdammnis!

Den obrigkeitlichen Standpunkt stärkte und vertrat mit wenigen Ausnahmen auch die damalige Gelehrtenwelt. So hat der größte der Basler Botaniker, Caspar Bauhin (1560—1624) in dem von ihm neu bearbeiteten Kräuterbuch des Jakob Theodor Tabernaemontanus — freilich in gemäßigter Form — eine abweisende Stellung gegenüber dem Tabak als Genußmittel eingenommen.

So sehr man aber einerseits in dem vernichtenden Urteil über das Rauchlaster einig war, so unangefochten stand andererseits das Ansehen des Tabaks als Heilmittel fest.

In sprudelnder Fülle geben Kräuterbücher und Werke der Heilkunde den Lesern Gebrauchsanweisungen und Rezepte an die Hand, in denen tatsächliche Erfahrung und Quacksalberei sich zu einer wunderlichen Blütenlese des zeitgenössischen Arzneischatzes mischen.

Harmloser Art waren etwa Kuren, bei denen das feingepulverte Tabakkraut zur Reinigung des Hauptes etliche Tage nacheinander nüchtern in beide Nasenlöcher geblasen wurde, oder wenn der gepulverte Tabak mit Zucker eingekocht, oder in ein oder zwei Löffel Branntwein vor dem Zubettegehen eingenommen, die verschleimte Brust erweichen sollte. Tabak aus möglichst langen Röhren mit Maß geraucht, hielt man besonders für Phlegmaticis zuträglich, weil er den Schleim von der Brust führte und das kalte Haupt erwärmte und stärkte; für hitzige Naturen wurde er als „hochschädlich“ betrachtet, da er ihnen leicht Kopfweh verursachen könnte.

Was man bis ins achtzehnte Jahrhundert etwa unter dem Begriff „mäßig“ verstand, belehren beispielsweise die 1783 erschienenen, in Reimen abgefaßten „Diätetischen Lebensregeln“ des Daniel Wilh. Triller. Dort heißt es:

„Drum hüte man sich auszuschweifen,
Und thu der Sache nicht zu viel;
Drey oder auch vier kleine Pfeifen
Sey täglich das bestimmte Ziel.“

Ein kurioses Kompositum empfiehlt dann ein Basler Kräuterbuch, um das feuchte Gehirn zu trocknen und das kalte Haupt zu erwärmen, für Leute, die den Tabak allein nicht vertrugen. Das von einem berühmten Hofmedicus aufgesetzte Rezept verlangte folgenden Mischmasch: Nimm Calmus, Galgantwurz jedes 1 Loth, Nelken 2 Scrupel,[3]) Lavendel, rote Rosen, Nelkenblumen, Muscatblüte, Rosmarin, Majoran, Lorbeerblätter jedes einen Scrupel, Indianischen Tabak 1 Loth, Coriander, Cubeben, Cardamönlein jedes einen Scrupel, Weihrauch, Mastix, Styrax calamit, Benzoin, weißen Agstein, Ladamum jedes 2 Scrupel, gelben Santal, Rosenholz, Zimmtrinden jedes ein Quintlein, endlich Bisam 2 Gran. Alles zusammengehackt, in eine Pfeife eingefüllt und angezündet, gibt einen über-

aus lieblichen Rauch, welcher nicht allein dem Haupt trefflichen Nutzen bringt, sondern auch das ganze Zimmer anstatt eines Rauchwerkes wohlriechend macht.

Ein nicht minder liebliches Schnupfpulver erhielt man durch Vermengen von feingestoßenem Majoran, Betonienblümlein, Maienblümlein, Indianischem Tabak, Amber und Bisam. Doch sollte man dieses „nutzliche Nießpulver" nicht zu viel gebrauchen, da infolge des stetigen Schnupfens und vielfältigen Nießens das Haupt gefährlich erschüttert werde, wodurch leicht ein „Erstecksluß" folgen könnte.

Welches Universalmittel man aber im Tabak zufolge seiner narkotischen und äußerlich kataplastisch lösenden Eigenschaften zu besitzen glaubte, erhellt aus dessen Anwendung bei Geschwüren, Brandwunden, Kropf, Tollwut, Würmern, Mutterwehen, Wassersucht, ja sogar in Form von Rauchklistieren!

Noch in dem 1744 in neuer Auflage erschienenen „Theatrum botanicum" des Theodor Zwinger (1658—1724) widmet der als Gelehrter ernst zu nehmende Sohn und Herausgeber Friedrich Zwinger (1707—1776) nicht weniger denn sechs Großquartseiten der medizinischen Verwendung des Tabaks und erläutert und erhärtet in zahlreichen Beispielen dessen heilende Wirkung an der ganzen Stufenleiter menschlicher Schäden und Gebrechen von der Leibesverstopfung bis zur furchtbaren Syphilis.

Während so der Tabak, dank dem Freibriefe medizinischer Autoritäten offizinell in nirgends gehinderter Benutzung stand, bemühte man sich anderseits, den Tabakgebrauch aus purem Genuß, durch alle möglichen Einschränkungen zu hemmen. Daß man in Basel das Uebel an der Wurzel zu packen gewillt war, beweist als frühestes Zeugnis die 1643 erfolgte Abweisung des „Tabakmachers" Mongin Piergot aus Dammartin im Lothringischen. Seinem Gesuch um Aufnahme ins Bürgerrecht setzte der Rat ein entschiedenes

Nein entgegen, mit der Begründung, „weil man dieses Handwerks allhie ganz nicht bedürfe“.

Dessen ungeachtet verbreitete sich das Tabakschmauchen in der Stadt und auf der Landschaft rasch, und im Zeitraum der nächsten drei Jahrzehnte fand sich der Rat genötigt, mehrfach diesem Gegenstand ernste Aufmerksamkeit zu schenken und mahnend und strafend einzugreifen; freilich nicht mit der drakonischen Strenge wie Rußland, wo unter dem ersten Romanow 1634 für Tabakraucher die Strafe des Nasenabschneidens eingeführt ward.

Im Jahre 1650 ließ der Basler Rat auf allen Zünften das Tabakrauchen in den Scheunen untersagen. Diesem Partialverbot folgte 1652, auf den Einzug, das Tabaktrinken besonders den Soldaten zu verbieten, der allgemeine Befehl, bei einer Strafe von 2 Gulden des Tabakgenusses müßig zu gehen. Im folgenden Jahre, 1653, erkannte die Regierung, daß aller Orten, besonders unter den Toren, das Rauchen abgeschafft werden sollte. Die 1654 erneuerte Erkanntnis erfuhr dann allerdings eine Abschwächung, indem nur diejenigen, welche an feuergefährlichen Orten[4]) dem Tabak fröhnten, zu empfindlicher Strafe gezogen wurden. Als besonders leidenschaftliche und unverbesserliche Raucher gaben damals die Arisdörfer dem Landvogt auf Farnsburg zu Klagen Grund. 1660 sah sich der Rat wiederum zu einer Verschärfung veranlaßt, da „das unordentlich uberflüssige Tabaktrincken gar zu sehr eingerissen und überhand genommen, und dabei von vielen mit denen darzu brennenden Lunten, in maßen ungewahrsam umbgangen worden, daß bereits das ein und andere mahl, wenn der barmherzige Gott dasselbe nicht sonderlich verhütet und abgewendet hette, groß Jammer und Unheil daraus erfolgt und entstanden wehre“. Deshalb sollte sich jedermann sowohl Tags als Nachts, nicht allein an feuergefährlichen Orten und auf der Wache, sondern auch in Gast-, Wein- und andern Häusern des Rauchens müßigen bei 4 Gulden Strafe. Wirte, die das

Tabaktrinken in ihren Lokalen gestatteten, sollte die doppelte Buße treffen.

Weiterhin erhob der Rat 1663, 1664, 1669 und 1672 in energischen Mandaten seinen Mahn- und Warnruf, zugleich die Jurisdiktion über Fehlbare regelnd. Im allgemeinen lag die Bestrafung den Unzüchtern ob; im Kaufhaus aber waren die Kaufhausherren zuständig, und in den Vorstädten besaßen die Vorgesetzten der Gesellschaften Strafkompetenz.

Mit dem Jahre 1677 verschwinden die allgemeinen Rauchverbote aus den Ratsbüchern und öffentlichen Mandaten. Ueber eingefleischten Vorurteilen und abergläubischen Bedenken sah das kaufmännische Basel den wirtschaftlichen und fiskalischen Nutzen winken, den die Branche bringen konnte, und bereits 1671 erweisen sich die baslerischen Gesandten auf der Tagsatzung als warme Verteidiger der Tabakfabrikation. Die Inkonsequenz ihres Handelns — auf der einen Seite der Bürgerschaft den Tabak zu verbieten, andererseits aber dessen Manufaktur Vorschub zu leisten — entschuldigte die Basler Regierung mit der Begründung, daß der größte Teil der hergestellten Ware ins Ausland wandere.

In die nächstfolgenden Jahre sind dann auch die ersten Anbauversuche auf Basler Grund und Boden einzureihen. Größere Kulturen befanden sich seit 1682 in Kleinhüningen. Die Seele des dortigen Unternehmens war der Straßburger Tabakmacher Friedrich Zornser, der auf gepachtetem Land eine Pflanzung von über vier Juchart betrieb, zu der 1684 weitere dreizehn, an drei Bauern verdingte Jucharten kamen. Aufgemuntert durch Zornser, folgten seinem Beispiel auf eigene Rechnung etliche einheimische Kleinhüninger, unter ihnen die unternehmende Wirtin zum „Neuen Haus". Nachweisbar fanden sich damals auch zu Siffach Tabakfelder kleineren Umfangs, und im Homburger Amt pflanzte Hans Thommen zu Wittisburg auf einer Matte und Bünte Tabak.

Anfang bis Mitte April legte man den Samen, je

zehn bis zwölf Korn, bei wachsendem Mond in fingertiefe Grüblein. Sandiger und tonhaltiger Boden bekam der Pflanze nicht, wohl aber fettes, wohlgedüngtes Erdreich. Die drei Schuh breiten Feldlein sollten reichlich Sonne haben und besonders windgeschützt liegen, weil das Kraut „hoch, aber schwach und geschwank zu wachsen pflegt". Die ausgekeimten Pflänzchen mußten vor Kälte wohl bewahrt, und daher bei Frostgefahr des Nachts gedeckt werden. Waren sie in der Größe von Krautsetzlingen erwachsen, so wurden sie auf eine Entfernung von 1½—2 Schuh von einander versetzt. Zur sorgfältigen Wartung gehörte häufiges Begießen, denn das Gewächs „hat gleichsam einen großen Durst und lechzet stets nach Wasser". Wenn die Blüten an den Gipfeln hervorbrechen wollten, wurden alle Blumenknospen, Spitzen und Keime abgekneift, sowie auch alle Seitenschosse und Nebenblätter bis auf etwa zehn bis zwölf Blätter entfernt. Die abgeschnittenen Schosse und Blumenknöpfe zerstieß man in einem Mörser und ließ den ausgepreßten Saft in schwerem Wein, am besten Malvasier, aufsieden, mengte nach dem Abschaumen Kochsalz darunter, damit die Brühe einen „Meerwassergeschmack" bekomme. Nachdem dem Gemisch noch reichlich feingepulverter Anis und Ingwer beigefügt worden, brachte man es neuerdings eine Stunde lang zum Sieden, um endlich nach dem Verkühlen die lautere Flüssigkeit abzuschütten und in möglichst luftdichten Gefäßen, in Kellern und Speisekammern aufzubewahren. Sobald die am Stock gelassenen Blätter gereift waren, wurden sie hart am Stengel abgeschnitten und jedes einzelne Blatt durch Eintauchen in die aufgewärmte Beize gebeizt. Weniger sorgfältige, aber mit Zeitgewinn rechnende Tabakmacher legten auf einer Scheunentenne ein Leinentuch aus, breiteten die Blätter reihenweise aus und beizten mit einem Sprengwadel die verschiedenen Blätterlagen. Das feuchte Blattwerk wurde dann noch warm in leinene Tücher fest zusammengewickelt, damit es in stetem „Brudel" blieb, bis die Blätter eine rote oder

rötliche Farbe annahmen, worauf man sie wieder aufwickelte. Zu viel gebrüht, wurden sie schwarz, ein Zeichen, daß sie verbrannt und verdorben waren. „Muß demnach dieses mit sonderen Fleiß verhütet werden, als welches hierinnen das Hauptwerk ist." Die fertig gebeizten Blätter reihte man durch die Rippen an Garn an und ließ sie aufgehängt an der Luft trocknen. Im Sommer 1703 kam beispielsweise ein gewisser Jourdain aus Hüningen beim Basler Rat um die Erlaubnis ein, in Kleinhüningen einen 12 Klafter langen und 6 Klafter breiten Schopf mit Stangen und Stüden bauen zu dürfen, um darin seinen bei Neudorf gepflanzten Tabak trocknen zu können.

Die getrockneten Blätter wurden dann mit Stricken büschelweise aufs festeste „zusammengeraittelt" und rund übereinander gewalkt, dergestalt, daß ein jeder Bund in der Rundung die Breite eines spanischen Talers bekam.

Diese Art der Pflege und Zubereitung war das spanische Verfahren, dem aber bei uns, besonders was Sorgfalt des Anbaues betraf, nicht genügend nachgekommen wurde. Es war daher kein Wunder, wenn das Kraut in unserer Gegend nicht besonders gut gedieh. Da aber im damaligen Basel sich auch der sogenannte Qualitätsraucher noch in primitiveren Daseinsformen bewegte, so wurde an die Sortengüte kein allzu strenger Maßstab angelegt. Der schon genannte Verfasser des „Theatrum botanicum" dem wir die Ueberlieferung einer mehr als fünfzig Verse zählenden „Elegia tabaccaria" verdanken, zeichnet die bei uns in Uebung gestandene Produktionspraxis gelegentlich mit den Worten: „Wenn's nur Tabak ist und viel Geld einträgt!"

Ein abweichendes, vereinfachtes Verarbeitungsverfahren fand dann zu Ende des 17. Jahrhunderts auch in Basel Eingang. Man befeuchtete die getrockneten und entrippten Tabakblätter mit Tabakbrühe und drehte und spann die ineinandergelegten Blätter zu fingerdicken, ellenlangen Würsten, die vierundzwanzig Stunden in die Beize kamen. Hier-

auf noch feucht in kleine Rollen zu ein und zwei Pfund aufgewickelt, wurde der Tabak mit Zwecken geheftet, in ganze und halbe Kistlein geschichtet und feucht eingepreßt und war alsdann gebrauchsfertiges Kaufmannsgut.

Zu bemerkenswerter Bedeutung gelangten nun aber die Basler Tabakplantagen nicht. Die Hoffnungen, welche der rühmende Zornser mit dem neuen Erwerbszweig bei den Kleinhüningern wachgerufen, zerflossen in nichts. Anstatt der erträumten Reichtümer besaßen die enttäuschten Leute nur ihre ausgeraubten Feldgüter. Außer der Neuhauswirtin, die auch fernerhin in den Akten als Lieferantin figuriert, war keiner mehr willens weiterzubauen. Auch die Baselbieter Anlagen trugen nur geringen Nutzen ein, und unterm 22. Juli 1685 verbot der Rat kurzerhand das Tabakpflanzen in allen Aemtern, eine Maßnahme, die freilich auf die Dauer doch nicht aufrecht erhalten wurde. Die Beweggründe lagen nicht sowohl in den schlechten Erfahrungen der Pflanzer, als vielmehr in dem Umstand, daß der überseeische Tabak, sowie die aus der Pfalz und besonders aus der Umgebung Straßburgs zur Verarbeitung eingeführten Blätter, dank den Zollgebühren dem Staat eine reichefließende Einnahmequelle sicherten als die spärliche Eigenzucht. Es ist überaus interessant und für die Handelskraft Basels bezeichnend, wie es sich damit in direkten Gegensatz zu dem weniger kaufmännischen Bern stellte, das um die nämliche Zeit durch ein Monopol allen fremden Tabak von seinem Gebiet fern hielt und zur Deckung seines einheimischen Bedürfnisses die Untertanen eigentlich zum Tabakpflanzen zwang.

Im Vordergrund für Basel stand aber Fabrikation und Tabakhandel, der mit der Jahrhundertwende tatsächlich einen bedeutenden Aufschwung nahm. Denn inzwischen hatten sich auch die Ansichten über den Tabak abgeklärt. Wie zuvor die Schar seiner Gegner gewachsen war, so mehrte sich nun die Zahl seiner Ehrenretter und Notschirmer. Nach deren

Ansicht traf die Schuld am schlechten Ruf des Tabakes allein jene Mißbraucher und „Tobacksäuffer“, „so daraus ein unterbrüchliches Passetemps und trockne Rauch-Debauche machen, ein heilloses oder wohl üppiges Leben darzu führen, allerhand garstige Zoten und Unziemlichkeiten mit dem Rauch ausspeyen, ja wohl herrlich gar Haus und Hof mit der entfallenden Glut in den Brand stecken“.

Manche würden nun besser tun, Tabak zu trinken, empfahlen jetzt seine Fürsprecher und dafür „das übrige Weintrincken, Fressen allerhand hitziger Gewürtzen, Romanlesen und Dantzen zu lassen“.

Man lobte den Tabak als einen „Befürderer des Stillschweigens“, weil man lerne — nach sokratischem Muster — eine glühende Kohle im Munde halten, so lerne man — die Pfeife zwischen den Zähnen — auch Heimlichkeiten verschweigen!

„Und was soll ich sagen,“ ruft Zwinger aus, „wie mancher melancholischer Grill, der am Gemüte und Leibe überlästig ist, fliegt nicht mit dem Tabakrauch in die Luft? Also kommt unter irdischen Mitteln die Pfeife manchem wohl zu statten, daß er nicht von Grießgrammen und Schwermütigkeit gar verschlungen wird!“ Es sei nicht zu leugnen, heißt es weiter, daß die ermüdeten Sinne durch den Tabakgenuß „hurtiger“ würden, wie ein träges Roß, unter dem man ein Feuer anzündet!

Ja man pries, der Tabak habe die wundertätige Kraft, den menschlichen Geist selbst zu schärfen und „sinnreiche Einfälle zu hegen, zu sonderm Nutzen aller Studierenden“. Daß sich die akademische Jugend hievon gerne und dauernd überzeugen ließ, das beweist ja die mit Flaus und Rapier bis in unsere Zeit hinübergerettete langröhrige Studentenpfeife.

Vermöge dieser dem Tabak zugeschriebenen Eigenschaften wurde er nun vielfach das Kraut der Gelehrten und gerade aus der Gesellschaftsklasse, welche ihn im 17. Jahrhundert aufs ärgste verdammt hatte, aus den Kreisen der Geistlich-

keit, erstand dem edlen Knaster manch warmer Apologet. Zum pfarrherrlichen Idyll des Basler Landgeistlichen im 18. Jahrhundert gehört so gut wie der Pfarrgarten und die bücherbestandene Stube, Pfeife und Tabakbeutel als Symbol geruhsamer Beschaulichkeit.

Nicht mehr ein verfehmtes Werk des Bösen sah man also nunmehr im Tabak, sondern in mannigfacher Variation dient im Wortbild dichterischer Verklärung der Tabak geradezu zur Veranschaulichung moralischer Sentenzen, besonders des Vergänglichkeitsgedankens. Als Stilprobe genüge das Gedicht „Gedancken auf den Schnupfftoback" aus des Hanseaten Barthold Heinr. Brockes (1680—1747) neunbändigem Reimwerk „Irdisches Vergnügen in Gott", einer Gedichtsammlung, die auch in Basel goutiert worden war:

„Wann ich efftermahls mit andern selber Schnupff-Toback genommen,
Bin ich je zuweilen wol auf die Gedancken kommen:
Was für Ursach uns doch treibe, zum Vergnügen, Staub zu wehlen?
Man erkaufft ihn, trägt ihn bey sich, braucht in öffters, reicht ihn gar,
Aus gantz seltner Höflichkeit, ungefordert andern dar.
Ja, was wundernswehrt, man nahet ihn zum Hirn, dem Sitz der Seelen:
Recht, als suche man mit ihm den Verstand selbst zu vermählen.
Scheint es nicht, als wenn der Trieb uns dadurch erinnern wolle,
Daß die Seele diese Wahrheit öffters überlegen solle:
Lieber Mensch, du selber bist Staub, und stammest aus der Erden,
Wirst auch, eh du dichs versiehst, wieder Staub und Erden werden!"

Diese Sinneswandlung im Beurteilen des Tabaks und sein Emporsteigen zum gesellschaftsfähigen Kulturprodukt mußte naturgemäß in vermehrter Fabrikation und regerem Handel ihr Widerspiel finden. Als freie Kunst, will sagen als Gewerbe, das jedermann fabrikmäßig betreiben durfte, standen der Tabakmanufaktur in Basel von Anfang an keinerlei ältere zünftische Vorrechte im Weg. Die ersten Vertreter des Gewerbes waren hauptsächlich Neubürger, wie der 1697 zu Safran aufgenommene Hans Jak. Zorn und der 1698 nach Basel gekommene Glaubensflüchtling Maternus Melcher aus Straßburg. In Melcher, der zugleich einen Großhandel mit Kolonialwaren betrieb und

Geld auf Zinsen lieh, haben wir Basels ersten und eigentlichen Tabakfabrikanten zu erblicken.

Mit allen Mitteln wehrte sich das eingesessene Krämergewerbe gegen die Niederlassung und Einbürgerung dieses Mannes „von großem Capital und Correspondenz", d. h. weitverzweigten Geschäftsverbindungen, und benutzte die Gelegenheit, um dem Rat wieder einmal das Gespenst der Ueberfremdung in den grellsten Farben vorzumalen. Nirgends in der ganzen Eidgenossenschaft stehe das Bürgerrecht in minderer Geltung und sei leichter zu bekommen als eben in Basel; es werde leider nicht mehr wie in Bern oder Zürich „für ein ohnschätzbahres Kleynodt" angesehen, das um „kein Geldt" zu erlangen sei! Heute schleiche der eine, morgen der andere sich ein!

Es ist das übliche Schelten, wie es seit der Refugiantenzeit so oft aus den Kreisen des fremdenfeindlichen Zunftregiments ertönte, die mit mürrischer Grundsätzlichkeit für sich und ihre Nachkommen die Garantie der wirtschaftlichen Sicherstellung durch den Staat beanspruchten, ohne solche dem Wettbewerb und dem Messen der Kraft anheimzustellen. Allen Hindernissen zum Trotz ward Melcher Basler. Ein Jahr nach seiner Aufnahme ins Bürgerrecht begann er an der Freienstraße seine Manufaktur einzurichten, zu welchem Zweck er eine Anzahl fachgeschulter Arbeitskräfte nach Basel kommen ließ, die unter Leitung des erfahrenen Tabakspinners und Werkführers Kaspar Offelt aus Glarus auf drei Tafeln wöchentlich 25 bis 30 Zentner produzierten. Scheel sahen die Konkurrenten auf diesen Großbetrieb, der die Rivalen bald auf der Zurzacher Messe und auf den Plätzen Solothurn und Genf aus dem Felde schlug. Außerstande, ihre Klagen auf rechtlich genügende Grundlagen zu stützen, arbeiteten die Zunftgenossen mit Verleumdungen gegen den Eindringling. Und Melcher? Es liegt etwas Imponierendes in dem Gebaren dieses elsässischen Kaufherrn, der mit Gelassenheit die hämischen Verdächtigungen von sich abschüttelte und den

Widersachern würdig und schlicht sein „Bete und arbeite" entgegenhielt.

Nicht so einfach wie bei der Fabrikation lagen die Verhältnisse beim Tabakhandel. Hier machten sich zünftische Vorrechte gegenseitig den Rang streitig. Nicht allein die Spezierer erhoben auf den Tabakhandel Anspruch. Als Urproduktion wollten die Gärtner den Tabak und dessen Handel auch in den Bereich ihrer Zunft einbezogen wissen, eine Forderung, welcher die Spezierer insofern entgegenkamen, als sie seit 1729 den Gartnern die in „hiesiger Gegend" gewachsenen Blätter zum Vertrieb überließen; konnte es sich doch dabei um keine großen Mengen handeln im Vergleich zu den ganz beträchtlichen Lagerbeständen, welche z. B. die Enquête von 1720 bei den hiesigen Spezierern zutage gefördert hatte. Im übrigen aber wachten die Spezierer ängstlich über ihrem Recht, und die Berufskumulation, wie sie sich in Jak. Philippi anhäufte, der zugleich Biersieder, Tuchscherer, Wollfärber und Tabakhändler war, vermittelt einen der singulären Ausnahmefälle. Den italienischen Händlern, die Schnupftabak importierten und diesen selbst, hauptsächlich an vornehme Fremde, absetzten, wurde schon im 17. Jahrhundert mit schikanösen Untersuchungen das Leben sauer gemacht. Noch schlechter erging es dem Hintersaßen Jak. Keller von Rothenfluh, dem 1716, als einem Untertanen, das Handeln mit Tabak überhaupt verboten wurde. Eine weit gefährlichere Perspektive und Gefährdung seiner Interessen eröffnete sich dem Spezierergewerbe in der markgräflichen Tabakadmodiation, die Friedrich Magnus von Baden-Durlach zur Aeufnung seiner durch die französische Invasion zerrütteten Staatsfinanzen mit den Basler Händlern Peter Ochs, Peter Fuchs und Jakob Schmid am 23. September 1697 abschloß. Durch diesen Vertrag verlieh der Markgraf den drei genannten Baslern auf zehn Jahre das Recht des Alleinverkaufs jeglicher Art von „Trinck tabac" in des Fürsten Landen. Kein badischer Untertan sollte

fortan andern Tabak als den, welchen die Admodiatoren ins Land brachten, oder darin fabrizierten, zum Gebrauch einkaufen dürfen. Doch sollten die Admodiatoren gehalten sein, die Markgrafschaft mit „gutem und gerechtem Tabac" zu belegen und zwar nicht allein mit solchem gemeiner Sorte, sondern auch mit Tabak aus Virginien, oder „anderen indianischen Orten" und die Ware zu dem Preis geben, wie sie in Basel von den Grempern von der Hand verkauft wurde.

Um die Tabakhandlung bestermaßen zu heben, versprach der Markgraf ihren Inhabern, deren Bedienten und Arbeitern, Schutz und Freizügigkeit, vollständigen Steuer- und Zollerlaß, sowie Befreiung von Wacht- und Frondienst und Einquartierung. Den Admodiatoren stand das Recht zu, im Beisein von herrschaftlichen Oberbeamten bei schmuggelverdächtigen Personen Haussuchungen zu veranstalten und gegebenenfalls die Uebertreter um einen Reichstaler zu strafen. Von den erhobenen Bußen sollte die eine Hälfte dem Markgrafen zufließen, die andere unter Rüger und Admodiatoren verteilt werden.

Als Gegenleistung verpflichteten sich die Admodiatoren zur jährlichen Zahlung von tausend Gulden, Basler Current Währung an die fürstliche Rentkammer. Allfällige Streitigkeiten zwischen den Kontrahenten sollten durch des Markgrafen Kanzler und Hofräte entschieden werden, ohne Weiterzug und Appellation. Durch diese Admodiation drohte nun den Basler Tabakverkäufern schwere finanzielle Einbuße, nicht nur den Großhändlern, welche die badischen Krämer jährlich mit mehreren hundert Zentnern Tabak versorgten, sondern besonders den Kleinverkäufern, da die zahlreichen, mit ihren Landesprodukten auf den Basler Markt ziehenden Markgräfler ihren Tabakbedarf regelmäßig nach erledigten Geschäften in der Stadt zu decken pflegten.

Sofort nach Bekanntwerden des Abkommens richteten daher sämtliche zu Safran zünftige Spezierer eine Eingabe

an den Rat, in der sie ihrem Zorn über den lieblosen Eigennutz dieser drei Konkurrenten unverblümt den Lauf ließen, und in beweglichen Worten die Regierung ersuchten, das ohnehin durch den Krieg schwer darniederliegende Krämergewerbe gegen solche „wider die christliche und bürgerliche Liebe, Fried und Einigkeit gerichtete, und dem freien Commercium höchst nachteilige Attentata" zu schützen. Der larmoyante Appell an das gnädige Einsehen der Stadtväter löste denn auch tatsächlich die gewünschte Wirkung aus. Durch einen Ratsspruch befahl die Obrigkeit Peter Ochs und Konsorten, unverzüglich bei Verlust ihres Bürgerrechtes von der geplanten Admodiation abzustehen, was auch geschah. Für einmal war die Gefahr beschworen, aber nicht für immer beseitigt, denn einige Jahre später, 1720, nahm die Admodiation, durch schlauere Elemente ins Leben gerufen, reale Formen an. Zur Durchführung ihres Projektes bediente sich die markgräfliche Regierung eines gewissen Joh. Jak. Heber. Er war eingebürgerter Basler, der ursprünglich eine Feilenhauerei betrieben, sich dann aber dem Spezierergewerbe zugewandt hatte, und bei der Basler Geschäftswelt keinen guten Ruf genoß. Den markgräfischen Beamten aber bequemte dieser etwas dunkle Ehrenmann, weil man ihn gegebenenfalls ohne Gewissensnöte desavouiren konnte. Heber war es auch, der dem Unternehmen zwei Fachleute, die Brüder Jakob und Hans Zorn zuführte, von denen der letztere, als Nichtbasler, zum Leiter des Hauptgeschäftes in Hügelheim vorgeschoben wurde. Im Dienste des Unternehmens standen ferner die Basler Hs. Conrad Iselin, in Kandern ansässig, und der junge Franz von Speyr, welcher der Ablage in Mülheim vorstand. Die Vorarbeiten wurden in aller Heimlichkeit getroffen und die Basler Tabakhändler vor ein fait accompli gestellt. Erst durch die jammernden Kunden, auf welche Iselin und von Speyr auf den badischen Straßen eifrig vigilierten, erhielt man genauere Kenntnis. Darob gewaltiges Lamentieren in der Stadt, dem der Rat

mit Eröffnung des obrigkeitlichen Rechtsganges in voller Umständlichkeit — der Prozeß füllt einen ganzen Aktenband — das nötige Relief verlieh. Soweit es sich um beteiligte Basler handelte, wurden sämtliche vor die Siebenerherren beschieden und verhört. Heber spielte die gekränkte Unschuld und hatte die Unverfrorenheit zu verlangen, wenn man ihn künftig vor Rat und Siebener zitiere, möchte man das Aufgebot seinem Schwager, dem Zeughauswart, zustellen, weil seine Frau sich zu sehr aufrege; nicht nur sei sie das erste Mal in unterschiedliche Ohnmachten gefallen, sondern sie habe auch die „Gichter" bekommen.

Auch Jakob Zorn, welcher der Admotion mit Umgehung von Basel, den benötigten Tabak lieferte, wollte von einer Beteiligung seinerseits nichts wissen. Als man ihm vorhielt, er stehe doch mit seinem Bruder in Kompagnie, erklärte er, der sei ein elender Tropf, der einen Bruch habe, daß er den Rock nicht zuknöpfen könne; dann und wann schreie er vor Schmerz drei oder vier Tage, daß man vermeine, er werde sterben.

Iselin betonte, der Admotion nur als Angestellter zu dienen. Er habe die Stelle um seiner Schulden willen annehmen müssen, und wes Brot er esse, des Lied singe er. Wenn ihm aber die Gnädigen Herren und Oberen ein wenig etwas geben wollten, wodurch er in Basel seine Subsistenz finden könnte, wolle er alles abandonnieren! von Speyr endlich weigerte sich, den beim Verhör vorgeschriebenen Eid zu prästieren, da er seinem gnädigen Fürsten und Herrn habe einen Eid leisten müssen, von der Handlung nichts an den Tag zu geben. Obgleich nun durch Umsage auf allen Zünften jedermann bei Verlust seiner bürgerlichen Rechte gewarnt wurde, sich in derartige Geschäfte einzulassen, ging die Admodiation trotz Prozeß und Verbot ungehindert weiter. Namens sämtlicher Basler Spezierer — es waren 68 an der Zahl — verlangten deren Vertreter, Leonhard Vischer und Sohn, Leonhard Respinger zum Eisenhut, Abraham Roschet

und Jakob Geymüller, von den Behörden energische Abhilfe. Was den Rat selbst zum Aufsehen mahnen mußte, waren nicht nur die entgehenden Zölle und Waggelder, sondern das offen zutage tretende Bestreben Badens, auch andere Gewerbe, Färbereien, Mangen und Walken zu monopolisieren und dadurch Basel gewerblich von der Markgrafschaft abzuschnüren. „Wir vernehmen mit schröckhen", meldeten die Wortführer der Krämer, „daß auch das gewürz, und wie andere hinzutun, die Tuch- und Zeugwaren, die Hüt und anderes, veradmodiert zu werden auf dem Teppich sei!" Auf den Vorschlag der Spezierer beschloß man daher, durch eine Ratsdeputation bei dem in Basel anwesenden Markgrafen selbst die Klagen anzubringen, damit dieser, wie die Eingabe sich ausdrückt, „als ein der Stadt gleichsam von Natur und Geblüt sehr gewogener Fürst" Remedur schaffe. Hierauf feierliches Antichambrieren und artig-steife Bekomplimentierung nach allen Regeln des Ehrenkodex im markgräfischen Palast. Aber das Entzücken der Basler Ratsfreunde über die allergnädigste Herablassung Seiner Durchlaucht, sowie deren wiederholte Versicherung, ein guter Nachbar bleiben zu wollen, bildeten einen merkwürdigen Kontrast zu den immer dringender erschallenden Klagen über die Beschränkung des freien Handels. Ueberall bei den Basler Bannsteinen und Landesmarchen standen „Tabakmonopolisten" zu Pferd und zu Fuß, um die aus der Stadt kommenden Markgräfler anzuhalten und aufs strengste zu untersuchen. Was half es, daß der Rat den Haupttreiber Heber auf den innern Spalenturm in Verwahrung nahm? Als man zur strengen Prozedur schreiten wollte, war der Vogel ausgeflogen. Vermittelst des abgeschnittenen Stiegenseiles war er in geblümtem Nachtrock und Schlafhaube durch ein Loch außen am Turm hinuntergerutscht und auf seinem durch Magd und Frau bereitgehaltenen Pferd in die Markgrafschaft entwichen. Unter diesen Umständen wollten unternommene Beschwichtigungsversuche in Basel nicht recht verfangen. Zu-

dem ließ man badischerseits durchblicken, durch das hitzige Vorgehen der Spezierer sei die Angelegenheit für den Fürsten zu einer Ehrensache geworden, indem er sich von Krämern zu keiner Entscheidung gleichsam zwingen lasse. Angesichts der mehr als hundert Bauern, die in Lörrach wegen mitgeführtem Basler Tabak emfindlich gebüßt wurden, klang es dann auch wieder wie Hohn, wenn der Landvogt von Röteln gegenüber den Basler Deputierten sich äußerte, er bitte, nicht allsogleich ombrage zu fassen, wenn etwa ein oder der andere fürstliche Untertan wegen allhie erkauftem Tabak sollte von den Visitatoren attrapiert werden; solches geschehe sozusagen nur «per accident». Ueber vier Jahre zogen sich die Verhandlungen dahin, bis der Markgraf des unerquicklichen Gezänkes müde, von sich aus im Oktober 1724 die Tabakadmodiation aufhob. Eine besondere Genugtuung für die Basler Kaufleute mochte es noch sein, ihren Hauptwidersacher, Heber, die gerechte Strafe erleiden zu sehen. Nach seiner Flucht nahm er bald in Freiburg i. B., bald in Waldkirch unsteten Aufenthalt, tat dann einen bösen Fall vom Pferd und ließ nach Basel verlauten, er befinde sich in einem solch schmerzhaften Zustand, daß die Steine, will geschweigen die Menschen mit ihm Mitleid tragen sollten. In seiner Bedrängnis stellte er sich schließlich als reuiger Sünder dem Basler Gericht, fand aber nicht das gewünschte Verständnis und wurde auf ewig aus Stadt und Eidgenossenschaft verbannt. Die andern Basler Beteiligten kamen mit ernstlichen Vermahnungen davon. So schnell trug niemand wieder ein Gelüsten, seinen Geschäftseifer derartigen Unternehmen zuzuwenden.

Erst Anfang der 1750er Jahre wagte es ein Basler nochmals, mit dem badischen Fürsten einen derartigen, auf sechs Jahre in Aussicht genommenen Akkord einzugehen: Es war Martin Stähelin,[5]) der in Lörrach eine Admodiation errichtete, für welche er dem Markgrafen jährlich 300 Gulden zahlte. Stähelin hielt sich in der Stadt bezahlte Spione.

Sie pflegten sich im Hause des Weinschenken Jüllich an der Eisengasse hinter die vergitterten Fenster zu setzen, von wo aus sie ungesehen die benachbarten Spezierersläden und deren Kunden beobachteten, um badische Tabakkäufer nachher den Harschierern jenseits der Grenze zu verraten. Diesmal schritt der Rat ebenso rasch als entschieden ein. Stähelin sah sich vor die Alternative gestellt, entweder bedingungslos zu kapitulieren oder das Schicksal Hebers zu gewärtigen. Er wählte das erstere und ward vom Markgrafen, der einen Bruch mit Basel vermeiden wollte, nach einigem Zögern entlassen. —

Aus den Verhandlungen der verschiedenen Tabakadmodiationen treten uns als Konsumenten hauptsächlich Angehörige der untern Volksklassen, Bauern, Fuhrleute und das handwerkliche Element der Nachbarschaft entgegen. Nichts wäre verfehlter, hieraus zu schließen, als ob die gutbürgerliche Bevölkerung in strenger Selbstentsagung auf den Tabakgenuß verzichtet hätte. Um den Basler Raucher der ständischen Welt kennen zu lernen, müssen wir einen Blick in die „Kämmerlin" oder „Tabakien" werfen. Ihre Entstehung reicht bis in die Zeiten zurück, da man es noch nicht wagen durfte, öffentlich auf Zunftstuben und Gesellschaftshäusern zu rauchen. Man mietete darum in Privathäusern kleine Zimmer und rauchte in geschlossener Gesellschaft. Die Sitte blieb auch weiterhin bestehen, als die Obrigkeit keinen Anlaß zu Verboten mehr hatte.

Nur wurden im 18. Jahrhundert gerade die Zunftlokale Sitz solcher Veranstaltungen, so die Bärenzunft, wo sich 1768 eine „Toback-Kämmerlins-Societêt" bildete, dann zu „Spinnwettern", in deren großer Stube sich im Mediationsjahr 1805 das „Schärerenkämmerlein" und das „Blumenplatzkämmerlein" vereinigten. Es waren im allgemeinen harmlose Kreise, in denen ältliche Bürger abends bei Tabak und Wein oder Tee Cercle hielten, am grünen Tische dem Spiel huldigten, den neuesten Stadtklatsch herumboten und etwa

auch politische Gespräche von Staatsnouvellen und der raison d'état führten. Ab und zu mochte auch ein à la mode-Dichter ein schwulstiges Gelegenheitscarmen zum Besten geben.

Aus Kämmerleinkreisen dürfte das Preislied stammen, das ein passionierter Raucher aus dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts der Aufzeichnung wert hielt:

— — — — — — —

„Edles Kraut, du stärkest mich,
Gibst mir Kraft und Leben,
Könnt' ich edler Toback dich
Nach Verdienst erheben.
Himmel, schenke diesem Kraut
Sonnenschein und Regen,
Und dem Manne, der es baut,
Lauter Glück und Segen!"

Allgemein gebräuchlich in den Kämmerlein war die holländische weiße Tonpfeife, wie sie uns aus den Genrebildern eines Teniers, eines Jan Steen vertraut ist. Die Verwendung dieser Pfeife mag ein Grund sein, warum aus älterer Zeit keine oder sehr wenig Pfeifen erhalten sind. Man warf die ebenso billigen als zerbrechlichen Objekte — wie es heute noch in den Niederlanden Sitte ist — nach ein- oder mehrmaligem Gebrauch einfach beiseite.

Während sich das Pfeifenrauchen bei der den guten Ton beobachtenden Gesellschaft hauptsächlich auf die Kämmerlein beschränkte, galt das Schnupfen bei der vornehmen Baslerwelt beiderlei Geschlechts, übrigens wie anderwärts, für salonfähig. Der eine kompakte Masse bildende Schnupftabak wurde nach einem um 1690 zu Straßburg aufgenommenen Verfahren vermittelst einer Rappe, eines kleinen Reibeisens, pulverisiert.[6]) Ob die Basler Schönen es so arg trieben, wie die Frauen Mülhausens, von denen Pfarrer Jak. Konrad Grynäus zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts klagt, daß sie sich dieses Geschäft sogar in der Kirche erlaubten, entzieht sich unserer Kenntnis. Anfänglich trug man

den Schnupftabak in kugelförmigen Flaschen mit sich. Neben den Flaschen kamen dann allmählich hölzerne Dosen in Gebrauch. Als 1724 der Papst die Verordnung gegen das Schnupfen aufhob, wurde der Gebrauch der Prise allgemein Mode.

Es kommt dies beredt zum Ausdruck in der Rolle, welche fortan die aus kostbarstem Material hergestellte Tabakdose als wertvolles Präsent und geschätzte Dedikation spielte. Ich erinnere an die Dose, die der Pseudograf Cagliostro, Jakob Sarasin, dem Bauherrn des Weißen Hauses, verlieh, geschmückt mit Cagliostros Minaturbild und dem Vers voller Eigenlob:

„Illustre par sa bienfaisance
Et trop fameux par ses malheurs
Cagliostro, banni de la France
Y vit toujours dans tous les cœurs."

Prunkstücke sind dann die in Basler Privatbesitz befindlichen goldenen Tabatièren, welche Bürgermeister Joh. Heinr. Wieland zum Zeichen huldvoller Gewogenheit erhielt: die eine 1813 von Kaiser Napoleon mit dessen von Isabey gemaltem Bild; die andere von Kaiser Franz II. von Oesterreich, ebenfalls mit dem Konterfei des Donators geziert.[7])

Mit silbernen Tabakdosen anerkannte und lohnte die Stadt noch in den Dreißiger Wirren die Treue ihrer Offiziere.

In jenen Zeiten und zur Zeit der Regeneration kam dann auch die Zigarre langsam bei uns auf. Einer der ersten Basler Zigarrenraucher war Daniel Burckhardt-Forcart (1805—1879) aus dem Württembergerhof. Für eine damals besonders beliebte Sorte prägten lose Mäuler boshaft, aber echt baslerisch, den Uebernamen „Pietistenschwänzlein".[8])

Bis über die Hälfte des 19. Jahrhunderts aber blieben Pfeife und Schnupfdose die eigentlichen Wahrzeichen des eingefleischten Basler Tabakfreundes. Sie bildeten, man

kann fast sagen, einen integrierenden Bestandteil der zahlreichen Stilleben und Idylle[9]) jener Jahre, da die soliden Gewohnheiten und behaglichen Freuden des Lebens sich noch nicht ausgewechselt hatten gegen das ruhelose Jagen nach stets neuen Genüssen und gegen die nervöse Unrast des Erwerbens.

Bedachtsam schritt da am Sonntag der gesetzte Burger im dauerhaften altväterischen Rock zum Spaziergang und Schöpplein vors Tor; ihm zur Seite die behutsame Bürgersfrau, vorsorglich mit dem zweiplätzigen Regenschirm ausgerüstet. Tiefe Züge schöpft von Zeit zu Zeit der gestrenge Eheherr aus dem mächtigen, rauchgeschwärzten Ulmerkopf, aus dem die blauen Rauchkringeln in den goldigen Sommertag aufsteigen . . .

Ein anderes Bild: Des langen Werkeltages Arbeit ruht; die Stadt steht unter dem Zeichen des Feierabends. In den Gärtchen im Stadtgraben, des kleinen Pfahlbürgers Freude, webt und wirkt der Frühling. An der knospenden Himbeerhecke, die zwei solcher Anlagen trennt, stehen Gevatter Schneider und Handschuhmacher und bewundern das bescheidene Rondel bunter Primeln des einen, das schwer duftende Pfingstnägeleinbeetchen des andern Besitzers. Vom Wetter wird geplaudert, von Altem und Neuem, und über das niedere Häglein wandert die Schnupftabakdose hinüber, herüber. In der Regel läßt man's bei einigen Prisen ordinärem „Doppelmops“ genügen, ausnahmsweise aber spendet die Horndose echten „St. Vincent“, „Sing-wenn-d'kasch Dubak“ im Volksmunde geheißen . . .

Noch ein drittes Stilleben: Draußen vor irgend einem der Stadttore liegt das etwa ein Morgen Land umfassende „Gütlein“, die freundliche Scholle des Bürgers vom hablichen Mittelstand. Buchsgefaßte Wege mit zimmtfarbener Gerberlohe sauber bestreut, führen an herbstlichen Astergruppen und vereinzelten Obstbäumen vorbei zum Rebgelände, dem Stolz des Eigentümers. Aus dem Kontor im

dumpfen Hinterstübchen des Kaufladens ist er nach des Tages Mühen hinausgepilgert und weidet nun vom Gemach des einstöckigen, lindenbeschatteten Gartenhauses aus den Blick an seinem Eigen. Keck und lustig fliegen aus Pfeife und Mund die Tabakwölklein in die laue Abendluft; denn das wunderbare Herbstwetter scheint dem glücklichen Mann ein paar Ohm Neuen von der Güte des Elfers zu verheißen . . .

Das sind „Stückchen Sonnenseite" aus dem Leben eines Bürgertums, bei dem sich einfaches, althergebrachtes Lebensgebaren von selbst verstand und weder als Druck noch als Schmach empfunden wurde, Verhältnisse wie sie schon das Stadtbild mit seinen dem Raume Schranken setzenden Toren, Wällen und Gräben äußerlich veranschaulichte. Wohl eignet dem einzelnen Typus dieser Gesellschaft keine besondere Größe, aber als Ganzes gefaßt, besitzt sie entschieden historische Bedeutung, um so mehr als unsere jetzige alles nivellierende Zeit sich anschickt, dieses altbaslerische Volkstum immer mehr verschwinden zu lassen.

Anmerkungen.

1) Dem Aufsatz liegt der Hauptsache nach folgendes Quellenmaterial zugrunde: Staatsarchiv, Akten Handel und Gewerbe L2; ebd. CCC17; Archiv der Safranzunft D8; Archiv der Zunft zu Hausgenossen, 17; ferner Jac. Theod. Tabernaemontani Kräuterbuch, herausgegeben 1613 durch Caspar Bauhin, ed. 1731; Th. Zwinger, Theatrum botanicum 1696, ed. 1744.

2) Beiläufig bemerkt, sind die Basler Zeitgenossen der Persönlichkeit Melanders (1585—1648), die zu den interessantesten Erscheinungen im militärischen, politischen und gesellschaftlichen Leben des damaligen Europa gehört, nicht gerecht geworden. Ein ebenso kühner Draufgänger im Felde wie bei Tanz und Gelage an schwelgerischer Tafel, errang er nach seinem Wegzug von Basel im Soldatenhandwerk des dreißigjährigen Krieges die höchsten Würden. Niemand verweigerte dem aus niederstem Bauernstande Hervorgegangenen die Ehren, die sonst strenge Ahnenprobe verlangten. Im

Dienste der Oranier schritt er ebenso stolz durch die schwere Pracht der holländischen Häuser, wie er zuvor als venetianischer Condottiere in vollen Zügen die leichte Galanterie der Dogenstadt gekostet hatte. Des Verrats bezichtigt, ging er 1641 zu den Kaiserlichen über, ward unter dem Namen Peter von Holzapfel in den Grafenstand erhoben und nach Gallas Tode kaiserlicher Generalissimus, um 1648, in einer der letzten Schlachten des großen Krieges vor Zusmarshausen einen tapfern Soldatentod zu finden.

[3]) Scrupel, Apothekergewicht = 20 Gran = 1,25 Gramm.

[4]) Noch 1807 erließ die Kanzlei eine gedruckte „Aufforderung zu vorsichtigem Tabackrauchen", und bis in die 1850er Jahre war das Rauchen auf der Rheinbrücke verboten.

[5]) Gefl. Mitteilung des Herrn Prof. D. Burckhardt-Werthemann.

[6]) F. M. Feldhaus, Die Technik der Vorzeit, pag. 1101.

[7]) Abgebildet wie obige in R. F. Burckhardt, Kunst und Gewerbe aus Basler Privatbesitz, Tafel 64.

[8]) Vgl. Th. Meyer-Merian, Entschwundene Zeiten, nachgel. Erzählungen und Bilder.

[9]) Ein Exemplar im Historischen Museum.

Eindrücke aus der Zeit unmittelbar vor und nach dem Waffenstillstand in Bulgarien.

Von Ernst Sartorius.

Die Konferenz der Sekretäre der Kriegsgefangenenhilfe christlicher Vereine junger Männer, welche in Varna am Schwarzen Meer stattgefunden hatte, war eben (27. September 1918) zu Ende gegangen. Jeder strebte seinem Arbeitsgebiet zu; der eine ging in die heißumstrittene Dobrudja, ein anderer suchte die Gefangenen an der Donau auf, und der Rest vertraute sich der bulgarischen, stets bis auf die Waggondächer besetzten Staatsbahn an, um entweder Sofia oder via Transbalkanbahn Südbulgarien zu gewinnen.

In Orechovitza, dem bulgarischen Olten, drang eine kaum glaubliche Kunde an unser Ohr: die Regierung hätte eine spezielle Mission unter Begleitung des amerikanischen Geschäftsträgers nach Saloniki in das Hauptquartier der Orientarmee gesandt, um Waffenstillstandsverhandlungen einzuleiten. Es mußte etwas daran sein, denn man sah überall die Leute freudig erregt sich besprechen. Da kam der Zug von Sofia und brachte die Tagesblätter, und wahrhaftig an erster Stelle mit großen Lettern stand die Freudenbotschaft bestätigt.

Eine deutsche Rot-Kreuz-Schwester — sie war erst seit vier Wochen in Bulgarien — fragte gleich ängstlich: „Ja glauben Sie, daß wir Deutsche dann wieder heim müssen?“ Die gute Seele hatte eben begonnen, sich der etwas bessern Lebensmittelversorgung als deutsche Militärperson zu freuen, und nun sollte sie diese Krippe schon wieder verlassen müssen!

Auf der Transbalkanbahn folgenden Tages — der Be-

richterstatter befand sich im Fourgon eines Güterzuges, der mit unglaublicher Langsamkeit die an die Gotthardbahn erinnernden Schleifen heraufschlich — lauteten die Neuigkeiten anders: es hätte eine große Schlacht stattgefunden; man habe 70 000 (nicht weniger!) Franzosen gefangen genommen. Die Botschaft ließ einen kühl. Unterdessen keuchte der Zug oft so langsam die Strecke entlang, daß die Bahnbeamten vom Zuge sprangen, ihre Mützen mit Sand füllten und dann vor die Lokomotive eilten und dieser, wie man einem guten Haustier Brocken vorwirft, um es voranzubringen, den Sand auf die Schienen streuten. Und die Lokomotive erfaßte dankbar diese erleichternde Wohltat, keuchte einigemale heftiger, und ihre Räder drehten sich, so weit der Sand reichte, etwas schneller und sicherer. So kam man alsgemach auf die Höhe, wo dann Lokomotive und Bahnbeamten eine längere Schnaufpause machten. Dann stieß die Maschine einen Jauchzer aus, und es ging munter bergab ohne viel zu bremsen; um alle Windungen raste der Zug, und man wunderte sich bloß, daß man nicht entgleiste. Wie oft erlebten wir diese mehr oder minder ergötzliche Fahrerei; allerdings minder ergötzlich waren die zahlreichen Wagentrümmer an allen Linien Bulgariens zu sehen. Wie oft kamen dort Eisenbahnunglücksfälle vor. In den Zeitungen berichtete man nie davon.

In Stara Zagora, einem kleinen Kreisstädtchen in Südbulgarien, angekommen, nahmen wir mit Erstaunen wahr, wie der Bahnhof mit bulgarischen Soldaten besetzt war. Auch mußten wir zum erstenmal in den zwei Jahren unseres Aufenthaltes beim Gang durch die Stadt unsere Papiere zeigen. Es war der Belagerungszustand verhängt. Warum? Man erwartete den Transport eines Teils jener Truppen, welche die Front verlassen und mit den bisherigen Feinden fraternisiert hatten. Sie sollten in ihre Dörfer abgeschoben werden.

Mit einiger Mühe eroberten wir zwei Plätze in einem selbstverständlich nicht erleuchteten, überfüllten Zug nach

Sofia, der Nachts zwei Uhr von Stara Zagora abfuhr. Wir hatten dank dem Entgegenkommen des bulgarischen Kriegsministeriums Berechtigung zur Fahrt in erster Klasse und zur Benützung aller Güter- und Militärzüge kostenfrei in ganz Bulgarien. Bei Nacht sind alle Coupés gleich, zumal schon seit langem die erste Klasse eigentlich aus Drittklaßabteilungen bestand, welche nur durch Aufschrift als Erstklaßabteilungen bezeichnet waren.

Die Fahrt ging unter unzähligen Stockungen vor sich, und fast auf jeder Station begegneten uns lange Züge mit aufständischen, entwaffneten Soldaten. In Kostenetz-Banja befand sich eine größere Verpflegungsstelle. Dort hatten wir Gelegenheit, mit einigen Offizieren der heimkehrenden Truppen zu reden. Sie und ihre Soldaten machten alle einen Eindruck von Niedergeschlagenheit; sie erzählten, wie es ihnen an allem gemangelt und daß absolut kein anderer Weg sich geboten hätte, um die Regierung zu Waffenstillstandsverhandlungen zu bringen, als eben einfach zu streiken. Sie kamen sich trotz aller Niedergeschlagenheit als Retter des Vaterlandes vor.

Die Fahrt ging weiter, etwas schneller als bisher, und man gelangte noch bei Tageslicht nach siebzehnstündiger Fahrt (normale Fahrzeit 6—7 Stunden) in Sofia an.

Der große Belagerungszustand war über die Stadt verhängt. Der Bürger mußte abends 6 Uhr zu Hause sein. Cafés und Restaurants waren geschlossen; nur mittags zwischen 12 und 1 Uhr und abends zwischen 5 und 6 Uhr konnte man in einigen wenigen Restaurants Mahlzeiten einnehmen. Wer nicht zur rechten Zeit kam, erhielt nichts mehr.

Bei Tag sah die Stadt recht monoton aus: die Bazars und Kaufläden hatten ihre Läden zugemacht und nur eine kleine Pforte offen gelassen; überall sah man berittene Patrouillen. Auch marschierten deutsche Truppen ein. Eine deutsche Militärmusik zog mit rauschenden Kriegweisen osten-

tativ bei Regenwetter und Sonnenschein täglich stundenlang durch die Stadt; zu welchem Zweck, war uns unerfindlich.

Im übrigen lag eine gewisse Spannung auf der ganzen Stadt: man erwartete die Rückkehr der nach der Front zur Unterhandlung mit dem Feind abgesandten Mission.

Um die Lage besser zu verstehen, sei folgendes nachgeholt: die bulgarische Armee befand sich im Herbst 1918 in einem Zustand, der keinen Winterfeldzug mehr erlaubte. Es mangelte an allem, an Nahrung und Kleidung.

Bulgarien war durch Staatsvertrag verpflichtet gewesen, seinem Verbündeten, dem deutschen Reich, den Unterhalt einer Armee von 120 000 Mann an Lebensmitteln für Mensch und Tier zu stellen. Außerdem hatten die deutschen Sanitäts- und Militärpersonen den Befehl erhalten, wöchentlich ein- bis zweimal Lebensmittelpakete von 2—3 Kilo Gewicht nach Hause zu senden. Daß ein solch immenser Lebensmittelentzug auch von einem so fruchtbaren Land wie Bulgarien es ist, auf die Dauer nicht ausgehalten werden konnte, liegt auf der Hand. Es kam denn des öftern an der mazedonischen Front vor, daß die bulgarischen Soldaten nichts zu essen hatten, indessen die deutschen Soldaten ihr aus bulgarischem Mehl gebackenes Brot verzehrten. Dies schuf große Unzufriedenheit.

Bulgarien ist Agrikulturstaat. Die Industrie ist noch kaum entwickelt. Es mögen etwas mehr als 100 Fabriken im ganzen Lande (5 Millionen Einwohner) vorhanden sein; die Zahl ist eher zu hoch als zu niedrig gegriffen. Schon in Friedenszeiten war das Land auf Import, ganz besonders der Textilwaren angewiesen. Im Krieg wurde es in dieser Hinsicht nicht besser; auf der einzigen Zufahrtsstraße von Norden her, auf der Bahnlinie von Belgrad-Nisch rollten Tag und Nacht die Tod und Verderben bringenden Munitionszüge und Militärtransporte. Hie und da wurde ein sogen. „Maritzazug" eingeschaltet, der Gebrauchsgegenstände aller Art aus Deutschland in Bulgarien einführte. Die

Kleidernot stieg dergestalt, daß ein Drittteil der bulgarischen Armee an der mazedonischen Front in deutsche Uniformen gekleidet worden war. Anfangs September 1918 machte man in Sofia eine Kollekte von Haus zu Haus und bat um Wäsche für das Heer. Diese Sammlung warf sozusagen nichts ab, hatte doch der Bürger selbst auch fast nichts mehr. Zu jener Zeit galt ein Fadenspüli gewöhnlichen Fadens, sofern man ihn überhaupt bekommen konnte, 30 Lewa (1 Lev vor dem Krieg = Fr. 1.05), für ein Paar Lederschuhe zahlte man gerne 500 Lewa, für einen einfachen Anzug zwischen 1200 und 1400 Lewa.

Schlecht zu dieser Not stimmte der Prunk, mit welchem Zar Ferdinand in den letzten drei Wochen vor dem Zusammenbruch nacheinander die Könige von Bayern und von Sachsen empfing. Es war ein königlicher Aufzug, der sich in Berlin hätte sehen lassen können: Heroldsreiter auf prächtigen, gut genährten Pferden in goldstrotzenden Gewändern. Der königliche Wagen, reich vergoldet, gezogen von acht rassereinen Schimmeln, eine lange Reihe von Hofkutschen und Autos (trotz der Benzinarmut)! Dazu die ganze sofioter Garnison in Gala! Obschon das ganze prächtige Bild von strahlendem Sonnengold verklärt wurde, verharrten die nicht zahlreich erschienenen Zivilzuschauer in einer musterhaften Stille, die bei jedem Leichenbegängnis rühmend hervorgehoben worden wäre. Nur die Kinder der deutschen Schule, welche Spalier standen, und die sofioter Garnison schrieen Hurra, das Militär natürlich auf Kommando. Etwas Prächtigeres und zugleich etwas der Wirklichkeit mehr Hohn Sprechendes konnte man kaum sehen.

Noch während der König von Sachsen sich im Lande befand, stellten einige Divisionen der Frontarmee der Regierung in Sofia ein Ultimatum, indem sie verlangten, daß dieselbe bis zu einem gewissen Datum in Waffenstillstandsverhandlungen einzutreten hätte, sonst würden die Truppen die Front verlassen.

Die Regierung (Kabinett Malinow) befand sich in schwieriger Lage. Zar Ferdinand war für „Durchhalten", indessen seine Minister und das Volk für Waffenstillstand stimmten. Es kam hiezu noch ein Umstand: die Deutschen waren verpflichtet, 120 000 Mann an der Balkanfront zu halten. Wegen der Kämpfe im Westen waren aber nach und nach 80 000 Mann abkommandiert worden, so daß damals nur 40 000 deutsche Soldten in Mazedonien sich befanden. Die Regierung sandte unverzüglich eine Depesche an Hindenburg mit der Bitte, die deutsche Mannschaft auf die Sollstärke zu bringen. Hindenburg antwortete, er könne nicht, die Bulgaren sollten sich, so gut sie vermöchten, verteidigen, unter Umständen sich auf den Balkan (Gebirge) zurückziehen und dort eine neue Verteidigungslinie beziehen. Damit wäre Süd-Bulgarien dem Feinde preisgegeben worden, und dies ging natürlich nicht an. So entschloß sich die Regierung zu Unterhandlungen mit Wissen des Zaren Ferdinand, dem man die Zustimmung abgenötigt.

Der amerikanische Geschäftsträger, welcher während des ganzen Krieges in Sofia residierte, zum großen Aerger der Deutschen (Bulgarien befand sich mit Amerika nicht im Krieg), fuhr mit einigen hochstehenden bulgarischen Persönlichkeiten nach der Front, an welcher die Zersetzung der bulgarischen Armee bereits begonnen hatte. Der amerikanische Attaché erhielt zum Beispiel einen Steinwurf eines aufrührerischen Soldaten an den Kopf. Auch mußte die Mission mit Vorsicht deutsche Linien passieren. Nachdem der amerikanische Geschäftsträger die bulgarische Delegation dem Entente-Frontkommandanten vorgestellt hatte, kehrte er nach Sofia zurück, indessen die Bulgaren nach Saloniki ins Hauptquartier der Orientarmee geführt wurden.

Unterdessen wandten sich zwei bulgarische Divisionen, welche ihre Offiziere teils verjagt, teils erschossen oder zu ihrer Ansicht bekehrt hatten, gegen das bulgarische Hauptquartier. Durch die Geistesgegenwart von Bahnbeamten

konnte dasselbe Zeit zur Flucht gewinnen. In Radomir, etwa vier Bahnstunden südwestlich von Sofia, riefen die Truppen die Republik aus. In Radomir befand sich am Bahnhof ein großes Magazin vom bulgarischen Roten Kreuz. Dasselbe ging bei dieser Gelegenheit mit allen Vorräten in Flammen auf.

Die Truppen wälzten sich hierauf gegen Sofia, um die dortige Regierung abzusetzen. Dies gelang aber nicht. Die deutschen Truppen und die sogen. Junkernschule (bulgarische Kadettenanstalt), unterstützt von einem regierungstreuen Regiment, lieferten den Aufständischen vor den Toren von Sofia ein Gefecht. Die deutschen Maschinengewehre gaben hiebei den Ausschlag.

Die den Dienst verweigernden Truppen waren keine Revolutionäre im eigentlichen Sinne des Wortes, sondern hatten nur vom Krieg übergenug und sehnten sich nach Hause (man darf nicht vergessen, daß der erste Balkankrieg diesem Krieg vorausgegangen war und manche fünf und sechs Jahre beständig oder nur mit kurzer Unterbrechung von etwa zehn Monaten unter den Waffen gestanden hatten). Auch hatte unter der Truppe die Idee Platz gegriffen, der ganze Krieg gälte nur den deutschen Interessen: die Deutschen wurden aber je länger je unbeliebter. Dieser Stimmung Rechnung tragend, beschloß die Regierung nur die Entwaffnung der von der Front zurückgewichenen Truppen und sandte sie in Dorfschaften in ihre heimatlichen Dörfer zurück. Sie fuhren denn auch ganz friedlich heim, ein Waggon von zirka 40 Mann stand jeweilen unter der Bewachung eines einzigen jungen bulgarischen regierungstreuen Soldaten.

Die Stimmung in Sofia war vor der Rückkehr der Unterhandlungsmission eine ungemein erwartungsvolle: Was werden die Unterhändler bringen? Wie werden die Deutschen diesen Schritt aufnehmen? Werden die Franzosen noch zur Zeit eintreffen, falls die Deutschen nicht auf den Umschwung der Dinge eingehen?

Mittlerweile dauerte der Belagerungszustand an. Die Deutschen konzentrierten offenbar Truppen um Sofia herum. Dort, wo in der Reitbahn des Königs kurz vorher eine deutsche Kunstausstellung (Bulgarien sollte deutsche Kultur kennen lernen) stattgehabt hatte, befanden sich deutsche Truppen, und ein malerisches Lagerleben verwüstete den schönen Garten, darin die Reitbahn lag. Der Berichterstatter hatte wegen Vermißten in Rumänien mit der betreffenden Auskunftsstelle im sogen. deutschen Haus gegenüber dem königlichen Palais zu tun. Als er in das Haus trat, zeigte sich im Erdgeschoß das gewöhnliche Bild: der Unteroffizier, der deutsche Zeitungen verkaufte und zugleich Portierdienste versah, umgeben von deutschen Soldaten und Offizieren, welche sich Blätter aussuchten. Unbeanstandet gelangte man in den ersten Stock; da plötzlich ein ganz anderes, unerwartetes Bild: eine Abteilung feldmarschmäßig ausgerüsteter Deutscher im Helm und mit aufgepflanztem Bayonett. Nach genauer Auskunft über den Zweck des Besuches konnte man höher steigen. In einem Zimmer direkt dem Königspalast gegenüber, gegen den Befehl eines Offiziers, von einem dienstbereiten Einjährigfreiwilligen in das Zimmer hineingeführt, fiel einem gleich ein schußbereites, schon gerichtetes Maschinengewehr auf. Der Einjährige, der einen offenbar für einen Landsmann hielt, flüsterte einem zu: „Halten Sie sich auf den 4. Oktober zur Abfahrt bereit." Schreiber dies dankte und entfernte sich, das Geheimnis für sich behaltend. In der Tat fuhr schon am 4. Oktober der erste Zivilistenzug nach Deutschland ab.

In der deutschen Balkanzeitung, dem Blatt der deutschbulgarischen Interessen, stand natürlich über die Vorgänge nicht viel zu lesen. Am 4. Oktober erschien das Blatt zum letztenmal, ohne von den Lesern Abschied zu nehmen.

Am 2. Oktober gegen Abend kehrte die Mission von Saloniki zurück. Eine Vorbedingung des Waffenstillstandes war die Abdankung des Zaren Ferdinand zu Gunsten seines

Sohnes, des Kronprinzen Boris. Ministerpräsident Malinoff begab sich in Begleitung eines andern Ministers abends 8 Uhr ins Schloß. Nach zweistündiger Unterredung unterschrieb Ferdinand die Abdankungsurkunde. Schon um 11 Uhr abends befand sich der entlassene Fürst mit seinen beiden Töchtern und seinem zweiten Sohn, Prinz Kyrill, in einem Extrazug, der ihn in lebenslängliche Verbannung bringen sollte. Er fuhr zunächst nach Ungarn auf seine Besitzungen.

In der Oeffentlichkeit hatte man noch nichts von dem Wechsel vernommen. Am 3. Oktober morgens hörte man plötzlich die großen Glocken der Kathedrale anschlagen — das war während des Krieges stets das Zeichen, daß feindliche Flieger über der Stadt seien und das Publikum die Straßen zu verlassen hätte. Aber wie war das möglich? Eine Unterhandlungskommission war doch unterwegs, oder sollte sie fehlgeschlagen haben? Das wäre entsetzlich . . . Unter solchen Empfindungen eilte der Berichterstatter zum Lagerkommandanten, um auf dessen Bureau Kriegsgefangenenangelegenheiten zu besprechen. Mitten im Gespräch — -r-r-r-r-r-r-r (das Telephon) — ein Freudenstrahl auf dem Gesicht des Kommandanten und nach Schluß des Gesprächs die Mitteilung: „Zar Ferdinand hat abgedankt, Zar Boris wird um 11 Uhr in der Kathedrale geweiht.“

Nun galt es zu eilen: als Kronprinz hatte Zar Boris das Protektorat der Kriegsgefangenenhilfe des Weltbundes christlicher Vereine junger Männer in Bulgarien übernommen und dadurch dem Werk unendlich viel Vergünstigungen bei dem Kriegsministerium und den Lagerbehörden verschafft. Selbstverständlich beteiligten wir uns an diesem Weihegottesdienst.

Während Zar Ferdinand der römisch-katholischen Kirche angehörte und die im Sommer 1918 verstorbene Zarin Eleonore als ehemalige Prinzessin von Reuß evangelisch-lutherisch gewesen war, bekannten sich die vier aus erster Ehe mit

der Prinzessin Marie Louise von Parma, einer Schwester der Kaiserin Zita von Oesterreich, stammenden Kinder zur bulgarisch-orthodoxen Kirche, und das will bei den Bulgaren etwas sagen. Wenn auch die einzelnen Popen, die meist sehr ungebildet sind, im allgemeinen sehr verachtet werden, so erfreut sich die Kirche als Institution hoher Achtung. Die Bulgaren sind ungemein national gesinnt. Das Verdienst der Kirche war es aber, daß sie das bulgarische Volkstum während der mehr als vier Jahrhunderte dauernden Türkenherrschaft in ihren Klöstern und Schulen vor dem Untergang bewahrte. Dazu kam, daß sich unter den Freiheitshelden, welche ihr Leben für die bulgarische Nationalidee ließen, mehrere Popen und Mönche befanden. Das Sehnen des ganzen Volkes ging daraufhin, an Stelle landesfremder Fürsten solche, die im Lande geboren sind, und deren Religionsbekenntnis ebenfalls der Landesreligion entspricht, besitzen zu dürfen. So wurde denn Zar Boris, der besser bulgarisch als französisch und deutsch spricht, der, man kann sagen, wirklicher Bulgar im Denken geworden ist, mit unaussprechlichem Jubel vom Volke als erster rechtmäßiger Zar der Bulgaren begrüßt.

Der Weihegottesdienst vollzog sich folgendermaßen: lange vor 11 Uhr füllte sich die Kathedrale mit Offizieren und Würdenträgern des Staates. Unter den Anwesenden fanden sich der spanische und der holländische Minister, der amerikanische Geschäftsträger, der preußische Militärbevollmächtigte mit seinem Adjutanten (übrigens diesmal die beiden einzigen militärischen Vertreter der Mittelmächte, während sonst alle deutschen, österreichischen und türkischen Offiziere bei derartigen Feiern anwesend waren). Der ehrwürdige Bischof von Sofia mit weißem Patriarchenbart wandelte, gefolgt von etwa einem Dutzend Priestern in über und über mit Goldstickereien versehenen und mit Edelsteinen besetzten Prachtgewändern in allen Farben, dem jungen Herrscher entgegen und geleitete ihn zum Königsbaldachin. Nun begannen

in altslavischer Sprache (zum Unterschied von der griechisch-orthodoxen Kirche, in welcher griechisch die Kirchensprache ist) die Gesänge und Respensorien zwischen den Priestern und dem Kirchenchor, einem gemischten Chor, der in glockenreiner Stimmung seine Vorträge zu Gehör brachte. Verstand man auch nichts, oder nur vereinzelt einige Worte, so wirkten dennoch die Jubelakkorde, die in den Gesängen zum Ausdruck kamen, ungemein feierlich und erhebend. Als dann die ganze Gesellschaft, auch der neue Zar, auf die Knie niederfiel und der silberweiße greise Priester das Weihegebet sprach, erreichte dieser Gottesdienst seinen Höhepunkt. Der junge Zar schien sichtlich ergriffen vom Ernst der Stunde und der Verantwortung, die er übernahm. Wir hatten ihn stets als einen ernstgesinnten, jungen Mann gekannt. Das Bild, das sich da bot, wird uns unvergeßlich sein: die Farbenpracht der Priestergewänder, die bunten Uniformen aller der Offiziere und Würdenträger, die durch die paar in Schwarz erschienenen Westeuropäer nicht beeinträchtigt wurden, dazu die liebe Sonne, die an diesem Morgen sich gleichsam zu diesem Friedenswerk besonders herbeiließ, den blauen Weihrauch durchflutete und ihre Strahlen auf das rote Muster des Teppichs warf, das in gewissem Kontrast zu den dunkeln Kaftanen einiger muhammedanischer Untertanen stand, welche in edelsteinbesetzten, blendend weißen Turbanen stehend der Feier beiwohnten!

Nicht enden wollender Jubel begrüßte den Zaren, welcher durch die Versammlung gehend die Einzelnen mit den Augen gegrüßt hatte, als er auf den freien Platz vor der Kathedrale trat. Man hatte die Empfindung echter, nicht gemachter Gefühle. Das Volk folgte in den Schloßgarten, der zum erstenmal seit langer Zeit wieder offen stand. Zar Boris dankte vom Balkon herab und wurde immer und immer wieder von Gliedern des Volkes aus allen Schichten angesprochen. Es war ein Freudentag, wie wir keinen bisher in Bulgarien erlebt hatten.

Doch schon am Tag darauf begann die Prosa des Lebens wieder: die Waffenstillstandsbedingungen wurden bekannt, und da gab es vieles, was nicht erfreulich war. Doch hatte das Volk so sehr genug vom Krieg, so übergenug, daß man alles annahm und froh war, endlich, endlich ein Ende der Schrecken zu sehen. Daß bis zum Friedensschluß es noch über ein Jahr gehen sollte, das ahnte damals niemand.

Innerhalb 14 Tagen sollten alle deutschen, österreichischen und ungarischen Truppen und Offiziere das Land verlassen haben, ebenso alle deutschen, österreichischen und ungarischen Zivilpersonen. Ebenfalls sollten binnen 14 Tagen alle Kriegsgefangenen und Internierten heimgeschafft werden.

Man kann sich kaum vorstellen, was nun allerorts für ein Gewimmel losging. Da zogen deutsche Truppen; sie kamen von der Front her. Die Soldaten machten mehr oder weniger erfreute Gesichter, ging es doch der „Heimat" zu; dort sah man in anderer Richtung auf derselben schlecht unterhaltenen Heerstraße bulgarische demobilisierte Soldaten.

Dazu trafen beständig Kriegsgefangene und Internierte ein, ohne daß man Mittel zum Weitertransport noch Unterkunft für sie hatte. Ein Befehl war von verschiedenen Lagerkommandanten mißverstanden worden: sie sagten den Gefangenen einfach: „Ihr seid jetzt frei, ihr könnt heimgehen." Die Bahn, die sie benützen wollten, war von deutschen Truppen besetzt, so stauten sich die Massen in den kleinen Bahnhöfen, die meist einige Kilometer weit vom Ort entfernt liegen und keinerlei Obdach bieten. Es entstand ein großes Elend. Sie hatten keine Nahrung, kein Obdach, keine Pflege.

Und es schien, als wollte das Wetter das Maß der Leiden noch vervollständigen: es regnete Tag und Nacht, Nacht und Tag, vierzehn Tage lang. Es braucht keine Phantasie dazu, um sich ein Bild von dem Zustand der ungepflasterten, viel gebrauchten Straßen und Plätze zu machen, bei einer solchen Ueberschwemmung.

Was man damals sah an menschlichem Elend, vergißt

man nie: da lagen sie in fußtiefem Straßenkot in der Nässe, diese Lumpen- und Kleiderbündel, aus denen todesmatte Augen einen hilfeflehend ansahen oder sich totenbleiche, abgemagerte Arme entgegenstreckten.

Wie helfen? Die bulgarische Organisation versagte vollständig. Da und dort gelang es einem unserer Sekretäre, mit Hilfe eines wohlwollenden Platzkommandanten Nahrungsmittel und namentlich Zelte und Feldküchen der zurückkehrenden bulgarischen Truppen für den Hilfsdienst an den Gefangenen frei zu bekommen.

Erst als die englische Militärmission in die Stadt und ins Land kam, wurde es allgemein besser.

Kaum waren die letzten deutschen Truppen abgezogen, einige Nachzügler sah man noch beständig durch die Stadt ziehen, da flitzten schon die ersten französischen Autos durch die Stadt. Oberst Trousson, Chef der französischen Militärmission, schlug sein Quartier bei der amerikanischen Gesandtschaft auf.

Der nun systematisch fortgesetzte Abtransport der Kriegsgefangenen brachte für uns, denen das Wohl der Gefangenen am Herzen lag, freudige Augenblicke. Man muß sie gesehen haben jene freudestrahlenden Gesichter der lebhaften Südfranzosen, wie sie behend in die Viehwagen kletterten und sie mit Reisig und Trikoloren schmückten! Wie sie die Marseillaise sangen, wie sie uns zuwinkten und dankten! Und uns erleichterte es das Herz mit jedem abfahrenden Zug, der sie aus dem Elend herausbrachte. Einen Tag Franzosen, den andern Engländer, und so fort, bis diese Nationen und die Italiener alle ihre Gefangenen wieder hatten. Dann kamen die Serben und Griechen daran. Leider haperte es da; es fehlte an Rollmaterial und Kohlen. Die Deutschen hatten viel Rollmaterial mitgenommen. Kohlenzüge aus Deutschland blieben natürlich aus. Seit dem 2. Oktober war man hermetisch vom gesamten Ausland abgeschlossen. Man macht sich schwer einen Begriff davon, was es heißt, wenn

man es nicht selbst erlebt hat. Das übrige Rollmaterial wurde von den Franzosen beansprucht, welche eine Division nach der Donau zu dirigierten. So mußten Griechen und Serben teils zu Fuß, oder in endlos dauernder, stets unterbrochener Fahrt ihren Grenzen zugehen. Wie viele erlagen den Strapazen sozusagen angesichts der Freiheit!

Wie hatte auch das Straßenbild in Sofia in kurzer Zeit gewechselt! Deutsche Geschäftsschilde waren verschwunden; französisch war Trumpf. Das „Echo de Bulgarie", das während des Krieges in französischer Sprache die Sache der Mittelmächte beschrieb, änderte über Nacht seine Schreibweise. Die zweisprachige bulgarische Handelszeitung, die in bulgarisch und deutsch als Vertreter österreichischer Interessen diente, erschien handkehrum in bulgarisch und englisch; seine erste Nummer des neuen Kurses brachte eine Wilsonbiographie. Kurz, man paßte sich mit bewundernswerter Behendigkeit der neuen Lage der Dinge an.

Am Bahnhof, wo früher die schweren eisenbeschlagenen Stiefel der deutschen Infanteristen ein lautes Echo in den Hallen geweckt hatten, wandelten leichtfüßig, fast unhörbar, die zierlichen Gestalten der Südfranzosen, untermischt mit den ganz fremdartig anmutenden schwarzen Gesellen aus Senegal und Madagaskar. Dort, wo die schnarrenden, schneidigen Befehle selbstbewußter deutscher Offiziere ertönt, hörte man in gemessenem Tonfall, nicht minder selbstbewußt und militärisch stramm, die kurzen Befehlsworte englischer und französischer Offiziere. Und wo einst bulgarische Soldaten Wache gestanden, waren jetzt entweder italienische Alpini oder englische Tommys, lauter Prachtsexemplare in Haltung und Reinlichkeit, aufgepflanzt. Der bulgarische Bahnhofkommandant, ein Hauptmann, hatte einen serbischen Hauptmann als Vorgesetzten erhalten. Dieser serbische Hauptmann war in Bulgarien Kriegsgefangener gewesen; man kann sich denken, mit welcher Genugtuung er dem Bulgaren Befehle erteilte.

Und in der Stadt war es ähnlich: die deutschen Offiziere hatten dem Theater gegenüber ein Offizierskasino inne gehabt. Wie stolz hat dort oft die Flagge schwarz-weiß-rot vom Balkon geweht; an derselben Stelle grüßte wenige Tage später die blau-weiß-rote Fahne der französischen Republik, und ein Schwarzer schritt gravitätisch mit aufgepflanztem Bajonett vor derselben Türe auf und ab, durch welche deutsche Offiziere im Vollgefühl ihrer Pflicht geschritten waren, und die jetzt zum Hauptquartier des Oberkommandanten der alliierten Truppen in Bulgarien, Divisionsgeneral Chrétien, führte.

Wo anders in der Stadt wehte die britische Fahne. Der Chef der englischen Militärmission erwies sich als ungemein praktisch. Mit seiner Hilfe konnte ein Verpflegungsdienst für die durchreisenden Gefangenen eingerichtet werden. Dann zog noch eine griechische und eine serbische Militärmission ein, mit deren Chefs wir naturgemäß in Verbindung standen. Auch der italienische General zeigte sich hilfsbereit.

In den Gassen wimmelte es von englischen, französischen, italienischen, serbischen und griechischen Offizieren und Mannschaften, die sich aber untereinander nicht grüßten, dazu von vielen Bulgaren. Die Zivilbevölkerung litt damals viel unter Krankheiten, namentlich unter der Grippe. Ende Oktober, Anfang November sollen täglich gegen 100 Menschen in Sofia (Stadt von 160 000 Einwohnern) gestorben sein. Es waren ja auch alle Bedingungen für Ansteckung gegeben: die entsetzliche Unsauberkeit und dazu der Umstand, daß auf allen Plätzen um die Stadt herum gefallene Zugochsen und Pferde lagen. Die schwachen Tiere überließ man bei der Demobilisation einfach ihrem Schicksal. Sie wurden von Hunden und Schweinen angefressen, und blitzte nur etwas die Sonne hervor, so bedeckten sich die Kadaver mit Myriaden von Fliegen.

Auf dem Friedhof in Sofia wurden die Leichen so wenig tief eingebettet, daß einem ein widerlich süßlicher Ver-

wesungsgeruch entgegenwehte, sobald nicht Frost eingetreten war. Und andere Beobachtungen können gar nicht mitgeteilt werden. Anfang Dezember 1918 ging unsere Mission zu Ende. Am Vorabend der Abreise hatte der Schreiber dies noch Gelegenheit, den regierenden Zaren Boris zu sehen. Es war am 5. Dezember, einem nebligen, trüben Tag. Einige Minuten vor 11 Uhr fuhr der Wagen am Schloßportal vor. Stumm öffnete ein Polizeiwachtmeister. Zwei Polizisten nahmen die Ueberkleider ab. An der großen Freitreppe empfing ebenfalls stumm der Hausmarschall und überantwortete den Besucher einem Hauptmann der Palastwache, Adjutanten des Zaren. Nach einigen Minuten stillen Wartens in einem kleinen Saal, darin sich die Fahnen der Sofioter Regimenter befanden, ertönte eine Glocke. Der Adjutant verschwand und führte dann den Besucher in eine Art Vorzimmer, einem in Rot ausgestatteten Salon ohne Möbel, nur mit Spiegeldekorationen und Gemälden geschmückt. Die Türe ging auf, und der 27jährige Fürst trat dem Besucher entgegen, ihn freundlich begrüßend. Als Schweizer war einem das „Majestät" ungelenk, und da die Konversation nicht sehr formell war, so entschlüpfte hie und da statt eines „Majestät" ein einfaches „Sie". Der Inhalt des Gespräches drehte sich erst um die Arbeit der Kriegsgefangenenhilfe. Der Zar dankte für das, was geschehen war. Dann kam man auf den Krieg zu sprechen; der Zar versicherte, daß e r, was an ihm läge, und wo er's hindern könne, nie Krieg führen werde. Auch der Punkt wurde erwähnt, daß Bulgarien dadurch, daß es als erstes Land um Waffenstillstand nachgesucht habe, den ersten Schritt zum allgemeinen Frieden getan habe, was man „in Europa wohl anerkennen werde". — Die Audienz dauerte etwas über 40 Minuten.

Einer unserer letzten Besuche in Sofia galt den als krank zurückgebliebenen deutschen Soldaten. Es war ein eigentümliches Gefühl, unsere Hilfstätigkeit für Kriegsgefangene mit Liebesdiensten gegenüber deutschen Soldaten, die nun quasi

Gefangene waren, zu beschließen, die das Land früher so mehr oder minder beherrscht hatten.

Dasselbe Gefühl kehrte wieder, als wir einige Tage später in Saloniki kriegsgefangene Bulgaren und Deutsche in französischen, serbischen und englischen Lagern besuchten. Wie waren da die Rollen gewechselt!

Das was uns aber beständig mit Befriedigung erfüllte, war die Tatsache, daß wir wirklich neutral allen den armen unter dem Krieg leidenden Menschen in etwas haben helfen dürfen. Ueber drei Millionen Franken Unterstützungsgelder waren uns von der mit den Interessen der Kriegsgefangenen betrauten holländischen Legation zur Verfügung gestellt worden. Man richtete Gemüsegärten ein, kaufte Nahrungsmittel, wo's eben ging, und Kleider. Kurz, man half, wo und wie man nur konnte. Und diese internationale Sprache der Liebe verstand ein jeder, und manch einer erklärte, nun glaube er doch, daß die christliche Nächstenliebe noch nicht ausgestorben sei. Als wir durch das verwüstete Mazedonien fuhren, trafen wir viele ehemals in Bulgarien kriegsgefangen Gewesene, die in Mazedonien ansässig sind; sobald sie uns sahen, ging ein Freudenstrahl über ihr Gesicht. Sie stellten uns ihren Verwandten vor als ihre besten Freunde. So verlohnten sich die Strapazen wohl, die ein derartiger Dienst zu Kriegszeiten naturgemäß mit sich bringt.

Basel im frühesten Mittelalter.

Von August Bernoulli.

In seinem in der Historischen Gesellschaft gehaltenen Vortrag über „das älteste Basel", der nächstens in Buchform erscheinen wird, hat Prof. Felix Stähelin einen vortrefflichen Ueberblick gegeben über alles, was in bezug auf unsere Stadt bis zum Ende der Römerherrschaft durch unsere verdienstvollen lokalen Forscher bis jetzt ist ermittelt worden. Da jedoch die diesbezüglichen Nachrichten römischer Geschichtschreiber überaus spärlich sind, so bleibt immerhin manches noch in völliges Dunkel gehüllt. So sind wir z. B. hinsichtlich der Frage, was wohl aus unserer Stadt nach dem Ende der Römerherrschaft geworden sei, durchaus nur auf Vermutungen angewiesen. Da nun eine Zerstörung Basels in der Tat nirgends erwähnt wird, so galt bis jetzt ziemlich allgemein die Annahme, die Stadt sei auch im fünften Jahrhundert, als die Alemannen das Land vollständig einnahmen, von Zerstörung verschont geblieben und habe sich somit bis zur Frankenherrschaft hindurchgerettet.

Wenn nun auch Stähelin gegen diese allgemeine Annahme keinen Zweifel erhebt, so bleibt sie immerhin nur eine Vermutung. Beachten wir jedoch die sonst vielfach bezeugte Zerstörungslust der Alemannen gegenüber den römischen Städten, so müssen wir in dem scheinbar verschonten Basel jedenfalls eine recht seltene Ausnahme bewundern. Ziehen wir aber die glückliche Rettung unserer Stadt in Zweifel, so fragt es sich, wie nach Unterwerfung der Alemannen durch Chlodwig auf den Trümmern der Römerstadt ein neues und zwar fränkisches Basel mag entstanden sein.

Zur mutmaßlichen Lösung dieser Frage haben wir jedoch kein anderes Hilfsmittel als die noch jetzt vorhandene Anlage des ältesten Teils unserer Stadt.

I.

Basels älteste Kirchgemeinde ist nachweisbar die von St. Martin, und somit trägt der Hügel, auf welchem diese Kirche steht, wohl auch den ältesten Teil der ganzen Stadt. Von dieser Kirche aus führt die Martinsgasse über die Höhe eben fort, indes der Rheinsprung in gleichlaufender Richtung in das Birsigtal hinabführt, aber zugleich an seinem obern Ende ganz in derselben Richtung sowohl in der Augustinergasse als weiterhin in der Rittergasse und St. Albanvorstadt seine nahezu geradlinige Fortsetzung findet. Während mithin der Rheinsprung sich als ein Teilstück eines wohl von jeher auf der Höhe dem Rhein entlang führenden Weges ausweist, reicht die Martinsgasse in ihrer anfänglichen Richtung nur bis zum jetzigen Museum, allwo sie unversehens umbiegt, um in das obere Ende des Rheinsprungs einzumünden. Von einer einstigen Fortsetzung in der anfänglichen Richtung, also bis zum Münsterplatz, findet sich nicht die geringste Spur. Es läßt sich daher diese Anlage der Martinsgasse kaum anders erklären, als durch die Annahme, daß die Stadt, wenn man sie so nennen will, einst nicht weiter reichte, als von der Martinskirche bis zum Museum, auf dessen Areal allerdings noch die äußere Häuserreihe der bis zum Rheinsprung reichenden Martinsgasse liegen mochte, indes weiter draußen bereits das offene Feld begann. Diesem beschränkten Umfang entsprach wohl auch derjenige der Martinskirche, bis sie später durch den Umbau von 1287 erweitert wurde.[1])

Auf dem Hügel erbaut und mithin auf drei Seiten durch Abhänge geschützt, war der Ort jedenfalls befestigt. Und in der Tat läßt sich längs diesen Abhängen aus noch vorhandenen Mauerzügen beinahe durchweg die Richtung der

einstigen Ringmauer mit Sicherheit erkennen. Auf der vierten Seite jedoch, gegen den Münsterplatz hin, fehlt jeder sichere Anhaltspunkt, um die dort einst vom Schlüsselberg bis zur Rheinhalde reichende und vermutlich durch einen Graben verstärkte Mauer nachzuweisen. Dieselbe wurde allerdings schon nach der ersten Stadterweiterung entbehrlich, und wenn ihre Ueberreste noch die 917 wohl nur durch Brand erfolgte Zerstörung Basels durch die Ungarn überdauern mochten, so mußte immerhin neben ihrer letzten Spur auch die äußere Häuserreihe der anstoßenden Martinsgasse verschwinden, als im 13. Jahrhundert auf diesem Areal die ausgedehnte Anlage des Augustinerklosters entstund, an dessen Stelle jetzt das Museum steht. Wir müssen uns daher für diesen Teil der ältesten Ringmauer auf den Hinweis beschränken, daß er jedenfalls auf dem Areal des Museums zu suchen ist. Sicher aber führte durch diese Mauer ein Tor vom Rheinsprung hinaus auf den schon erwähnten alten Weg, d. h. auf die jetzige Augustinergasse, während ein zweites Tor am untern Ende des Rheinsprungs in das Tal des Birsigs und an den Rhein führte.

Ueberblicken wir nun die ganze Anlage, so umfaßt sie kaum mehr als einen Dritteil der seinerzeit schon von Prof. Wilhelm Vischer nachgewiesenen und seither durch manchen Fund bestätigten Römerstadt.[2]) Ueberhaupt hat sie nichts Großzügiges, das wir irgendwie als römisch bezeichnen könnten. Wir dürfen in ihr daher weit eher eine Neugründung auf dem Trümmerfelde der einstigen Römerstadt erblicken, also ein Werk der Franken, die nach Unterwerfung der Alemannen seit Beginn des 6. Jahrhunderts in unserer Gegend herrschten, und auf welche schon die dem heiligen Martin von Tours geweihte Kirche hinweist. Es liegt somit hier ein ähnlicher Fall vor, wie z. B. in Avenches, wo das jetzige Städtchen ebenfalls nur einen geringen Teil des römischen Stadtumfanges einnimmt.

Dieses neugegründete Basel hatte immerhin einige

Bedeutung schon dadurch, daß hier eine königliche Münzstätte errichtet wurde. Denn sowohl im Basler Historischen Museum als auch in auswärtigen Sammlungen sind noch einige Goldmünzen aus merovingischer Zeit vorhanden, deren Inschriften deutlich besagen, daß sie in „Basilia" geprägt wurden.[3]) Im übrigen jedoch war einzig die Martinsgasse beidseitig mit Wohnhäusern besetzt, und am Rheinsprung höchstens der oberste Teil. Denn an diesen stießen weiter unten durchweg die Liegenschaften der Martinsgasse mit ihren Nebengebäuden, die zum Teil erst im 18. Jahrhundert durch großartige Wohnhäuser ersetzt wurden.[6]) Der Rheinseite entlang aber lief die Stadtmauer, an deren Stelle erst in späterer Zeit die jetzt dort stehenden Häuser traten.

So beschränkt der Umfang dieser fränkischen Gründung auf dem St. Martinshügel war, so bedeutsam blieb immerhin ihre Lage hinsichtlich des Verkehrs, da zu ihren Füßen der bis hier in westlicher Richtung fließende Rhein in weitem Bogen sich nach Norden windet und fortan auch keine Hindernisse mehr für die Schiffahrt bietet. Schon die Gallier hatten deshalb, wie sich aus zahlreichen Funden ergibt, in dieser Gegend verschiedene dorfähnliche Niederlassungen, und speziell dem Birsig entlang ist durch verschiedene Fundstücke und bauliche Ueberreste auch die Ausdehnung der Römerstadt bis an diesen Bach bezeugt.[4]) Mochten nun die von den Römern einst angelegten Landstraßen im Lauf der Zeit infolge mangelnden Unterhalts zu elenden Saumpfaden geworden sein, so dienten sie doch immer noch dem seither allerdings sehr beschränkten Handel, sowie auch den über den obern Hauenstein und den St. Bernhardsberg nach Rom ziehenden Pilgern, die dann auf der Rückreise froh waren, wenn sie von Basel aus ihre nordische Heimat zu Schiff erreichen konnten.

Dieser Verkehr von durchreisenden Kaufleuten und Pilgern vollzog sich naturgemäß nicht oben auf dem den Rhein beherrschenden Hügel, sondern vielmehr an dessen Fuß,

d. h. zunächst am Rheinufer, dem Landungsplatz der Schiffe, von wo aus wohl von jeher auch die über den obern Hauenstein führende Straße ausging. Hier unten auf dem schmalen Streifen ebenen Landes, der sich zwischen dem Hügel und dem Birsig hinzieht, siedelten sich jedenfalls schon frühe die vom Verkehr lebenden Schiffleute, Hufschmiede, Wirte und sonstigen Berufsarten an, und so entstand allmählich eine vom Rhein bis zum jetzigen Rathaus reichende Gasse, welche noch im 17. Jahrhundert in ihrem ganzen Umfang „Eisengasse" hieß.[5]) Dem Lauf des Birsigs folgend, bog diese Gasse in ihrer Mitte um einen „Sporn", d. h. um eine Ecke, und deshalb wurde später, d. h. erst im 17. Jahrhundert, der oberhalb dieses Sporns gelegene Teil „Sporengasse genannt.[6]) Der Name „Eisengasse" hingegen erklärt sich wohl am besten daraus, daß schon in frühester Zeit die Eisenwaren, d. h. Waffen und Werkzeuge, den wesentlichsten Teil des Handels bildeten.[7])

Aus dieser ursprünglich wohl nur aus geringen Hütten bestehenden und durch einen Pfahlhag geschützten untern Stadt führten zwei Brücken oder Stege über den Birsig ins Freie, nämlich ein unterer beim Rhein zur Schifflände, und ein oberer bei der nachmaligen Brodlaube (jetzt untere Ecke des Marktplatzes), von wo aus längs der jetzigen Schneidergasse und dem Spalenberg die Landstraße in den Sundgau und zwar zunächst nach Blotzheim führte. Da der Birsig damals noch nicht durch Mauern eingezwängt war, so war sein Bett jedenfalls viel breiter als heutzutage und bedeckte mit seinen durch Inseln zerteilten Armen vermutlich das ganze Areal der nachmaligen Kronengasse, so daß der Umfang der untern Stadt sich auf die bis zum jetzigen Rathaus reichende Eisengasse beschränkte.

Diese einzige Gasse der untern Stadt war bis zu den 1816 und 1839 vorgenommenen Korrektionen so enge, daß sie für zwei sich begegnende Frachtwagen nicht durchweg genügenden Raum bot und somit ursprünglich nur für Saum-

tiere oder Karren berechnet war. An ihrem obern Ende aber begann die „Freie Straße",[8]) d. h. die Landstraße nach dem obern Hauenstein, von welcher sich im offenen Felde südwärts die Straße ins Birstal und weiterhin erst bei Pratteln eine solche auch ostwärts gegen Augst und das obere Rheintal abzweigte.

II.

So wenig als die untere Stadt bot auch die obere irgendwie den nötigen Raum für einen etwaigen Bischofssitz, und doch sollte Basel ein solcher werden. Schon zur Römerzeit mag Augusta Rauracorum seinen Bischof gehabt haben, und so ist uns ganz vereinzelt aus dem Anfang des 7. Jahrhunderts der aus dem Kloster Luxeuil hervorgegangene Mönch Ragnachar als Bischof von „Augst und Basel" bezeugt.[9]) Es folgten jedoch für unsre Gegend sehr unruhige Zeiten, indem zu Anfang des 8. Jahrhunderts die meistens noch heidnischen Alemannen sich der fränkischen Herrschaft gewaltsam entledigten und erst 730, nach dem Tod ihres letzten Herzogs, wieder unterworfen wurden.[10]) Für Basel aber mochte das wohl eine bischofslose Zeit bedeuten. Denn in der Tat beginnt das älteste Verzeichnis der Basler Bischöfe erst mit dem z. J. 741 auch urkundlich bezeugten Walanus.[11]) Dieser aber ist zugleich der einzige, der dort als „archiepiscopus" bezeichnet wird, und diesen Titel führten außer den Erzbischöfen nur solche, denen vom Papste wegen besondrer Verdienste das erzbischöfliche Abzeichen, das Pallium, verliehen wurde. Es liegt daher die Vermutung am nächsten, daß es hauptsächlich dieser Walanus war, welcher die zur Errichtung des Bischofssitzes und zum Bau eines Münsters durchaus notwendige Erweiterung der befestigten obern Stadt anregte und betrieb.

Auf dem hiefür zunächst in Betracht fallenden freien Felde außerhalb der fränkischen Oberstadt, also auf dem jetzigen Münsterplatz und seiner Umgebung, fanden sich jeden-

falls noch zahlreiche Trümmer der einstigen Römerstadt, welche sowohl deren innere Anlage als auch ihren durch Mauer und Graben geschützten Umfang noch deutlich erkennen ließen.[12]) Nichts lag daher näher, als die neue Anlage auf die römische zu gründen und mithin der erweiterten Stadt wenigstens teilweise den einstigen Umfang der römischen zu geben.

Wie schon früher erwähnt, so führte an den römischen Trümmern vorbei jener alte Weg, der noch jetzt an der Augustiner- und Rittergasse erkennbar ist, dessen ursprünglich geradlinige Richtung jedoch in späterer Zeit sowohl durch die vorspringenden letzten Häuser der Augustinergasse als auch durch das jetzige Münster unterbrochen wurde. Mit diesem Wege nun läuft die südliche Langseite des Münsterplatzes durchaus parallel; und wenn letzterer als „Atrium" ursprünglich ein längliches Rechteck darstellte, so war es wohl eben dieser Weg, der dessen nördliche Langseite bildete. Dabei ist freilich nicht ausgeschlossen, daß möglicherweise schon zur Römerzeit sich hier ein Versammlungsplatz befand, dessen Spuren für die Anlage des Atriums als Richtschnur dienten.

Die zunächst durch die Richtung des alten Weges bedingte Anlage des Platzes war offenbar auch die Ursache, weshalb der Chor des Münsters statt nach Osten vielmehr nach Nordost schaut. Und gleichwie noch jetzt der südwestliche Arm des auf sehr alten Fundamenten ruhenden größern Kreuzganges genau die geradlinige Richtung des alten Weges einhält, so reichte auch das älteste Münster mit seiner Westfront jedenfalls nicht über diese Linie hinaus. Es war also wesentlich kleiner als das jetzige, um so mehr, als auch gegen den Rhein hin später noch lange Zeit der nötige Raum fehlte, um dem Chor seine jetzige Ausdehnung zu geben.

Das Gegenstück zum Münster bildete in der Folgezeit die ursprünglich wohl als Taufkirche gedachte und am Ausgang der Augustinergasse gelegene St. Johanneskapelle, welche jedenfalls erst nach dem Münsterbau Kaiser Heinrichs gegründet wurde, da sie gleich diesem den alten Weg durch-

schnitt und in den ursprünglichen Platz hineingriff. Noch mehr aber erscheint die ursprünglich rechteckige Gestalt des ganzen Platzes durch den jetzt mit Bäumen bepflanzten weiten Raum gestört, welcher zwischen dem Münster und der Johanneskapelle gegen den Rhein hin sich ausdehnt. Jedoch die Häuserreihe, welche auf der Rheinseite diesen Raum einfaßt, steht nachweisbar auf der alten Stadtmauer,[14]) ist also jünger als diese und gehört somit keinenfalls zur ursprünglichen Anlage des Münsterplatzes. Hingegen war sie bei der Gründung der Johanneskapelle wohl bereits vorhanden; denn diese stand nicht parallel zum Münster, sondern sie war, wie die jetzt auf ihrem Areal stehenden Häuser noch zeigen, genau rechtwinklig auf jene der alten Stadtmauer folgende Häuserreihe orientiert.

Am obern Ende dieser Häuserreihe liegt hinter dem Münster die „Pfalz", eine Terrasse, deren Name darauf hinweist, daß nicht weit von dort einst die bischöfliche Pfalz muß gestanden haben. Es liegt daher die Vermutung sehr nahe, daß diese Pfalz eben auf jenem Teil des Münsterplatzes zu suchen sei, welcher außerhalb des ursprünglichen Rechteckes liegt, also zwischen dem Münster und der Johanneskapelle. Von dieser Pfalz wissen wir nur, daß sie 1247 von der Bürgerschaft in einem Aufstand gegen den Bischof endgültig zerstört wurde.[15]) Ohne Zweifel war jedoch dieser Bau nicht mehr der ursprüngliche, der sicher schon bei der Zerstörung von 917 durch die Ungarn das Schicksal der ganzen Stadt teilte, sondern er stammte mithin aus späterer Zeit. Nach der letzten Zerstörung von 1247 aber diente der Platz der einstigen Pfalz in der Folgezeit als Bauhütte des Münsters.

Die nicht minder auffällige Gestalt der westlichen Schmalseite des Münsterplatzes läßt einen ehemaligen Friedhof vermuten, da in seiner nächsten Umgebung noch bei jeder Grabung zahlreiche Totengebeine zum Vorschein kamen.[16]) Und wenn nun auch die südliche Langseite des Platzes keine schnur-

gerade Linie aufweist, so erklärt sich dies aus der auch im spätern Mittelalter sehr verbreiteten Neigung, bei jedem Neubau das bisherige Areal durch Uebergriffe auf die Allmende womöglich zu erweitern.

Wie für die ganze Anlage, so bildeten auch für deren Befestigung die noch vorhandenen Trümmer aus der Römerzeit die maßgebende Grundlage. Die neue Ringmauer erhob sich daher auf jenen alten Fundamenten, und so erhielt die obere Stadt wieder denselben Umfang wie einst die römische. Gleichwie bisher das Tor am obern Ende des Rheinsprungs, so führte fortan ein solches aus der Rittergasse hinaus auf den alten Weg, indes ein zweites Tor vom jetzigen Münsterberg hinab zu der damals noch wirklich „freien" Straße führte. Zur untern Stadt aber führte nun außer dem Rheinsprung noch ein zweiter auch für Pferde gangbarer Weg hinab, nämlich der seinem Zweck entsprechend ursprünglich „Roßberg" genannte Schlüsselberg.[17]) Bloß für Fußgänger hingegen diente außer dem Stapfelberg noch das Martinsgäßlein. Die auffällige Ecke, welche der Schlüsselberg kurz vor seiner Einmündung in die Freie Straße bildet, läßt vermuten, daß bei der Anlage dieses zur obern Stadt führenden Weges, also schon im 8. Jahrhundert, die Freie Straße bereits bis zur jetzigen Schlüsselzunft mit Häusern eingefaßt und somit eine Gasse war, obschon ihre herkömmliche Benennung ihr blieb. Für die Folgezeit aber zeigt uns die unter Bischof Burkhard erbaute Stadtmauer, daß noch gegen Ende des 11. Jahrhunderts die Häuser der Freien Straße nicht weiter reichten als höchstens bis zum Fahnengäßlein.[18])

III.

Blicken wir hinüber auf das linke Ufer des Birsigs, so mochte wohl schon frühe sowohl der jetzige Fischmarkt als die Schifflände mit Häusern umgeben sein, und ebenso die diese beiden Plätze einst verbindende, jetzt aber verschwundene Schwanengasse. Es folgten dann weitere Ansiedlungen längs

der nach dem Sundgau führenden Landstraße, also längs der jetzigen Stadthausgasse und der früher „Krämergasse" genannten Schneidergasse. Doch noch bevor diese letztere bis zum nach der St. Andreaskapelle benannten Platze reichte, wurde ein Werk unternommen, das für das gewerbliche Leben der Stadt von höchster Bedeutung war, nämlich die Anlage des bei Binningen aus dem Birsig abgeleiteten „Obern Birsig", jenes Mühlteichs, der jetzt nach der Rümelinsmühle nur noch „Rümelinbach" genannt wird.

Dieser Teich teilt sich unterhalb der jetzigen Hutgasse in zwei Arme, welche beide unter dem neueren Teil des jetzigen Marktplatzes hindurch in den Birsig sich ergießen, und deren mehrere Ecken bildende Anlage deutlich zeigt, daß sie möglichst vielen Anwohnern zu ihrem Gewerbe dienen sollten. Der Teich wurde somit gegraben, noch bevor der betreffende Boden mit Häusern überbaut war. Und ebenso ist auch die auf dem nach ihr benannten Platz einst vorhandene St. Andreaskapelle jedenfalls jünger als dieser Teich. Fragen wir daher nach der Zeit seiner Entstehung, so konnte ein so weitschichtiges Werk nur in möglichst friedlicher Zeit unternommen werden, also jedenfalls erst nach der um 730 erfolgten endgültigen Unterwerfung der Alemannen, also frühestens zur Zeit, als drüben die obere Stadt durch die Anlage des Bischofssitzes auf dem Münsterplatz erweitert wurde, aber jedenfalls noch vor der gegen Ende des 11. Jahrhunderts durch Bischof Burkhard erbauten Stadtmauer, da diese eine Strecke weit bereits diesem Teiche folgte.[19])

Diese Mauer Bischof Burkhards, deren Richtung durchweg noch genau bestimmbar ist, zeigt uns nebenbei auch, daß vom Rheine bis zum Spalenberg das städtische Weichbild nicht über die längs der einstigen Landstraße erbauten Häuser hinausreichte. Hingegen hatte die Anlage des Mühlteiches noch zur weitern Folge, daß auch längs dem Birsig der Rindermarkt (jetzt untere Gerbergasse) mit Häusern angebaut und so zu einer Gasse wurde.

Der Name „Spalenberg", sowie auch die Grünpfahlgasse, weist auf einen Pfahlhag, der in Ermangelung einer festen Mauer als notdürftiger Stadtabschluß diente. Wie schon bemerkt, so stimmte derselbe vom Rhein bis zum Spalenberg wohl meistens genau mit der nachmaligen Mauer Bischof Burkhards überein und folgte ihr auch weiterhin dem Mühlteich entlang, bis wo dieser nahezu rechtwinklig mit der Grünpfahlgasse sich berührt. Von dort aber dieser Gasse folgend, erreichte der Pfahlhag alsbald den Birsig, allwo jenseits die Freie Straße, wie wir sahen, als Gasse bereits bis zum Schlüsselberg reichte. Die viel spätere Mauer Bischof Burkhards hingegen folgte dem Teich noch eine Strecke weiter, um dann gleichfalls rechtwinklig umzubiegen und über den Birsig hinüber beim Fahnengäßlein an die Mauer der obern Stadt sich anzuschließen.

IV.

Verfolgen wir zum Schluß noch den weitern geschichtlichen Verlauf, so kam Basel bei der 888 erfolgten letzten Teilung des fränkischen Reiches an das neue Königreich Burgund. Aber kaum drei Jahrzehnte später, 917, traf die Stadt das Unglück, von den Ungarn überfallen und zerstört zu werden. Mochte nun jene alte Mauer, welche ursprünglich die Umgebung der Martinskirche von derjenigen des Münsters trennte, schon längst verschwunden sein, so geschah der allmähliche Wiederaufbau der verbrannten Häuser wohl durchweg wieder auf Grund der alten Anlage der Gassen. Der Neubau des Münsters jedoch wurde wohl erst unter Kaiser Heinrich II. insoweit gefördert, daß er am 11. Oktober 1019 konnte eingeweiht werden.

Von diesem Bau sind am jetzigen Münster, wiewohl es zum größern Teil erst aus dem 13. Jahrhundert stammt, immerhin noch zwei kostbare Ueberreste erhalten, nämlich die Galluspforte und der untere Teil des Georgsturmes. Für die Galluspforte ist in durchaus stichhaltiger Weise nach-

gewiesen, daß sie ursprünglich an der Westfront des 1019 geweihten Baues als Hauptportal diente und erst im 13. Jahrhundert an ihre jetzige Stelle versetzt wurde.[20]) Der Georgsturm aber zeigt uns, daß im Gegensatz zum ursprünglichen Münster schon der erste Neubau über den alten Weg hinweg in den Münsterplatz hineinreichte. Und überdies trägt dieser Turm noch einzelne sichere Spuren einer ihm einst vorgelagerten Vorhalle,[21]) welche somit noch weiter als jetzt in den Platz hineingriff. Der Neubau war also wesentlich größer als der ursprüngliche, und da eine Ausdehnung gegen Osten schon durch die dem Rhein entlang sich hinziehende Stadtmauer ausgeschlossen war, so konnte sie in der Tat nur auf Kosten des Münsterplatzes geschehen. Der Kreuzgang hingegen reichte nach wie vor, und wie noch heute, nicht über den alten Weg hinaus. Wohl aber wurde in der Folgezeit durch Errichtung der als Taufkirche dienenden St. Johanneskapelle auch die nordwestliche Ecke des Platzes überbaut.

Bei diesem Neubau des Münsters unter Kaiser Heinrich erscheint es keineswegs ausgeschlossen, daß vom alten Bau, der in der Zerstörung von 917 wohl einzig durch Brand gelitten hatte, noch beträchtliche Mauerteile stehen geblieben waren. Um nun diese noch möglichst zu verwerten, durfte die Vergrößerung nicht in einer Verbreiterung des Schiffes gesucht werden, sondern einzig in der bereits erwähnten Verlängerung gegen Westen. Erst viel später, nachdem 1185 ein aus unbekannter Ursache entstandener neuer Brand großen Schaden angerichtet hatte, wurde der Chor über die alte Stadtmauer hinaus erweitert, so daß der romanische Bau seinen jetzigen Umfang gewann.[22])

Gleichwie nach dem Unglück von 917 ein volles Jahrhundert verfloß, bevor der Neubau des Münsters konnte geweiht werden, so erholte sich auch die untere Stadt sowohl diesseits als jenseits des Birsigs nur langsam aus ihren Trümmern, und demgemäß machte auch ihr weiteres Wachstum in der Folgezeit nur geringe Fortschritte. Denn wie

schon bemerkt, so reichte noch im 11. Jahrhundert die bebaute Freie Straße höchstens bis zum jetzigen Fahnengäßlein, und auch jenseits des Birsigs brachte der Mauerbau Bischof Burkhards nur eine geringe Stadterweiterung. Wohl aber bleibt diesem tatkräftigen Bischof das sicherlich nicht geringe Verdienst, durch seinen Bau zum erstenmal das ganze Basel zur wirklich verteidigungsfähigen Stadt erhoben zu haben, die deshalb in der Folgezeit ihre Selbständigkeit zu erringen und zu behaupten vermochte.

Anmerkungen.

1) Fechter in: Basel im XIV. Jahrhundert, S. 391 f.

2) W. Vischers Kleine Schriften, S. 391 f.

3) Mitteilungen der Zürcher Antiquarischen Gesellschaft, Bd. III, S. 9 u. Tafel 2.

4) E. Major im Anzeiger für Schweizergeschichte, 1919, S. 144 f.

5) Stehlins Histor. Grundbuch (im Staatsarchiv): Sporengasse Nr. 1, 7 und 8.

6) Erstmals 1698; s. ebenda Sporengasse Nr. 1.

7) Schulte, Geschichte des mittelalterlichen Handels, Bd. I, S. 68 u. 148 f.

8) Historisches Grundbuch: Marktplatz Nr. 2, zum Jahre 1328, und Freie Straße Nr. 5, zum Jahre 1316. Die Benennung „unter den Becherern" war bloß im XV. Jahrhundert üblich; s. ebenda Freie Straße Nr. 3, zum Jahre 1447.

9) Trouillat, Monuments de l'évêché de Bâle I 44.

10) Dierauer, Geschichte der Schweizerischen Eidgenossenschaft, Bd. I, S. 37.

11) Basler Chroniken, Bd. VII, S. 157 f. u. S. 467.

12) Th. Burckhardt-Biedermann im Anzeiger f. Schweizerische Altertumskunde, Bd. VII, S. 483.

13) Stehlin, Baugeschichte des Münsters, S. 5 f., allwo auch ein Plan.

14) Ebendort.

15) Basler Urkundenbuch, Bd. I, S. 139.

16) Fechter, Basel im XIV. Jahrhundert, S. 20, Anm. 1.

17) Historisches Grundbuch: Schlüsselberg Nr. 5 u. 9, zum Jahre 1395.

18) Basler Zeitschrift für Geschichte, Bd. XVI, S. 64 f.

19) Ebendort, S. 62.

20) Stehlin, Baugeschichte des Münsters, S. 32 u. 90, und Albert Rieder in Basler Zeitschrift für Geschichte, Bd. III, S. 305 f.

21) Stehlin, Baugeschichte, S. 6 u. 9.

22) Hierüber, sowie über alle spätern Stadterweiterungen, siehe Basler Zeitschrift für Geschichte, Bd. XVI, S. 60 f. u. Bd. XVII, S. 387.

Basler Bibliographie 1919.

Mit der „Basler Bibliographie“ tritt ein neues Element zu den altgewohnten jährlichen Beiträgen des Basler Jahrbuchs hinzu. Auf Anregung der Herausgeber, denen eine Wiederaufnahme der Verzeichnisse über Basler Literatur vorschwebte, wie sie das Basler Taschenbuch in den 1850er und 1860er Jahren brachte, hat der Unterzeichnete es unternommen, eine Zusammenstellung zu geben über die literarische Produktion des Jahres 1919, soweit sie irgendwie auf Basel inhaltlich Bezug hat oder durch den Autor mit Basel im Zusammenhang steht. Dabei wurde absolute Vollständigkeit von vornherein nicht erstrebt; sie wird überhaupt schwer zu erreichen sein und am wenigsten bei einem ersten Versuch; auch würde die Aufnahme von Zeitungsartikeln und kleineren Aufsätzen aus allen möglichen Zeitschriften zu weit führen und die Kräfte eines Einzelnen übersteigen. Doch ist hoffentlich keine wichtigere Schrift, die mit Basel irgendwie Berührungspunkte hat, übersehen worden.

Für die folgenden Jahre soll die Bibliographie wie die Chroniken je die Monate November bis Oktober umfassen. Für Unterstützung durch Zusendung von Schriften oder Hinweise auf solche an die Universitätsbibliothek zu seinen Handen wird der Bearbeiter jederzeit dankbar sein.

Fritz Heusler.

I. Politische Geschichte, Kirchen- und Kulturgeschichte.

Baad- und Aufführungs-Regeln des Gesund- und Heil-Baads Neu-Schauenburg (von 1762 u. 1764). (Annalen d. schweizer. Gesellsch. f. Balneologie u. Klimatologie, Heft 15, 1919.)

Basel und die Evakuierten. 5. Nov. 1917 — 11. Okt. 1918. **Bericht des** Basler Heimschaffungs-Komitees. Basel 1919.

Baur, Fritz. Basler Steinkohlenschmerzen. (Basler Jahrbuch 1919.)

Beziehungen, Die, der jungen ökonomischen Gesellschaft in Bern zu Basel. (Sonntagsbl. der Basl. Nachr., Jhg. 13, 1919, Nr. 18.)

Bücher, Karl. Lebenserinnerungen. Bd. 1. Tübingen 1919. (Ueber Basel 1883—1890 S. 323—422. — Auszug im Sonntagsbl. der Basl. Nachr., Jhg. 13, 1919, Nr. 23.)

(**Eglinger,** Emanuel.) Der 1. Januar 1819 in Basel (Reformationsfest). Hrg. von K. G[auß]. (Christl. Volksfreund, Jhg. 45, 1919, Nr. 1/2.)

E[ppler], P. Noch etwas zur Reformationsfeier 1819 (in Basel). (Ebenda Nr. 6.)

G[auß], K. Der Kinder Fest anläßlich der Basler Reformationsfeier von 1819. (Ebenda Nr. 8.)

Gauß, K. Die Beziehungen Zwinglis zu den Pfarrern des Baselbiets. (Zwingliana, Gedenknummer auf Neujahr 1919, Bd. 3, Nr. 12/13.)

Gauß, Carl. Die Gegenreformation im baslerisch-bischöfl. Laufen. Teil 2. (Basler Jahrbuch 1919.)

Hilfe für die Wiener Studenten. (Hrg. vom Fakultätsausschuß phil. I Basel. Basel [1919].)

(**Häring,** Josef.) Die Füsilier-Kompagnie I/53 während dem Weltkrieg. (Arlesheim 1919.)

Jahrbuch, Basler, 1919. Hrg. von A. Huber und E. Jenny. Basel, Helbing & Lichtenhahn, 1919.

Jenny, Ernst. Basels Komödienwesen im 18. Jahrhundert. (Basler Jahrbuch 1919.)

Major, E. Die prähistorische (gallische) Ansiedelung bei der Gasfabrik in Basel (Fortsetzung). (Anz. f. schweizer. Altertumsk., N. F., Bd. 21, 1919.)

Major, E. Auf den ältesten Spuren von Basel. (Anz. für schweizer. Geschichte, Jhg. 50, N. F. Bd. 17.)

Merian, Wilh. Briefe aus der Zeit der Helvetik (1800). [T. 1.] (Basler Jahrbuch 1919.)

Miescher, Ernst. Zur Geschichte von Kirche und Gemeinde St. Leonhard in Basel. T. 4: Die ersten zwei Jahrhunderte nach der Reformation. (Christl. Volksfreund, Jhg. 45, 1919.)

Neujahrsblatt, 97., hrg. von der Gesellschaft zur Beförderung des Guten u. Gemeinnützigen, 1919: **Burckhardt,** Aug. Bürgerschaft und Regiment im alten Basel. Basel 1919.

Radecke, Robert. Schweizerreise eines jungen Musikers 1851. (Jahrbuch der literar. Vereinigung Winterthur 1919. — S. 142 f.: Basel.)

Rintelen, Fr. Zum 900. Gedenktag der Kirchweihe des Basler Münsters. (Die Garbe, Jhg. 3, 1919/20.)

Stückelberg, E. A. Zur neunten Jahrhundertfeier der Basler Münsterweihe 1019—1919. Gedenkblatt hrg. von der Basler Denkmalpflege . . . 11. Okt. 1919.

Stückelberg, E. A. Die Lage des vorrömischen Basel. (Anz. f. schweizer. Geschichte, Jhg. 49, N. F. Bd. 16. Dazu: Richtigstellung der Kommission zum Histor. Museum Basel: ebenda Jhg. 50, N. F. 17.)

Wackernagel, Rudolf. Geschichte des Elsasses. Basel, Frobenius, 1919.

Weber, Karl. Die Anfänge des Zeitungswesens in Baselland. (Basler Jahrbuch 1919.)

Zeitschrift, Basler, für Geschichte u. Altertumskunde. Hrg. von der histor. u. antiquar. Gesellschaft zu Basel. Bd. 18. Basel 1919.

II. Verwaltung und Volkswirtschaft, Kirche und Schule.

Barth, Albert. Das Recht der Jugend und die Schule. (Töchterschule in Basel, Bericht über 1918/19.)

Bergwelt. Sonder-Nummer der National-Zeitung anläßlich der General-Versammlung des Schweizer Alpen-Club in Basel, 27. u. 28. Sept. 1919.

Bibliothek-Katalog des Vereins für Schiffahrt auf dem Oberrhein, Basel. 2. Nachtrag, enth. die Neueingänge 1918. Basel 1919.

Catalog, offizieller (der) Schweizer Mustermesse, Basel 1919. (Auch französ.)

Dröse, Heinr. Die Ausnutzung der Wasserkräfte des Oberrheins. Karlsruhe 1919.

Entscheidungen des Appellationsgerichts und der Gerichte erster Instanz des Kantons Basel-Stadt. Bd. 3, Heft 3, 1918. Basel 1919.

Festschrift zum 60jährigen Jubiläum des Quodlibet Basel. (Basel 1919.)

Frei, Joh. Warum ich aus der sozialdemokratischen Partei austreten mußte. (Basel 1919.)

Frey, Bernh. Zum 250jähr. Jubiläum der bürgerl. Waisenanstalt in Basel. (Basl. Nachr. 1919, Nr. 222/227; auch sep. Basel 1919.)

Führer, Illustrierter, durch das Erdbeben im schweizer. Nationalratssaal, von Lucifer. Heft 12: Basel-Stadt; Heft 13: Basel-Land. [Karrikaturen.] Bern u. Olten 1919.

Gedenk-Blatt zum sechzig-jähr. Bestand der Basler Jägermusik 1859/1919. Basel, Frobenius, 1919.

Gutzwiller, K. Stadt und Land. Ein Versuch zur Anbahnung eines besseren gegenseitigen Verstehens. [Arlesheim 1919.]

Higy, Camille. Die Hausbesitzerverhältnisse der Stadt Basel. Aus den Ergebnissen der Häuserstatistik von 1910. (Zeitschr. f. schweizer. Statistik 55, 1919.)

Hunziker, Hans. Ueber die Befunde bei Leichenausgrabungen auf den Kirchhöfen Basels. Habil.-Schrift. (S.-A.) Wiesbaden 1919.

Jenne, Willy, Volkswirtschaftl. Erörterungen über eine schweizer. Meerschiffahrt. Basel, Helbing & Lichtenhahn, 1919.

(**Jenny,** O. H.) Bautätigkeit und Wohnungsmarkt im Kanton Basel-Stadt 1918. Hrg. vom Statist. Amt. Basel 1919.

Kœchlin, René. La navigation et l'utilisation des forces motrices du Rhin en aval de Bâle. Bâle 1919.

Kühne, Joseph. Untersuchungen über die Kost der Basler Arbeiter unter dem Einfluß des Krieges. Diss. med. Basel. Uznach 1919.

Lesebuch für die Primarschulen des Kantons Basel-Stadt. 3. Schuljahr. 6. Aufl. Basel 1919.

Lesebuch für die Sekundarschulen des Kantons Basel-Stadt. Teil 1 und 2 (5. und 6. Schuljahr). 6. Aufl. Basel 1919.

Meyer, Joseph. Lehrbuch der französischen, englischen und italienischen Stenographie .... Basel, Lehrmitteldepot der kant. Handelsschule, (1919).

Meyer, Joseph. Uebertragung der Stenographie Stolze-Schrey auf fremde Sprachen. 3 Teile. Basel, Lehrmitteldepot der kant. Handelsschule, (1918—1919).

Münsterbote. Gemeindeblatt für die Glieder und Freunde der Münstergemeinde. Jahrg. 1, Nr. 1. Pfingsten 1919. (Basel.)

Mustermesse, die Schweizer, Basel. Offizielles Bulletin = La foire suisse d'échantillons Bâle .... Hrg. vom Organisations-Komitee .... 1919.

Pettermand, Karl. Vorgeschichte des Allgemeinen Consumvereins in Basel. Diss. phil. Basel. Basel 1919.

Sage, aus, und Geschichte. Leitfaden für den vorbereitenden Geschichtsunterricht an der Töchterschule Basel. Hrg. von den Geschichtslehrern der T' B'. (Von Rosa Göttisheim und Albert Barth, überarb. von Paul Burckhardt.) (Basel [1919].)

Sammlung der Gesetze und Beschlüsse wie auch der Polizei-Verordnungen, welche vom 1. Januar 1915 bis 31. Dezember 1918 für den Kanton Basel-Stadt erlassen worden. Bd. 23. Der früheren Gesetzessammlung Bd. 30. Hrg. vom Justizdepartement Basel-Stadt. Basel, Schwabe, 1919.

[**Schär,** Otto.] Der Unabhängige Orden der Odd Fellows, J.O.O.F. Ein kurzes Wort der Aufklärung, hrg. von der Groß-Loge der Rep. Schweiz. (Basel [1919].)

Schneider, F. Die proletarische Weltrevolution. Basel, Buchh. des Arbeiterbundes, [1919].

Schultze, A. Die Pfleganstalt Moosrain in Riehen. (Die Garbe, Jhg. 2, 1918/19.)

Stauffacher, Werner. Der Rheinhafen in Kleinhüningen und die Rheinschiffahrt. (Die Garbe, Jhg. 2, 1918/19.)

University, The, of Basle. General Information for foreign Students. Basle [1919].

Wegweiser, kirchlicher, [der] Evang.-reform. Kirche Basel-Stadt. Basel 1919.

(**Werder,** Jul.) Festschrift zum 100jährigen Jubiläum des Bürgerturnvereins Basel, 1819—1919. Basel 1919.

Wie lange noch, Catilina? Betrachtungen über das Rätsel der Basler „National-Zeitung". Von E. S. (S.-A. aus Das „Freie Wort" Nr. 22.) [Bern 1919.]

III. Kunst, Altertümer; Wappen- und Münzkunde, Genealogie; Buchdruck.

Beiträge zur zeitgenöss. Kunst, hrg. vom Basler Kunstverein, 2. Folge.
Heft 5: Barth, Wilh. Die Fresken an der St. Jakobskirche. [1919.]
Heft 6: Stocker, Hans. Zum Andenken an Franz Marent (1895—1918). [1919.]
Heft 7: Hodler, Ferd. Ueber die Kunst. Vortrag. [1919.]
Heft 8: Egger, E. Zu A. H. Pellegrinis neuen Wandgemälden in der Kunsthalle. [1919.]
Heft 9/10: T[rübner], F. Theophil Preiswerk 1846—1919. [1919.]

Burckhardt, R. F., Ein Legat von 250 Taschenuhren für das Historische Museum zu Basel. (Basl. Nachr. Nr. 388, 10. Sept. 1919.)

Burckhardt, Rudolf F. Ein aus Bruchstücken ergänzter, gewirkter, oberrhein. Wandbehang, ein sogen. Heidnischwerktuch des 15. Jahrh. im Histor. Museum zu Basel. (Jahresberichte u. Rechnungen des Vereins f. d. histor. Museum . . . 1918.)

Clemen, O. Eine Titelbordüre Pamphilus Gengenbachs. (Zeitschr. f. Bücherfreunde, N. F., Jhg. 11, Heft 4, 1919.)

Denkmalpflege, Basler. Postkarten, 2. Serie. Alt-Basel von Em. Büchel. (Basel 1919.)

Deonna, W. *Ὑγιεία.* (Sceau en albâtre au musée de Bâle.) (Anz. f. schweizer. Altertumsk., N. F., Bd. 21, 1919.)

Escher, Konrad. Die Bildwerke des Basler Münsters als Illustration der mittelalterlichen Weltanschauung. (Die Schweiz, Jhg. 23, 1919, Nr. 3/4.)

Kinder- und Volksreime, Alte Basler. Mit Zeichnungen von W. Christ-Iselin. Basel, Frobenius, [1919]. 12 Blätter in Mappe.

Künstlerfest, veranstaltet vom Gesamtpersonal des Stadttheaters Basel (Basler Bühnenkartell) zu Gunsten seiner Pensions- und Unterstützungskasse. 1919, Samstag, den 26. April. Festzeitung und Führer durch die Veranstaltungen.

Lüthi-Tschanz, Karl J. Hebräisch in der Schweiz [betrifft Basel]. (Gutenberg-Museum. Mitteilungen des Vereins z. Förderung des schweizer. G'-M' in Bern, Jhg. 5, 1919.)

Prüsse, A[lfred]. Immerwährender Kalender mit sämtlichen Kalendarien von 1801—2000 zur sofort. Bestimmung des Wochentages und Datums. [Oberwil bei Basel 1919.]

Schmidt, Philipp. Die Bibliothek des ehemaligen Dominikanerklosters in Basel. (Basl. Zeitschr. f. Gesch. u. Altertumsk. Bd. 18, 1919.)

Schmidt, Ph. Aus der alten Druckergeschichte Basels. (Sonntagsbl. d. Basl. Nachr. Jhg. 13, 1919, Nr. 27.)

Schmidt, Ph. Ueber den Ursprung des Buchdruckes in Basel. (Schweizer. Buchdrucker-Zeitung, Jhg. 44, Nr. 41, 10. Okt. 1919, Festnummer zum 50jähr. Jubiläum des schweizer. Buchdruckervereins.)

Schweizer Kunst. Sonder-Nummer der National-Zeitung, Basel. (2 Nrn.) Sept. 1919.

Staehelin, W. R. Basler Portraits aller Jahrhunderte. Bd. 1. Basel, Frobenius, 1919.

Stückelberg, E. A. Die Münzensammlung Zellweger in Basel. (Revue suisse de numismatique, t. 21, 1919.)

Wackernagel, Martin. Basler Miniaturen (Besprechung von Escher, C. Die Miniaturen in den Basler Bibliotheken . . . 1917.) (Sonntagsbl. der Basl. Nachr. Jhg. 13, 1919, Nr. 15.)

Werner, Hans, Prolog, und **Bernoulli**, Carl Albr., Festspiel (Streikbrecher) zum 50jähr. Jubiläum des schweizer. Buchdruckervereins 1869—1919. Basel 1919.

IV. Landeskunde.

Bernoulli, Carl Albr. Naturgenuß im untern Jura. (Schweizerland, Jhg. 5, Nr 7, 1919.)

Karte von Baselland und der angrenzenden Gebiete 1 : 100 000, erstellt von der schweizer. Landestopographie . Hrg. vom Verkehrsverein Baselland. (1919.)

Plüß, B. Unsere Bäume und Sträucher. 8. u. 9. Aufl. Freiburg i. B. 1919.

Plüß, B. Unsere Getreidearten und Feldblumen. 5. Aufl. Freiburg i. B. 1919.

Wellauer, Walter. Mein erster Flug nach Basel. (Sonntagsbl. der Basl. Nachr., Jhg. 13, 1919, Nr. 2.)

V. Kalender und andere Periodica.

Adreßbuch der Stadt Basel und der Gemeinden Riehen und Bettingen 1919. Basel, Schwabe.

Amts- und Terminkalender für die Staats- und Gemeinde-Beamten des Kantons Basellandschaft 1919. Jhg. 38. Hrg. durch die Direktion des Innern. Liestal 1918.

Directorium Basiliense, seu Ordo divini officii recitandi . . . **clero** et ecclesiis Diœcesis Basileensis mandatus a ... Jacobo (Stammler), Episcopo Basileensi . . ., pro anno 1919. (Cum Statu Cleri Sæcularis et Regularis Diœc. Basileensis.) Solodori.

Haus-Kalender, Christkatholischer, für das Jahr 1919. Basel, Verlag vom Christkathol. Schriftenlager.

Kalender, Schweizer., für Fußballer und Leichtathleten 1919. (Jhg. 1.) Hrg. von Eugen Storrer, Basel. Basel, Finckh.

Medicinal-Kalender, Schweizerischer, 1919. Jhg. 41. Hrg. von Prof. Hedinger und Dr. Paul Vonder Mühll. 2 Teile. Basel, Schwabe, 1919.

Pfarrer-Kalender für die reformierte Schweiz = Agenda pastoral . . . Hrg. von D. Jakob Wirz. Jahrg. 44, 1919. Basel, Helbing & Lichtenhahn, 1919.

Rosius-Kalender auf das Jahr 1919 . . . 294. Jahrg. Basel, Schwabe.

Schmid, Hans. Garten-Kalender. Praktische Anleitung über die . . . vorzunehmenden Arbeiten. (2. verm. und verb. Aufl.) Basel, V. S. K., 1919.

Schweizer-Kalender, Des Volksboten, auf das Jahr 1919 . . . 77. Jahrg. Basel, Reinhardt.

Taschen-Kalender 1919. [Hrg. vom] Verband schweiz. Konsumvereine. Jahrg. 11. Basel, V. S. K., 1918.

Verzeichnis der Behörden und Beamten des Kantons Basel-Stadt, sowie der schweizer. Bundesbehörden für 1919. Basel 1919.

Wappen-Kalender, Basler. Jahrg. 3, 1919. ([Hrg. von] W. R. Staehelin. — Verlag Buchdr. Bertschi, Basel.)

VI. Biographien, Nekrologe.

Bachofen-Vischer, Frau Marie. Zur Erinnerung an Frau M' B'-V', geb. 22. April 1833, gest. 14. März 1919. (Basel [1919].)

Bernoulli, Carl Albrecht. Bernoulli-Nummer der „Schweizer Bühne" Zeitschr. f. Theater u. Literatur. Basel, Januar 1919. (Inhalt: L i n d e r, Rd. C' A' B' und seine Dichtungen. — Gedichte; Chevalier [Erzählung]; Ruhm und Weisheit, ein Akt aus einem Festspiel . . .)

Burckhardt, Jakob:
J' Burckhardts Gedichte. Von Karl Emil Hoffmann. (Die Schweiz, Jhg. 23, 1919, Nr. 5.)
Erinnerungen an J' B' Von Georg Klebs. Mit einem Vorwort von H. Oncken . . . hrg. von Luise Klebs. Heidelberg 1919.
J' B', Deutschland und die Schweiz. Von Carl Neumann. Gotha 1919. (Brücken, [Bd.] 1.)
J' Burckhardts Beziehungen zum Niederrhein. Von Josef Oswald. (Die Rheinlande, Jhg. 19, Heft 3/4, 1919.)

Ecklin, Wilhelm. Pfarrer W' E' (1833—1918). Von Carl Stockmeyer. (Basler Jahrbuch 1919.)

Geigy-Merian, Johann Rudolf. J' R' Geigy-M' (1830—1917). Von Traug. Geering. (Basler Jahrbuch 1919.)

Grob, Karl. Erziehertragik. Ein Charakterbild des Herrn Dr. K' G', ehem. Lehrer am Basler Gymnasium. Von Aug. Rüegg. Basel, Helbing & Lichtenhahn, 1919.

Heman, Friedrich. Prof. Fr' H. Von P[aul] L[aub]. (Freund Israels, N. F. Jhg. 46, 1919, Heft 3.)

Iselin, Isaac. Johann Friedrich Reichardt und J' J'. Von Wilh. Merian. (Mit 2 Briefen.) (Zeitschr. f. Musikwissensch., Jhg. 1, 1918/19.)

Lotz, Walther. Zur Erinnerung an Herrn Dr. W' Lotz-Rognon, geb. 29. April 1878, gest. 3. Mai 1919. (Basel [1919].)

Marent, Franz (1895—1918). Von Hans Stocker; siehe III Kunst usw. Beiträge . . . Heft 6.

Miville, Max (1894—1918). Von K. (Helvetia, Jhg. 38, Nr. 7, 1919.)

Preiswerk, Theophil (1846—1919). Von J. Trübner; siehe III Kunst usw. Beiträge . . . Heft 9/10.

Riggenbach, Christoph. Zur Erinnerung an Dr. Chr' R' 1890—1918. (Basel [1919].) — Von R. M. (Feuille centrale de Zofingue, 59e année no 4, 1919.)

Schönbein, Chr. Fr. Bemerkung zur Biographie Chr. Fr. Schönbeins. Von H. Heller. (Mitteilungen z. Gesch. der Med. u. Naturwiss., Bd. 18 Nr. 3, 1919.)

Vogt-Sandreuter, Hans (1874—1919). [Nekrolog.] (Basel 1919.)

Weckerle, Karl. Pfarrer K' W' (1863—1919) zum Gedächtnis. Reden gehalten bei der Trauerfeier . . . Aarau [1919].

VII. Schöne Literatur von Basler Verfassern.

Birnstiel, J. G. Aus sieben guten Jahren. Appenzeller Erinnerungen. Basel, Helbing & Lichtenhahn, 1919.

Birnstiel, J. G. Der Hansüergg und seine sechs Aemter. Eine Erzählung. Als Zugabe zu „Aus sieben guten Jahren". (Sonntagsbl. der Basl. Nachr., Jhg. 13, 1919, Nr. 14.)

Heer, Fridolin. Ulrich Zwingli pendant la peste à Zurich. Pièce historique en 3 actes. Trad. franç. de Charles Ecklin. Lausanne (1919).

Keller, Walter. Eine denkwürdige Geschichte aus Ferrara. Novelle. (Tessiner Blätter, Jhg. 2, 1919, Heft 10/11.)

La Roche, Maria. Das Bisamäpfelein, ein Märchen, wie es die Großmutter den Großkindern erzählt. Geschrieben und illustriert von M' L'. Basel [1919].

Oschwald-Ringier, Fanny. Alti Liebi. Aarau 1919.

[**Schäffer-Jucker,** Ant.] Der Baum. Novelle von Anders Heyster. Basel, Frobenius, 1919.

Schwarz, Rudolf. Herr Wäggerlin. Ahnenspinat. Der Schülerrat. Basel, Frobenius, 1919.

Stickelberger, Emanuel. Der Stein der Weisen. Eine Kaufmannsgeschichte aus dem alten Basel. Mit Bildern von O. Plattner u. Th. Barth. Basel, Reinhardt, 1919.

Stoecklin, Franziska. Sankt Franziskus. (Süddeutsche Monatshefte, Jhg. 16, 1919, Heft 11.)

Stoecklin, Franziska. Wir wollen uns immer die Hände halten. — An den fernen Freund. Gedichte. (Die Schweiz, Jhg. 23, 1919, Nr. 9.)

Waldstetter, Ruth. Der Berufene. Erzählung. (Die Schweiz, Jhg. 23, 1919, Nr. 10.)

Waldstetter, Ruth. Der unnütze Mensch. Erzählung. (Die Schweiz, Jhg. 23, 1919, Nr. 6.)

Waldstetter, Ruth. Der Künstler. (Dramolett.) — Familie. (Schauspiel in 3 Aufzügen.) Bern 1919.

Zeugin, Eug. A. Peter Klingler. Eine Geschichte. Basel, Frobenius, 1920.

G o t t f r i e d   K e l l e r - F e i e r.

Keller, Gottfried. Frau Regel Amrain und ihr Jüngster. Erzählung. (Zum Geburtstage des Dichters, 19. Juli 1819, von der Regierung des Kantons Basel-Stadt der Basler Schuljugend gewidmet.) Basel, Verein für Verbreitung guter Schriften, Juni 1919.

Arx, W. von. Gottfried Keller. Zu seinem 100. Geburtstage (19. Juli 1919). Basel, Verein für Verbreitung guter Schriften, Januar 1919. Nr. 120.

Bernoulli, Carl Albrecht. Gedächtnisrede auf Gottfried Keller. Gehalten bei der Baselstädtischen Hundertjahrfeier am 5. Juli 1919 im Basler Münster. Basel 1919.

Bernoulli, Carl Albrecht. Gottfried Keller-Spiel, . . . dargestellt bei einer Festveranstaltung der Gesellschaft Quodlibet am 5. Juli 1919. Basel 1919.

Bernoulli, Carl Albrecht. Gottfried Keller als Lyriker. (Schweizerland, Jhg. 5, Nr. 9, 1919.)

Wendland, Johannes. Gottfried Kellers religiöse Entwicklung. (Die Schweiz, Jhg. 23, 1919, Nr. 7.)

VIII. Sonstige Publikationen von Baslern und in Basel Lebenden ohne lokale Beziehungen.

Ackermann, August. Alkoholismus, Abstinenz und Studierende. Von A' A' Basel. Verlag der schweizer.-kathol. Abstinenten-Liga, Zentralsekretariat Sarnen, 1919.

Altherr, Alfred. Neue Kraft. Predigten, gehalten zu St. Leonhard in Basel in den Jahren 1874 bis 1911. Basel, Schwabe, 1919.

Altwegg, Wilh. Die Vision des Dichters. (47. Jahrbuch des Vereins schweizer. Gymnasiallehrer, Aarau 1919.)

Automobilismus. Beilage der Basler Nachrichten. Nr. 1, August, Nr. 2, Oktober 1919.

Balmer, Luc. Des Herzens Glüzelin. Ein Lied für Sopran und Klavier. Basel, Hug, [1919].

Barth, Albert. Die Reform der höhern Schulen in der Schweiz. Untersuchungen und Vorschläge über die Maturitätsverhältnisse und andere Mittelschulfragen. Basel, Kober, 1919. — (Besprechung von P. B[urckhardt]: Basl. Nachr. 1919 Nr. 454.)

Bauer, Stephan. Der Weg zum Achtstundentag. Bern, Zürich 1919. (Schweizer. Vereinigung zur Förderung des internat. Arbeiterschutzes. Heft 43.)

Baur, Albert. Architektonische Laienbreviere. (Schweizerland, Jhg. 5, Nr. 8, 1919.)

Bernoulli, Carl Albrecht. Peter Gast — Franz Overbeck — Friedrich Nietzsche. Ein Ueberblick nach zehn Jahren. (Süddeutsche Monatshefte, Jhg. 16, 1919, Heft 11.)

Bernoulli, Carl Albrecht. Rede auf Peter Gast, gehalten im Theaterverein zu Zürich. (Sonntagsbl. der Basl. Nachr., Jhg. 13, 1919, Nr. 20/23.)

Bernoulli, Carl Albrecht. Die Sendung Nietzsches. (Schweizerland, Jhg. 5, Nr. 5/6, 1919.)

Bernoulli, Eduard. Zwinglis Kappeler-Lied in zwei mehrstimmigen Sätzen. (Die Schweiz, Jhg. 23, 1919, Nr. 3.)

Bernoulli, Eduard. Zwei vierstimmige Sätze von Zwinglis Kappeler-Lied. (Zwingliana, Gedenknummer auf Neujahr 1919 (Bd. 3, Nr. 12/13). Zürich 1919.)

Bernoulli, Hans. Haus und Straße. — Die Instrumentenmacher als Konzertmeister. (Schweizerland, Jhg. 5, Nr. 8, 1919.)

Bernstein, Eduard. Die Sozialisierung der Betriebe. Leitgedanken für eine Theorie des Sozialisierens. Vortrag, gehalten im staatswissenschaftl. Seminar der Univ. Basel am 24. Febr. 1919. Basel 1919.

Bietenholz, C. A. Wohin gehen wir? Gedanken über wirtschaftl. Ausgleich u. über eine neue Gesellschaftsordnung, niedergeschrieben nach dem schweizer. Generalstreik Nov. 1918. Basel [1919].

Bohny, Mary. Die Tätigkeit des Schweizerischen Roten Kreuzes im Weltkriege. (Süddeutsche Monatshefte, Jhg. 16, 1919, Heft 11.)

Brunies, St. Bilder aus dem schweizer. Nationalpark und seiner Umgebung. Basel, Schwabe, 1919.

Bunge, G. v. Zur Lösung der sozialen Frage. Basel, Reinhardt, 1919.

Bunge, G. von. Die Tabakvergiftung. Gemeinverständlich dargestellt. 5. Aufl. Basel, Reinhardt, 1919.

Burckhardt, Jacob. Briefe an seinen Schüler Albert Brenner. 2. Aufl. Basel, Schwabe, 1919.

Burckhardt, Jacob. Die Kultur der Renaissance in Italien. Ein Versuch. 12. Aufl., besorgt von Ludwig Geiger. 2 Bde. Leipzig 1919.

Burckhardt, Jacob. Vorträge 1844—1887. . . . hrg. von Emil Dürr. 4. Aufl. Basel, Schwabe, 1919.

Celano, Thomas de. Das Leben des heil. Franziskus von Assisi, beschrieben durch den Bruder Th. de C'. Aus dem lateinischen Grundtext übersetzt und mit Anmerkungen versehen von Ph. Schmidt und einer Einführung von Eberhard Vischer. Basel, Reinhardt, 1919.

[**Christen,** Theophil.] Aerztestand und soziale Fragen. Von einem Schweizer Arzte. Hamburg 1919. (Flugschriften der Medizinisch-Biologischen Gesellschaft 3.)

[**Christen,** Theophil.] Freiwirtschaft. Frei von privater Ausbeutung! Frei von staatlicher Bevormundung! Stark zur Selbstverantwortung! Eine Absage an den Kapitalismus und an den Marx'schen Sozialismus. Von einem Unbeugsamen. Berlin, Freiland-Freigeld-Bund, 1919.

David, K. H. Drei Gedichte von Theodor Storm. Für eine Singstimme mit Klavier. Zürich (1919).

David, K. H. Drei Lieder, für eine Singstimme mit Klavier. Zürich (1919).

Debrunner, A. Aus der Sprache des Kindes. (Festgabe Adolf Kägi . . . dargebracht. Frauenfeld 1919.)

Deutsch, Piet. Ueber Stimmbildung. Erfahrungen und Bekenntnisse. (Jahrbuch der Literar. Vereinigung Winterthur 1919.)

Eger, Otto. Rechtsgeschichtliches zum Neuen Testament. Rektoratsprogramm der Univ. Basel für 1918. Basel, Reinhardt, 1919.

Ehret, Joseph. Litauen in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Bern 1919.

Eisner, Kurt. Der Sozialismus und die Jugend. Vortrag gehalten zu Basel . . . am 10. Febr. 1919. Basel 1919.

Fahrländer, Max. Das Volksvermögen der Schweiz. Basel, Helbing & Lichtenhahn, 1919. (Diss. Jur. Bern.)

Faucherre, Henry. Mittelstandsbewegung und Konsumgenossenschaften. Basel, Buchdr. des V. S. K., 1919.

Faucherre, Henri. Pflichten und Rechte der Konsumvereinsangestellten. (Schweizer. Zeitschr. f. Volkswirtsch. u. Sozialpolitik, Jhg. 25, 1919.)

Feigenwinter, E. Klassenkampf und Klassenversöhnung. Luzern 1919. (Volksbildung . . . Heft 15.)

Feigenwinter, Ernst, und **Musy,** Jean. Der Landesstreik vor dem Nationalrat. Luzern 1919. (Volksbildung Heft 14.)

Geßler, E. A. Die Entwicklung des Geschützwesens in der Schweiz von seinen Anfängen bis zum Ende der Burgunderkriege. Abt. 1. 2. Zürich 1918. 1919. (Mitteil. der Antiq. Gesellsch. Zürich, Bd. 28, Heft 3. 4.)

Goetz, K. Der Auferstehungsglaube des Neuen Testaments. (Schweizer. theol. Zeitschr., Jhg. 36, 1919.)

Haeser, Georg. Mon beau pays. Für Männerchor. Zürich 1919.

Haeser, Georg. Das Röslein. Der Mai. Die erste Blume. Für Männerchor. Basel, Hug, 1919.

Hassinger, Hugo. Ueber einige Aufgaben geographischer Forschung und Lehre. (Antrittsrede Basel.) (Kartograph. u. schulgeogr. Zeitschr., Jhg. 8, Wien 1919.)

Heinzelmann, Gerhard. Die Stellung der Religion im modernen Geistesleben. Ein akadem. Vortrag. Basel, Missionsbuchh., 1919.

Herron, George-D. Le jour du jugement de la démocratie. (Discours prononcé à l'Université de Bâle le 9 mai 1919.) Genève 1919.

Hoffmann-Krayer, E. Volkskundliche Bibliographie für das Jahr 1917. Straßburg 1919.

Hoffmann, Karl Emil. Conrad Nüscheler v. Neuegg und seine Beziehungen zu Conrad Ferdinand Meyer. (Die Schweiz, Jhg. 23, 1919, Nr. 4.)

Hosch, Paul. Möbelentwürfe. Unter Mitarbeit von Hans Buser. 36 Blatt. Basel, Frobenius, [1919].

Huber, Hans. Vier Rheinlieder, nach Texten von Jak. Burckhardt, für Männerchor (III. Kategorie). Zürich (1919).

Huber, Hans. Der erste Schritt zur Technik des Klassizismus. Eine Sammlung von . . . Stücken für Klavier . . . 2 Hefte. Zürich u. Leipzig 1918/19.

Janner, A. Uti e costumi del popolo ticinese. (Tessiner Blätter, Jhg. 2, 1919, Heft 3/5.)

Joël, Karl. Die philosophische Krisis der Gegenwart. Rektoratsrede. 2. Aufl. Leipzig 1919.

Isler, T. Klavier-Lehr-System „Technica“. Zum Selbstunterricht! Absolut ohne jede Beihilfe eines Lehrers. [1. Kurs.] 1.—20. Unterrichtsbrief. Basel [Selbstverlag 1915—1919].

Keller, Walter. Die Tessiner Volkslieder. (Tessiner Blätter, Jhg. 2, 1919, Heft 8/10.)

Kellerhals, F. Das Pfandrecht der Grundpfandgläubiger an den Miet- und Pachtzinsforderungen (Z G B 806). Bern 1919. (Abhandlungen zum schweizer. Recht, Heft 89.)

Kelterborn, L. Ammon, Klavierauszug. Genf (1919).

Knuchel, E. F. Zur Frage von rechts und links. (Vortragsreferat, Basl. Nachr. Nr. 314, 12. Juli 1919.) — Dazu: **Bernoulli, C. A.** Die heilige Linke. (Basl. Nachr. Nr. 354, 19. Aug. 1919. — Mit Notiz von E. R.-G.)

Knuchel, Ed. Fritz. Die Umwandlung in Kult, Magie und Rechtsbrauch. Basel etc. 1919. (Schriften der schweizer. Gesellschaft für Volkskunde Bd. 15.)

Landmann, Julius. Gutachten zur Frage der bundesgesetzlichen Einführung einer Stempelabgabe auf Coupons und Zinsgutschriften, mit Gesetzesentwurf und Begründung. Dem eidg. Finanzdepartement erstattet. Bern (1919).

Landmann, Julius. Gutachten über die Frage der Einführung der Frankenwährung in Liechtenstein. (dat. Basel, den 22. August 1919.)

Lorenz, J. Die Detailpreise der schweiz. Konsumvereine 1912—1918. Im Auftrage der Verwaltungskommission des V. S. K. Basel bearb. Basel 1919.

Lüdin, M. Klinische und experimentelle Untersuchungen über die Einwirkung äußerer lokaler Wärmeapplikationen auf die Funktion des Magens. Habil.-Schrift. (S.-A.) Berlin 1919.

Mautz, O. Zur Basisbestimmung der Napierschen und Bürgischen Logarithmen. Basel 1919. (Beilage zu den Jahresberichten des Gymnasiums, der Realschule und der Töchterschule in Basel. Schuljahr 1918/19.)

Merian, Wilhelm. Musikalische Jahreschronik der Schweiz. (Die Garbe, Jhg. 2, 1918/19.)

Michels, Rob. Curt Eisner, presidente della Republica Bavarese. (Dalla Nuova Antologia, 16 Sett. 1919.) Roma 1919.

Michels, Roberto. Problemi di sociologia applicata. Torino 1919.

Moser, Rudolf. Ostergesang aus Goethes Faust. Für gemischten Chor. Partitur. (Basel, Selbstverlag, 1919.)

Niedermann, M. Die Namen des Storches im Litauischen. (Festgabe Adolf Kägi . . . dargebracht. Frauenfeld 1919.)

Nußberger, Max. Conrad Ferdinand Meyer. Leben und Werke. Frauenfeld 1919.

Oeri, Albert. Aus Amerika. (S.-A. aus den Basl. Nachr.) Basel 1919.

Overbeck, Franz. Christentum und Kultur. Gedanken und Anmerkungen zur modernen Theologie. Aus dem Nachlaß hrg. von C. A. Bernoulli. Basel, Schwabe, 1919. (Dazu Anzeigen von C. A. Bernoulli: Basl. Nachr. 1919, Nr. 392, 12. Sept. 1919, und Schweizerland, Jhg. 5, Nr. 11, 1919.)

Pronier, H., Droits et devoirs des employés de coopératives. Bâle 1919.

Salis, Arnold von. Die Kunst der Griechen. Leipzig 1919. (Besprechung von E. Pfuhl: Sonntagsbl. der Basl. Nachr., Jhg. 13, 1919, Nr. 28.)

Sauerbeck, Ernst. Der Kriegsausbruch. Eine Darstellung von neutraler Seite . . . Stuttgart und Berlin 1919.

Schlageter, Josy. Gavotte für Klavier zu 2 Händen. Basel, Hug, (1919).

Schneider, Salome. Die schweizer. Volksernährung vor und während dem Kriege. (Zeitschr. f. schweizer. Statistik, Jhg. 55, 1919.)

Schultze A[ugust]. Die Psalmen von Gestern für Heute. Hrg. vom Stadtverband der Christlichen Jünglings- und Männervereine von Basel. Basel 1919.

Schwarz, Rudolf. Regensonntag. 2. Aufl. Basel, Frobenius, 1919.

Schwarz, Rudolf. Sammeln oder Zerstreuen? Eine Geschichte vom Sonntag. Basel, Frobenius, [1919].

Schwarzmann, Rudolf. Die kommunale Besteuerung der Aktien-Gesellschaften in der Schweiz. Diss. phil. Basel. Basel 1919.

Schweiz, Die junge = La jeune Suisse. Zeitschrift der schweiz. Studentenschaft = Revue des étudiants suisses. Jhg. 1. Basel 1919.

Speiser, Felix. Geographie und Ethmologie. Vortrag. (Schweizer. Pädagog. Zeitschr., Jhg. 29, 1919.)

Staehelin, Rud. Respirationskrankheiten: 1. Influenzapneumonie. 2. Einige seltene Krankheiten der Respirationsorgane. (Jahreskurse f. ärztl. Fortbildung, Jhg. 10, Febr. 1919.)

[**Stammler**,] Jacob. Fastenmandat des . . . Herrn Jacobus, Bischof von Basel und Lugano für 1919: Das Schiff der Kirche in den Stürmen. Solothurn (1919). [Auch französ. erschienen.]

Steiner, Gustav. Rheinbund und „Königreich Helvetien", 1805—1807. (Basl. Zeitschr. f. Gesch. u. Altertumsk., Bd. 18, 1919.)

Steiner, [Gust.] Wie kann der Geschichtsunterricht die Forderungen der Gegenwart erfüllen? (47. Jahrbuch des Vereins schweizer. Gymnasiallehrer, Aarau 1919.)

Stocker, Otto. Unser Nachwuchs. (Schweizerland, Jhg. 5, Nr. 4, 1919.)

Strub, Edwin. Im Weltkrieg nach Amerika. Eindrücke eines Schweizer Journalisten. (S.-A. aus der National-Zeitung.) Basel 1919.

Stückelberg, E. A. Der Geruch der Heiligkeit. (Schweizer. Arch. f. Volksk. 22, H. 3, 1919.)

Stückelberg, E. A. Das Glockenwunder. (Schweizer Archiv f. Volksk. 22, H. 3, 1919.)

Stückelberg, E. A. Von den elftausend Jungfrauen. (Die Schweiz, Jhg. 23, 1919, Nr. 6.)

Stückelberg, E. A. Der Münzsammler. Ein Handbuch für Kenner und Anfänger. 2. verbesserte und vermehrte Aufl. Zürich 1919.

Stückelberg, E. A. Das Porträt des Maxentius. (Revue suisse de numismatique t. 21, 1919.)

Stückelberg, E. A. Principes juventutis. (Revue suisse de numismatique. t. 21, 1919.)

Suter, Hermann. Landeshymne. Gedicht von C. A. Bernoulli, für eine Singstimme mit Klavier. Auch für Männer-, Gemischten-, Knaben- oder Frauenchor. Basel, Selbstverlag, (1919).

Textes patois de la Suisse romande, publiés par E. Tappolet à l'occasion du premier cours de vacances à l'Université de Bâle en 1919.

Tschudi, Robert. Das proletarische Kind, wie es denkt und fühlt. 2. verm. Aufl. Zürich 1919.

Vischer, A. L. Zur Psychologie der Uebergangszeit. Basel, Kober, 1919.

Vischer, Eberhard. Die Trennung von Staat und Kirche im Lichte der in der Schweiz gemachten Erfahrungen. (Süddeutsche Monatshefte, Jhg. 16, 1919, Heft 11.)

Vonder Mühll, P. Epikurs *Κύριαι δόξαι* und Demokrit. (Festgabe Adolf Kägi . . . dargebracht. Frauenfeld 1919.)

Wackernagel, C. R. Denkschrift zur Errichtung von Fürsorgekassen des schweiz. Buchdruckervereins für seine Mitglieder, deren Angehörige und Mitarbeiter, anläßlich des Jubiläums des schweizer. Buchdruckervereins. Basel, Gasser & Cie., 1919. [Auch französisch erschienen.]

Wackernagel, J. Ueber einige lateinische und griechische Ableitungen aus den Verwandtschaftswörtern. (Festgabe Adolf Kägi . . . dargebracht. Frauenfeld 1919.)

Weber, Karl (Liestal). Das Schweizervolk soll entscheiden. Bern 1919.

Wellauer, Walter. Vom Leben und Sterben des Fliegers. (Aus meinem Bordbuch.) (Sonntagsbl. der Basl. Nachr., Jhg. 13, 1919, Nr. 13.)

Wendland, Joh. Der Weg Gottes mit dem deutschen Volk. Rede. Basel, Ernst Finckh, 1919.

Wernle, Paul. Der evangelische Glaube nach den Hauptschriften der Reformatoren. Bd. 2: Zwingli; Bd. 3: Calvin. Tübingen 1919.

Wieland, C. Die Volkswirtschaftslehre als juristisches Studien- und Prüfungsfach. (Zeitschr. f. schweizer. Recht, Bd. 60, 1919.)

(**Wieland,** Carl, und **Simonius,** A.) Festgabe der Basler Juristenfakultät für Eugen Huber zum 13. Juli 1919. Basel, Helbing & Lichtenhahn, 1919.

Zickendraht, Karl. Der evangelische Glaube als organisches Leben. Basel, Helbing & Lichtenhahn, 1919.

Zinkernagel, F. Friedrich Hebbel als Begründer des modernen deutschen Dramas. Vortrag zur Einführung in die „Judith"-Aufführung des Basler Stadttheaters. (Sonntagsbl. der Basl. Nachr., Jhg. 13, 1919, Nr. 3/4.)

Zschokke, Fritz. Der Flug der Tiere. Berlin 1919.

Zschokke, F. Der Steinbock in den Schweizeralpen. (Sonntagsbl. der Basl. Nachr., Jhg. 13, 1919, Nr. 25.)

Das künstlerische Leben in Basel

vom 1. November 1918 bis 31. Oktober 1919.

Ein Rückblick auf Theater, Musik und bildende Kunst.

Von Hans Brenner, E. Th. Markees, Wilhelm Barth und Rob. Grüninger.

A. Theater.

Am 16. September 1918 begann die neue Spielzeit des Basler Stadttheaters. Sie dauerte bis 18. Mai 1919. Vom 19.—21. Mai hatte sodann die Theaterkommission dem nur auf acht Monate engagierten Solopersonal das Theater zu einer kleinen Nachsaison von drei Benefizvorstellungen zur Verfügung gestellt. Die erprobten und beliebten Opernkräfte waren fast alle wieder engagiert, mit Ausnahme der nach Stuttgart berufenen hochdramatischen Sängerin Olga Blomé, für die in Senta Erd aus München ein vorzüglicher Ersatz gefunden wurde. Im Schauspiel hatte dagegen eine ziemlich große Erneuerung des Personals stattgefunden, auf die hier nicht näher eingegangen werden kann. Die Darbietungen unserer Bühne standen zumeist auf einer in Berücksichtigung der beschränkten Möglichkeiten durchaus anerkennenswerten Höhe. In 243 Vorstellungen wurden aufgeführt 29 Opern, 8 Operetten, 21 Schauspiele, 8 Lustspiele, 1 Märchen, 13 französische Werke.

Ihre Uraufführung erlebte unseres Hans Huber Oper «Frutta di mare». Erstaufführungen der Oper waren: „Das höllisch Gold“ von J. Bittner und „Frauenlist“ von H. Röhr, der Operette: „Schwarzwaldmädel“ von L.

Jessel, „Hannerl" von Karl Lafitt und „Wo die Lerche singt" von F. Lehár.

Das Schauspiel brachte als Uraufführung Karl Albrecht Bernoullis, „Bräutigam von Delphi", als Erstaufführungen: „Vor Sonnenaufgang" von Gerh. Hauptmann, „Die Macht der Finsternis" von L. Tolstoi, den „Cigarettenkasten" von John Galsworthy, den „Sohn" von W. Hasenclever, den „Schöpfer" von H. Müller, den „Heiligen Nepomuk" von Ilse von Stach, den „Grünen Kakadu" von Arthur Schnitzler, und das Lustspiel: „Die Richtige" von L. Fulda, den „Schlachtenlenker" von Bernh. Shaw, „Klubleute" von Friedmann-Frederich, „Die indische Amme" von Hans Brennert.

Von Neueinstudierungen der Oper sind u. a. zu nennen: Glucks „Orpheus", Saint-Saëns' „Samson und Dalila", d'Alberts „Tiefland" und Strauß' „Rosenkavalier"; im Schauspiel: Lessings „Nathan", Schillers „Tell", Hebbels „Judith" und „Gyges und sein Ring", Ibsens „Hedda Gabler", Hauptmanns „Hanneles Himmelfahrt".

An bemerkenswerten sonstigen Aufführungen, außer der ausgezeichneten Wiedergabe von Mozarts „Figaro", seien erwähnt „Britannicus" von Racine, gespielt von Mitgliedern der Comédie Française, «Le mariage forcé» von Molière und «Par les bois» von Philipp Monnier, mit Musik von Jaques-Dalcroze, aufgeführt durch die Genfer Studentenverbindung «Belles-Lettres», «La gloire qui chante», dramatisches Gedicht von G. de Reynold, die Musik zusammengestellt von Emile Lauber, dargestellt von Kameraden eines Waadtländer Bataillons.

Als Gäste traten auf: R. Wyß, B. Bernardi, Meier-Wälde, C. W. Büller, Knote und Frau, Anny Romang, Maria Ivogün, K. Schwieger, Alex. Moissi, Gertrud Meißner, Hanna Lisken, Rud. Jung, Thea Herberger, Paula Ucko-Hüsgen, Elsa Bland, ferner in drei Tanzabenden Vincensky, Derp-Sacharoff und Niddy Impekoven.

Großen Anklang fanden die literarischen Abende des Theatervereins, bestehend in Sondervorstellungen mit vorangehenden einführenden Vorträgen.

Mit Schluß der Spielzeit legte aus Gesundheitsrücksichten nach 31jähriger Tätigkeit Direktor Leo Melitz sein Amt nieder. Der abtretende Leiter unserer Bühne hat es verstanden, ihr den guten Ruf auch unter schwierigen Verhältnissen zu erhalten. An seine Stelle trat mit Beginn der Spielzeit 1919/20 Dr. Ernst Lert, bisher Oberregisseur an den vereinigten städtischen Theatern zu Leipzig; nach dem ihm voraufgehenden Ruf darf von ihm erwartet werden, daß er unsere Bühne zu neuer Blüte bringen werde.

Am 19. Dezember 1918 beschloß der Große Rat: a) der Gesellschaft des Basler Stadttheaters für die Spielzeit 1918/19 außer dem durch Großratsbeschluß vom 22. August 1918 bewilligten Staatsbeitrag von 130 000 Fr. eine Nachsubvention bis zum Betrage von 150 000 Fr. zu gewähren, b) der Gesellschaft des Stadttheaters auch für die Weiterführung des Theaterbetriebs im Winter 1919/20 eine Subvention bis höchstens 300 000 Fr. zu gewähren.

Die neue Spielzeit begann am 31. August 1919, also drei Wochen früher als andere Jahre.

B. Konzerte.

Der Winter 1918/1919 stand im Zeichen der Grippe, und dies erklärt ohne weiteres die starke Stagnation, die gleich zu Beginn der Saison in unserem Konzertleben eintrat. Die unheimliche, so viele Opfer fordernde Seuche erreichte ihren Höhepunkt im November und im Dezember. Die Symphoniekonzerte der Allgemeinen Musikgesellschaft konnten zwar dennoch abgehalten werden, ebenso die Konzerte der großen Chorvereine. Aber die Solistenkonzerte, die in den letzten Jahren an Zahl sehr zugenommen hatten, schrumpften auf einige wenige zusammen; neben der Grippe

wirkte auch die Kohlennot noch reduzierend auf das Konzertleben, so daß dieses ein vom normalen Betrieb bedeutend abweichendes Gepräge erhielt.

Während des Krieges hatten, wie unsere Leser wissen, aus fast allen kriegführenden Staaten Orchestergesellschaften bei uns konzertiert und Kunstpropaganda gemacht. Wie im vorangehenden Winter, so beschränkten sich diese Besuche auch diesmal auf eine einzige Künstlergesellschaft, auf das Augusteo-Orchester aus Rom. Es trug ausschließlich italienische Musik vor, und zwar solche von alten, neueren und neuesten Meistern (Vivaldi, Rossini, Neuitaliener). An ausländischen Quartettvereinigungen, die sich in Basel hören ließen, verzeichnet unsere Konzertchronik das Klingler-Quartett aus Berlin und das Rosé-Quartett aus Wien. Auch die schon bekannte Société des Instruments à vent aus Paris berührte Basel wieder auf einer ihrer Konzertreisen. Von einzelnen hervorragenden Künstlern notieren wir Elly Ney, Adolf Busch, Wanda Landowska.

Die zehn Symphoniekonzerte der Allgemeinen Musikgesellschaft nahmen unter Dr. Hermann Suter ihren gewohnten Verlauf und hatten ihr Stammpublikum wie immer. Dasselbe läßt sich sagen von den sechs Kammermusikabenden, die in jedem Winter von der gleichen Gesellschaft gegeben werden.

Der Basler Gesangverein (Leitung Dr. Hermann Suter) trat erst spät, Ende des Winters, vor das Publikum, und zwar am 5. und 6. April mit der F-moll-Messe von Anton Bruckner, außerdem mit dem Sanctus aus dem „Requiem" von Berlioz. Ein zweites Konzert im Münster brachte am 23. und 25. Mai die „Matthäuspassion" von Sebastian Bach. Es handelte sich dabei um den Versuch, das sehr lange Werk auf zwei Abende zu verteilen.

Der Bach-Chor (Direktion: Adolf Hamm) gab am 15. April ein Passions-Konzert, in dem er u. a. Motetten von Bach und Brahms zu Gehör brachte. Ein zweites Auftreten erfolgte am 9. Juni mit Chören von Bach und Reger.

Ausländische Singgesellschaften konzertierten in dieser Saison nicht in Basel. Wohl aber gab die Lausanner Vereinigung «Motet et Madrigal» am 7. März ein gutbesuchtes Konzert.

Von den Männergesangvereinen ließ sich als erster die Basler Liedertafel in einem Orchesterkonzert am 20. Februar hören. Es gelangten dabei Werke von Gustav Weber, Schubert, Bruch, Liszt und Georg Haeser zur Aufführung. Das Frühlings-Liederkonzert hielt der Verein am 11. Mai ab.

Ebenfalls mit einem Liederkonzert trat der Basler Männerchor (Dirigent: Adolf Hamm) vor die Oeffentlichkeit am 3. Mai.

C. Malerei und Plastik.

Seit die Kunstsalons nach Zürcher Muster wieder aus Basel verschwunden sind, ist in unsrer Stadt die Gelegenheit für Maler und Bildhauer, ihre Werke vor das kunstliebende Publikum zu bringen, im wesentlichen auf die Ausstellungen in der Kunsthalle beschränkt. Im Zeitraum, über den hier zu berichten ist, fanden in den Räumen des Kunstvereins acht größere Ausstellungen statt, in denen überwiegend die einheimische Kunst zum Worte kam. Im November 1918 trat unter der Führung von Maler Fritz Baumann der extrem moderne Künstlerbund „Das neue Leben" zum erstenmal an die Oeffentlichkeit, der, damals neu gegründet, Zuzug namentlich aus Zürich, Solothurn und Genf erhielt, und dem von jüngeren Baslern u. a. Fritz und Niklaus Stoecklin, sowie Alexander Zschokke angehörten, die

seither aus der Vereinigung wieder ausgeschieden sind. Fahne, Plakat und ein Manifest vom Gründer des Bundes machten Propaganda für diese modernsten Bestrebungen, denen auch ein Versuch zur Einführung in den vom Kunstverein herausgegebenen „Beiträgen zur zeitgenössischen „Kunst gewidmet war. — Die Dezember-Ausstellung, zu der alljährlich sämtliche Basler Künstler eingeladen werden, wurde, wie schon in den vorangehenden Jahren, von einer besonders bestellten Jury einer strengen Sichtung unterworfen und bot so ein von dem einstigen Weihnachtskunstmarkt wesentlich verschiedenes Bild. Auch so zwang die Raumnot in der Kunsthalle zu einem Eingriff in die Sammlungsräume. Nach Schluß der Dezember-Ausstellung mußten die Kunsthallesäle wegen Kälte und Kohlenmangel auf einige Wochen geschlossen werden. — Im Februar waren wieder einige Basler, Paul Burckhardt, Heinrich Müller, Rud. Urech, mit größeren Bilderserien vertreten, dazu die Berner Marguerite Frey und Hanns Welti. Die Genfer Kunstzeitschrift «L'Eventail» veranstaltete gleichzeitig eine Ausstellung von Zeichnungen ihrer Mitarbeiter.

Zur März-Ausstellung hatte sich eine Gruppe älterer Basler Künstler, die aus der Künstlergesellschaft ausgetreten waren, zusammengeschlossen, bestehend aus den Malern W. Balmer, E. Beurmann, E. Breitenstein, W. De Goumois, Maria La Roche, Hans Lendorff, Rud. Löw, E. Th. Meyer, Fritz Mock, Emil Schill, Ad. Siegrist, F. Voellmy und dem Medailleur Hans Frei. Sie hatten beim Publikum starken Erfolg, auch im Verkauf. — Eine Sonderausstellung galt dem Andenken des im Dezember 1918 verstorbenen Franz Marent, dessen merkwürdig frühreifes Talent mitten in schönster Entfaltung hier zutage trat und es doppelt beklagen ließ, daß der Dreiundzwanzigjährige nach kurzem Siechtum von jähem Tode ereilt worden

ist. Ein Freund und Studiengenosse widmete ihm einen Nachruf in den „Beiträgen". — Für April war wiederum die Gesamtheit der Basler Künstler zur Ausstellung geladen, die während der Schweizer Mustermesse den auswärtigen Besuchern ein möglichst reiches Bild baslerischen Kunstschaffens vorführen sollte. Eine ursprünglich geplante, stark exklusive Elite-Ausstellung, die allzu viele von der Beteiligung und von den gesteigerten Verkaufsmöglichkeiten ausgeschlossen hätte, kam damals noch nicht zustande.

An Bedeutung überragte alles bisher Aufgezählte die große Veranstaltung im Mai und Juni zu Ehren des vor einem Jahre, an Pfingsten 1918 verstorbenen Ferdinand Hodler. Diese größtenteils von der Galerie Moos in Genf zusammengebrachte Gedächtnisausstellung enthielt zwar nicht etwa Hodlers bekannte Hauptwerke, noch überhaupt besonders schlagende Beispiele aus den verschiedenen Perioden seines Schaffens. Aber in der etwas zufälligen Auslese aus dem ganzen immensen Lebenswerk des Meisters, welche diese mehr als 150 Bilder darstellten, war eine fast unerschöpfliche Fülle des Interessanten, vom Mädchenkopf von 1875, der großartigen kleinen Landschaft von 1876 und den Madrider Bildern an bis zu seinen letzten Arbeiten kurz vor dem Tode. Es waren darunter auch von seinen berühmten Gebirgslandschaften und ebenso einige hervorragend schöne Frauenbilder. Unvergeßlich geblieben sind wohl manchem Ausstellungsbesucher Werke wie die „Landschaft bei Interlaken" von 1889 und die schönste der Genferseelandschaften mit der Montblanc-Kette aus Hodlers allerletzter Schaffenszeit. — Die sehr bedeutende Ausstellung wurde vervollständigt durch die Werke dreier lebender Künstler, deren Kollektionen, einheitlich in abgeschlossenen Räumen gehängt, hohes Interesse boten, des Baslers A. H. Pellegrini, dessen „Genoveva" für das Museum erworben wurde; des Zürchers Hermann Huber, dessen große Zeichnungen den Künstler, der schon starke Wandlungen durchgemacht, wieder auf neuen Wegen

zeigten; endlich der Römerin Margrit Oßwald, der Gattin des Zürcher Bildhauers, einer Künstlerin von beneidenswerter Naivität und Ursprünglichkeit der Begabung.

Die übliche Sommerpause war kurz. Sie wurde voll ausgenützt, um die sämtlichen Ausstellungsräume der Kunsthalle in ein neues Gewand zu hüllen, als Vorbereitung zu der Ausstellung „Basler Kunst 1900—1919" vom August und September, die als Parallele zum eidgenössischen Salon den Kunstfreunden der Schweiz zeigen sollte, was die besten unsrer künstlerisch tätigen engeren Landsleute in den beiden jüngst vergangenen Jahrzehnten geleistet. Nach langen Debatten war auch die schwierige Aufgabe der Auswahl der einzuladenden Künstler gelöst. Zwei derselben verweigerten die Beteiligung. Die 16 Aussteller waren die folgenden: die Maler Heinr. Altherr (Stuttgart), Paul B. Barth, Baumann, E. Bolens, Paul Burckhardt, Karl Dick, Numa Donzé, Fiechter, Lüscher, Herm. Meyer, Heinr. Müller, Niethammer, Pellegrini, E. Schieß und die Bildhauer Carl Burckhardt und Aug. Suter. Es war von höchstem Interesse, auf dieser Ausstellung auch die bedeutenden Jugendwerke der genannten Künstler, meist aus Privatbesitz, wieder zu sehen und mit ihren heutigen Leistungen zu vergleichen. Der festliche Charakter der ganzen Veranstaltung gebot die Anhandnahme der längst notwendigen Auffrischung des Innern der Kunsthalle, die unter Mithilfe der ausstellenden Künstler durchgeführt wurde. Ihre Bekrönung fanden alle diese Neuausstattungsarbeiten durch die Wandbilder Pellegrinis im Treppenhaus.

Der eidgenössische Salon selbst, die XIV. nationale Ausstellung, die vom August bis Oktober dauerte, bot mit den mehr als 1000 aufgenommenen Nummern, wozu noch das Kunstgewerbe kam, ein derart gemischtes Gesamtbild, daß seit seiner Eröffnung im ganzen Lande die Diskussion rege ist über die Zweckmäßigkeit solcher offizieller

Kunstausstellungen. Eine begrüßenswerte Neuerung hat dieser Salon gebracht, die Ehrung bedeutender lebender Künstler durch in das Ganze der Säle einbezogene Sonderausstellungen. Die also Geehrten waren diesmal der Maler Cuno Amiet, der mit zahlreichen Gemälden aus allen Zeiten seines Schaffens auch sehr interessante plastische Arbeiten ausstellte, und der Genfer Bildhauer Albert Carl Angst.

Als der Salon am Riehenring (in dem mit den Gebäulichkeiten der Mustermesse vereinigten transportablen Ausstellungsgebäude des Bundes untergebracht) seine Tore schloß, war in der Kunsthalle bereits die letzte Ausstellung eröffnet, über die wir hier zu berichten haben. In dieser Oktober-Ausstellung war das Bedeutendste zu sehen, was uns das Jahr an ausländischer Kunst gebracht hat, ein großer Teil des Lebenswerkes von Odilon Redon (1840—1916), einem Zauberkünstler der Farbe von ebenso echt französischer Herkunft wie die Pleiade der großen Impressionisten, wenn er auch mit anderen Augen in die Natur schaute als diese und als ein einsamer Zeitgenosse neben ihnen hergegangen war. Die große Zahl seiner Jugendarbeiten zeigte deutlich, wie er gleich ihnen aus der großen französischen Malertradition herauswuchs. — Der zweite, ganz anders geartete und völlig getrennt im Flügelbau untergebrachte Teil der Ausstellung galt dem Andenken an den im März dieses Jahres hochbetagt verstorbenen Basler Maler Theophil Preiswerk, den Schüler Böcklins und Freund Hans Sandreuters. Sein Nachlaß, namentlich das vom Künstler bei Lebzeiten ängstlich vor allen Augen verschlossene Studienmaterial, bot Ueberraschungen, die dem verstorbenen Maler eine ganz neue Bewertung zumal seiner meist unbekannt gewesenen bedeutenden Frühwerke eintrug. Mehrere der letzteren erwarb die öffentliche Kunstsammlung.

Bei diesen letztgenannten Ausstellungen, vom August-September und vom Oktober, die beide qualitativ sehr hoch

standen, bewiesen die Besucherzahlen, daß ein regeres künstlerisches Interesse bei unserem Publikum noch immer fehlt. Diesen Mangel belegt auch die Tatsache, daß ein Kunstsalon sich in Basel nicht zu halten vermag, während in Zürich eine ganze Anzahl solcher existieren. Auch Bern und Genf sind uns in dieser Beziehung voran. Als Ersatz dienen kleinere Veranstaltungen, wie solche z. B. regelmäßig die Firma Rath A.-G. im I. Stock ihrer Kunsthandlung abhält. Die Kober'sche Bücherstube brachte graphische Serien. Auch die Universitätsbibliothek hat begonnen, lebenden Künstlern in ihrem Ausstellungssaal ein Obdach zu gewähren, wo sie Aufnahme finden, ohne vorher das Urteil einer Jury anrufen zu müssen.

D. Architektur.

Der Waffenstillstand im letzten Herbst bewirkte keineswegs eine verstärkte Bautätigkeit in unserem Lande; überall zeigt sich große Zurückhaltung in der Ausführung von Bauprojekten und erst gegen Ende des Jahres sind vereinzelt Wohnungsbauten, hauptsächlich für die Arbeiterbevölkerung, mit finanzieller Hilfe des Staates begonnen worden.

Der bedeutendste Neubau, der zurzeit in Basel in Ausführung begriffen ist, dürfte das neue Geschäftshaus für das Comptoir d'Escompte de Genève, Ecke Steinenberg-Elisabethenstraße sein. Das umfangreiche Gebäude, nach Entwürfen der Architekten Widmer, Erlacher u. Calini erbaut, ist noch nicht zur vollen Höhe emporgeführt und die Baugerüste lassen noch kein Urteil über die spätere Erscheinung des Baues im Rahmen des dortigen Stadtbildes zu. Jedenfalls zeichnet sich die strenge Architektur in blaugrauem Haustein, soweit sie jetzt schon erkennbar ist, durch große Ruhe und Klarheit aus.

Ein weiteres Bankinstitut, die Schweiz. Bankgesellschaft, ist ebenfalls hier ansässig geworden und hat das Haus Freie-

straße 54, Ecke Ringgäßli, durch die Architekten E. Vischer u. Söhne umbauen lassen. Durch die neue Fassadengestaltung in Verputztechnik hat das vorher anspruchslose Haus in der bunten Reihe der dortigen Architekturen an Bedeutung gewonnen.

Das Schuhhaus „zum Pflug" hat durch die Architekten Suter u. Burckhardt die Verkaufsräume im Erdgeschoß seines Geschäftshauses Freiestraße 38 vergrößern und mit viel Geschmack und allem Raffinement einer modernen Ladeneinrichtung neu ausstatten lassen.

Neben diesen, Bureau- und Geschäftszwecken dienenden Bauten sind in letzter Zeit eine Anzahl Wohnungsbauten in Angriff genommen worden, um dem auch in unserer Stadt bestehenden Wohnungsmangel zu begegnen. Die Erstellung neuer Wohnungen, für die nicht, infolge der stark gestiegenen Baupreise, allzu hohe Mietzinse gefordert werden müssen, ist dadurch ermöglicht worden, daß Bund, Kantone und Gemeinden im Laufe dieses Jahres wesentliche finanzielle Mittel zur Verfügung stellten, um die Bautätigkeit zu heben und damit der Arbeitslosigkeit zu steuern. Die Kleinhaussiedelungen, eine Hauptforderung unserer Zeit, sind bei der Subventionierung in erster Linie begünstigt worden.

In Basel sind verschiedene solcher Kleinwohnungsbauten im Entstehen begriffen, wobei naturgemäß nur mit den einfachsten Mitteln bei der architektonischen Gestaltung gearbeitet werden kann und, um ein rationelles und billiges Bauen zu ermöglichen, zur Wiederholung und Aneinanderreihung einzelner weniger, gut disponierter Haustypen gegriffen werden muß.

So entstehen am Walkeweg für die Straßenbahnangestellten Vierfamilienhäuser nach Plänen von Architekt E. Heman, erbaut durch den Staat. Ferner ist im Wasenboden eine kleine Einfamilienhaus-Kolonie der Basler Baugesellschaft in Ausführung begriffen; auch baut die Gesellschaft für Chemische Industrie an der Müllheimer-

straße beim Horburggottesacker durch Architekt F. Stehlin sieben behäbige Doppelwohnhäuser mit hochragenden Giebeln, und am Wiesenschanzweg, Ecke Mauerstraße, sind für eine andere Firma zwei Doppelhäuser von freundlichem Eindruck mit Walmdach durch die Architekten Burckhardt, Wenk u. Co. im Bau.

Für höher gestellte Ansprüche, als die vorerwähnten Häuser, werden an der Schwarzwaldallee zehn zusammengebaute Einfamilienhäuser Nr. 25—45 erstellt, und eine ansprechende Baugruppe mit kräftigem Mansarddach bilden die sechs Reihenhäuser an der Peter Roth-Straße, von Architekt G. Doppler; gegen Norden ist die Gruppe noch nicht fertig ausgebaut, wo sowohl auf dem Areal des abgebrochenen Löwenbräu an der Grenzacherstraße, als auch südlich am Stachelrain die Fortsetzung der Bebauung projektiert ist.

Noch zu erwähnen sind die durch den Staat errichteten Miethäuser am Sägergäßlein und an der Webergasse, die sich dem Stadtbild günstig einordnen, und durch deren Erstellung endlich der nach dem Abbruch der alten Häuser ruinenhaft gestaltete Zustand jenes Platzes behoben wurde. Hoffentlich kann bald für das Abbruchareal an der Greifengasse eine ähnliche, günstige Lösung gefunden werden.

Basler Chronik

vom 1. November 1918 bis 31. Oktober 1919.

Von Dr. Fritz Baur.

Vorbemerkung. In der nachfolgenden Uebersicht der Ereignisse in Basel während der Jahre 1918 und 1919 mußte notgedrungen auf die gewohnte Vollständigkeit verzichtet werden. Sitzungen von Behörden (Großer Rat, Weiterer Bürgerrat) wurden nicht erwähnt, wenn sie unbedeutende Geschäfte behandelten, aus den Traktanden der andern wurde nur das Wichtigere hervorgehoben. Die Verhandlungen des Genossenschaftsrats des A. C. V. blieben meist unerwähnt. Von den vielen Transporten von Kriegsgefangenen, Auslandschweizern u. dgl. wurden nur wenige angeführt, und auch in allem andern wurde große Zurückhaltung beobachtet. Die Rücksicht auf den Raum zwang dazu. Die Chronik ist trotzdem noch reichlich lang ausgefallen.

November 1918.

1. Die Regierung ernennt zum ordentlichen Professor der Theologie den bisherigen Extraordinarius D. G. Heinzelmann und erteilt dem ordentlichen Professor der Mathematik, Dr. E. Hecke, die erbetene Entlassung.

2. Aus den wichtigsten Vereinigungen und Verbänden von Angestellten und Arbeitern der Privatindustrie schließt sich ein Kartell der Basler Arbeitnehmerverbände zusammen unter dem Vorsitz des Präsidenten des Kaufmännischen Vereins.

3. Die St. Leonhardsgemeinde begeht den 800. Jahrestag der ersten Weihe ihrer Hauptkirche. Die ge-

plante besondere abendliche Feier mußte unterbleiben der Grippe wegen. Zur bleibenden Erinnerung an den Tag wurde ein gemaltes Fenster nach Entwürfen von Burkart Mangold gestiftet.

5. Dr. med. Andreas Vischer hält seine Habilitationsvorlesung über chirurgische Erfahrungen in der asiatischen Türkei.

Der Kunstverein schließt mit der Oeffentlichen Kunstsammlung einen Vertrag ab betr. Unterbringung eines Teils der in seinem Besitze befindlichen Kunstwerke im Museum.

9. 12. 13. 14. Auf den 9. November war für 19 größere Ortschaften der Schweiz vom sogenannten Oltner Aktionskomitee ein Generalstreik ausgeschrieben worden als Protest gegen Truppenaufgebote, die der Bundesrat auf Bitten der Zürcher Regierung in Befürchtung revolutionärer Umtriebe erlassen hatte, sowie auch gegen die Ausweisung der halbamtlichen russischen Gesandtschaft in Bern, die sich durch allerlei Wühlereien lästig gemacht hatte. In Basel verlief der Tag im ganzen ruhig, dank der Nachgiebigkeit vieler Geschäftsinhaber, die sich die Schließung ihrer Betriebe durch die Streikenden gefallen ließen. Die Polizei war durch Heerespolizei verstärkt, doch nicht in genügendem Maß, um Arbeitwillige zu schützen.

Als der Protest seinen Eindruck auf den Bundesrat durchaus verfehlte, so verfügte das Aktionskomitee, verstärkt durch andere sozialdemokratische Organisationen, den unbefristeten allgemeinen Landesstreik mit Beginn um Mitternacht vom 11. auf den 12. November. Es liegt nicht in der Aufgabe dieser Chronik, zu erzählen, wie dieser Streik in der Schweiz nach einer Dauer von zweimal 24 Stunden mit einer bedingungslosen Kapitulation der Streiker endigte. In Basel dauerte die Arbeitseinstellung volle drei Tage und umfaßte auch Staatsbetriebe und Verkehrsanstalten. Der Bundesrat hatte auf Bitten der Re-

gierung die Baselbieter Infanteriebataillone 52, 53 und 143 als ersten Schutz nach der Stadt gesandt. Das baselstädtische Infanterieregiment 22 und Landwehrbataillon 144 waren für den unter Umständen nötig werdenden Schutz der Grenze in Aussicht genommen, und es waren bereits Verhaltungsmaßregeln erteilt für den Fall des Generalmarschs. Denn eben war der Waffenstillstand abgeschlossen worden, und jenseits der Grenze wickelte sich der Rückzug der Deutschen gegen den Rhein ab. Die Ausdehnung des Streiks auf drei Tage statt wie in der übrigen Schweiz nur auf zwei, schrieb sich davon her, daß unsre Arbeiterschaft ohne amtliche Bestätigung des Streikendes durch das Aktionskomitee geblieben war und deshalb die von bürgerlicher Seite verbreitete Nachricht glaubte bezweifeln zu sollen. Auch war sie gereizt, weil Redakteur Schneider vom „Vorwärts", der dem Oltner Komitee angehörte, in Bern verhaftet worden war. Eine sehr stark besuchte Streikversammlung in der Burgvogtei am Abend des 14. fügte sich erst dem Beschluß der Zentralleitung, als Schneider persönlich erschien und die Nachricht bestätigte.

Die Tage verliefen in Basel ohne starke Erschütterungen. Ein Verdienst daran dürfte der unter dem Druck der Ereignisse in Eile gebildeten B ü r g e r w e h r zukommen, die das Militär in der Aufrechterhaltung der Ordnung unterstützte.

Die Streiktage blieben nicht ohne p o l i t i s c h e F o l g e n. Die Regierung hatte in ihrer Mehrheit, 4 gegen 3 Stimmen abgelehnt, auf den Proteststreik vom 9. hin militärische Hilfe zu verlangen. Die Mehrheit bestand außer den Sozialdemokraten Hauser und Wullschleger aus dem Wilden, auch von den Bürgerlichen gewählten Mangold und dem Freisinnigen Stöcklin. Der letztere nahm unter dem Druck seiner bisherigen Parteifreunde den Rücktritt auf Ende April 1919.

12. Auch diesen Winter werden nur zwei p o p u l ä r e K u r s e abgehalten und zwar vor Neujahr von Prof. Fel.

Speiser „Zur Einführung in das Museum für Völkerkunde", nach Neujahr von Dr. Arminio Janner: L'Inferno dantesco.

13. Die Synode der evangelisch-reformierten Kirche wählt zum Mitglied des Kirchenrats an Stelle des gesundheitshalber zurücktretenden Dr. Ed. Kern Dr. Felix Iselin, beschließt eine Kundgebung des Kirchenrats über die derzeitigen weltgeschichtlichen und vaterländischen Ereignisse (Waffenstillstand, Generalstreik), nimmt das Budget für 1919 an und überweist einen Anzug auf Einführung des passiven Frauenstimmrechts.

14. Der Große Rat heißt mit Mehrheit unter Namensaufruf eine von der Regierung beantragte Kundgebung an den Bundesrat gut zugunsten einer baldigen Neuwahl des Nationalrats nach dem Verhältniswahlsystem. Hierauf werden eine von sozialdemokratischer und eine von bürgerlicher Seite eingebrachte Interpellation betr. die Ereignisse während des eben zu Ende gegangenen Generalstreiks diskutiert und die Diskussion am 15., 18. und 21. weitergeführt, ohne daß ein Beschluß gefaßt worden wäre. Es beteiligten sich an der Debatte 35 Redner.

15. Im Alter von 68½ Jahren stirbt Adolf Urech, seit 1888 Universitätsgärtner.

21. Nach kurzer Krankheit stirbt 70jährig J. J. Bollinger-Auer, seit 1866 Lehrer in Basel, Mitglied des Großen Rats und der evangelischen Synode, auch in pädagogischen und gemeinnützigen Vereinigungen vielfach freiwillig tätig.

18.—23. In der Woche vom 18. bis zum 23. Nov. vollzieht sich die Räumung des Sundgaus durch die Deutschen und die Besetzung der benachbarten elsässischen Ortschaften St. Louis, Hüningen, Neudorf usw. durch die französischen Truppen. Die französische Besitzergreifung war allenthalben von Festlichkeiten

begleitet, und auch wir in Basel sahen von Türmen und hohen Fabrikkaminen die Trikolore flattern.

23. In hohem Alter stirbt Lorenz Rüdisühli, ein sehr produktiver und in weiten Kreisen hochgeschätzter Maler, der sich aus den bescheidensten Verhältnissen durch nimmer erlahmende Tatkraft emporgearbeitet hat.

Es gründet sich ein Verband der Textilangestellten Basels zur Wahrung der gemeinsamen Standesinteressen.

25. Nach langer Unterbrechung wegen der Grippe-Epidemie wird heute der Betrieb sämtlicher Unterrichtsanstalten bis hinauf zur Universität wieder aufgenommen. Eine Ausnahme machen die als Grippe-Notspital benützten Schulhäuser (Isaak Iselin und Thomas Platter) und das Primarschulhaus an der Kanonengasse, wo das Platzkommando seinen Sitz hat.

27. Zum Rektor der Universität wird gewählt Prof. Jakob Wackernagel.

28. Der Große Rat genehmigt einen Regierungsantrag betreffend Eingabe an die Bundesversammlung zugunsten einer baldigen Erledigung der Proportionalwahl des Nationalrates.

28. 29. Das Infanterieregiment 25 (Zürich und Schaffhausen) verläßt nach einem drei Monate dauernden Grenzdienst unsere Stadt zur Demobilisation.

30. Witterung. Die meteorologischen Hauptwerte des Monats November waren Mittel der Temperatur 4,5, mittl. Temp.-Minimum 2,0, mittl. Temp.-Maximum 7,5° C., Mittel des Luftdrucks 739,8, Summe des Niederschlags 47 mm, Sonnenscheindauer 80 Stunden. Obwohl das Mittel der Temperatur genau dem langjährigen Durchschnitt entspricht, brachte der Monat viel zu warme und viel zu kalte Tage, und diese Abweichung nach den beiden Extremen brachte das Normalmittel hervor.

Dezember 1918.

Auf dem Netz der schweiz. Bundesbahnen tritt zur Einsparung von Kohlen mit dem Monat Dezember der fünfte eingeschränkte Fahrplan in Kraft. Von jetzt an werden Sonntags nur noch einige Milchzüge fahren und in der Woche der Schnellzugverkehr gänzlich eingestellt sein.

2. In der Abenddämmerung landet auf der St. Jakobmatte ein deutsches Zivilflugzeug mit zwei Insassen. Sie haben angeblich diesen Weg gewählt, weil sie in Geschäften sehr rasch in Bern sein mußten.

3. Nachdem in den letzten Wintern aus verschiedenen Ursachen keine akademischen Vorträge sind abgehalten worden, wird heute der Zyklus für den Winter 1917/18 wieder eröffnet.

4. Verschiedene jüdische Organisationen veranstalteten im großen Musiksaal eine von etwa 2000 Personen besuchte Versammlung, die eine Resolution faßt zum Protest gegen die Pogrome in Polen und Galizien.

7. An der Rektoratsfeier in der Aula des Museums spricht der Rektor der Universität Prof. Jakob Wackernagel über Wilhelm von Humboldt.

Es wird ein Verband baslerischer Detaillisten gegründet.

7. Es wird mit Sitz in Basel eine schwedisch-schweizerische Handelskammer unter dem Vorsitz von Dr. K. Rosenquist gegründet. Dem Vorstand gehören fünf Mitglieder schwedischer und vier Mitglieder schweizerischer Nationalität an.

7./8. Die Erneuerungswahlen des Weitern Bürgerrats waren von der Regierung ursprünglich auf den 23. und 24. Nov. angesetzt worden. Wegen der mit der Streikbewegung zusammenhängenden Verzögerung in der Herstellung gewisser Drucksachen mußten sie

um 14 Tage verschoben werden. An der Wahl beteiligten sich 10,668 von 16,750 Stimmberechtigten gleich rund 64%. Es wurden gewählt 13 (Amtsperide 1915/18 8) Sozialdemokraten, 8 (12) Liberale, 7 (7) Freisinnige, 6(7) Mitglieder der fortschrittl. Bürgerpartei, 5 (6) Katholiken und 1 (—) Alkoholgegner.

9. Im Alter von 40 Jahren stirbt an der Grippe Frederick Aflalo, seit zwei Jahren britischer Vizekonsul in Basel, bekannt auch als Sport- und Reiseschriftsteller.

12. Der Große Rat befaßt sich mit Geschäften, die mit dem Streik von Mitte November zusammenhangen. Er genehmigt den Vertrag mit den Bundesbahnen betr. den Rheinhafen St. Johann und beschließt eine Erhöhung der Besoldungen des Regierungsrats und der Taggelder des Großen Rats.

13. Die Regierung ernennt zu Adjunkten des Schlachthofdirektors die Tierärzte H. Schmidlin (Aesch) und T. Thommen (Basel).

17. In seiner konstituierenden Sitzung bestellt der Weitere Bürgerrat sein Bureau und setzt den Bürgerrat zusammen aus R. Brand-Sandreuter (freis.), Ad. Burckhardt-Rüsch (lib), G. Doppler-Götschi (kath.), J. Gysin-Kaiser (freis.) und Dr. E. Miescher-Gemuseus (lib.), bisher, und G. Berli (sozialdem.) und Dr. Aug. Brenner (Fortschrittl. Bürgerp.) neu. Zum Präsidenten des Bürgerrats wird gewählt R. Brand.

18. Seit Beginn des Monats passieren zahlreiche Züge mit Gefangenen aus Deutschland, manchmal bis zu vieren an einem Tag, unsere Stadt. Sie bringen Franzosen, Italiener und Amerikaner, die über den neutralen Boden der Schweiz nach ihrem Vaterland und nach den Ländern ihrer Verbündeten gebracht werden. Schweizer Militär begleitet sie. Für die Verpflegung und ähnliche Dienste stellt sich das Personal zur Verfügung, das bei den Evakuierten-Transporten mitwirkte.

19. Nach Abweisung einiger Motionen erhöht der Große Rat die Subvention an das Stadttheater für 1917/18 und 1918/19 bis auf einen Höchstbetrag von 300 000 Franken.

Prof. Dr. Hugo Hassinger hält seine Antrittsvorlesung über „Einige Aufgaben geographischer Forschung und Lehre".

20. Die Regierung weist den Rekurs der Straßenbahner gegen die ihnen wegen eigenmächtiger Entfernung ihrer Mützennummern auferlegten Bußen ab.

Der Genossenschaftsrat des Allg. Consumvereins beschließt eine Reihe von Landankäufen zur Abrundung des bei Oberwil gekauften Ziegelhof-Gutes.

21. Es ist unmöglich, in der Chronik alle die Veranstaltungen einzeln zu erwähnen, an denen die Lage unseres Landes, wie der Generalstreik sie aufdeckte, besprochen wird. Kaum ein Abend vergeht in diesen Tagen, an dem nicht politische Verbände ihre Versammlungen abhalten und zu den Forderungen der Zeit Stellung nehmen, oder für besondere Stände oder von besondern Gesichtspunkten aus die Tagesfragen erörtert werden.

24. Die Regierung wählt zum ordentlichen Professor für Mathematik an der Universität Dr. H. Mohrmann aus Hannover, zurzeit an der technischen Hochschule in Karlsruhe.

31. Die Regierung beschließt, auch im Jahr 1919 eine öffentliche Fastnacht nicht zu gestatten. — Zum außerordentlichen Professor wird ernannt Privatdozent Dr. S. Schönberg.

Prof. Dr. Paul Ganz tritt von seiner Stellung als Konservator der öffentlichen Kunstsammlung zurück, um sich ausschließlich wissenschaftlichen Arbeiten zu widmen.

Witterung. Im Monat Dezember 1918 betrug das Mittel der Temperatur 5,2, das mittlere Temp.-Minimum 2,7, das mittl. Temp.-Maximum 8,1 ° C., das Mittel

des Luftdrucks 738,1, die Summe der Niederschläge 69 mm, die Summe der Sonnenscheindauer 48 Stunden. Der Monat fiel bedeutend zu trüb, aber zugleich viel zu mild aus, gemessen am langjährigen Durchschnitt. Nur einige Tage am Anfang des Monats brachten Frost, es gab keinen einzigen Eistag (ohne Auftauen).

Januar 1919.

1. Die Zusammensetzung der Bevölkerung zu Ende 1918 weist als stärksten Bestandteil die Kantonsbürger auf mit 58,944 Seelen; dann folgen die übrigen Schweizer (40,550) und zum Schluß die Ausländer (40,200). Noch am Beginn des Jahrhunderts war die Gruppe der Ausländer die stärkste. Die weitherzige Einbürgerungspolitik und der Krieg haben sie zur schwächsten heruntersinken lassen. Die Gruppe der Kantonsbürger ist jetzt prozentual stärker als irgend eine der drei Gruppen seit 1837 jemals war.

In diesen Tagen bildete sich infolge des Streiks von Mitte November eine neutrale Sektion der Postangestellten Basels. Sie gedenkt die standespolitischen Forderungen ihrer Mitglieder auf gesetzlichem Wege zu erlangen. Massenstreiks zur Erlangung der politischen Macht werden abgelehnt.

3. Der langjährige deutsche Generalkonsul in Basel, Wunderlich, zeigt der Regierung seinen Rücktritt in den Ruhestand an.

6. Die Nachricht bestätigt sich, daß Reg.-Rat Dr. F. Mangold aus der Basler Regierung in den Bundesdienst übertreten wird. Er übernimmt im Vollamt die Leitung des Ernährungswesens, nachdem er sie seit Beginn des Krieges im Nebenamt besorgte. Demnach sind, da auch Reg.-Rat A. Stöcklin seinen Rücktritt angekündigt hat, zwei Regierungssessel neu zu besetzen.

7. Der vom Regierungsrat aufgestellte Budgetentwurf für 1919 sieht vor an Ausgaben 38,588,426 Fr.,

an Einnahmen 22,912,854 Fr., somit ein Defizit von 15,675,571 Fr.

10. Lic. K. Zickendraht hält seine Antrittsvorlesung als Privatdozent an der theologischen Fakultät über „Der evangelische Glaube als organisches Leben".

12. Im Alter von 80 Jahren stirbt Theophil Vischer-Von der Mühll. Seiner Vaterstadt hat er namentlich als Förderer gemeinnütziger Unternehmungen gedient. So interessierte er sich für Fabrikarbeiterverhältnisse, und das Altersasyl zum Lamm in Kleinbasel wurde von ihm angeregt. Als Militär war er Oberst der Artillerie und Mitglied der Landesverteidigungskommission. — Amtmann Josef Schlageter-Haas stirbt nach langem Leiden 66 Jahre alt.

14. Der Weitere Bürgerrat beschließt, die Wahlen der bürgerlichen Kommissionen erst in einer nächsten Sitzung vorzunehmen, damit sich die Fraktionen in der Zwischenzeit auch über die Vertretung von Frauen einigen können, und bestellt die Prüfungskommission für 1918.

15. Eine vom Grütliverein Groß-Basel in den Musiksaal einberufene Versammlung zur Besprechung der gegenwärtigen Lage nimmt bei sehr starkem Besuch einen stürmischen Verlauf, so daß sie ohne Beschluß aufgelöst werden muß.

16. Ein Transport Russen, die sich in der Schweiz durch Propaganda für ihre bolschewistischen Lehren lästig gemacht haben, werden durch Sonderzug über Deutschland nach ihrer Heimat geleitet. Hiesige Sozialisten bezeugen ihnen ihre Sympathie, indem sie mit der roten Fahne nach dem Bahnhof ziehen.

17. Im Alter von 56 Jahren stirbt nach langem Leiden Karl Weckerle, seit 22 Jahren Hauptpfarrer der hiesigen christkatholischen Gemeinde.

18. Die freiwillige Schulsynode hält ihre der Grippe wegen verschobene Jahresversammlung für 1918

und hört einen Vortrag von Dr. A. Rüegg über die Lehren des Weltkriegs für die Schule.

23. Der Große Rat bewilligte für Notstandsarbeiten zur Beschäftigung Arbeitsloser unter Ausschluß des Referendums 850,000 Fr. Bei dieser Gelegenheit erfuhr man vom Regierungstisch, daß infolge der Verteuerung von Material und Arbeit der neue Rheinhafen auf 7 statt, wie seinerzeit berechnet, auf 3½ Millionen zu stehen kommen wird.

28. Die Regierung befördert Hauptmann W. Schmid zum Major der Infanterie und überträgt ihm endgültig das bisher provisorisch geführte Kommando des Füsilier-Bataillons 99.

Privatdozent Dr. phil. Otto Schüepp hält seine Habilitationsvorlesung über die Metamorphose der Pflanzen.

Witterung. Folgendes sind die Hauptwerte der Witterung im Monat Januar 1919: Mittel der Temperatur 1,5. mittl. Temp.-Minimum — 0,3, mittl. Temp.-Maximum 3,9° C., Mittel des Luftdrucks 739,0, Menge des Niederschlags 13 mm, Sonnenscheindauer 39 Stunden. Trotz der am Durchschnitt gemessen allzu hohen Temperatur des Monats hinterläßt der Januar 1919 dank dem spärlichen Sonnenschein und dem Vorherrschen von Nebel und Bewölkung das Andenken einer feucht-kühlen Witterungsperiode.

Februar 1919.

4. Das Gesundheitsamt gibt bekannt, daß in der Zeit von Ende Juni 1918 bis zum 1. Februar 1919 im Kanton Baselstadt total annähernd 35,000 ärztlich gemeldete Erkrankungen und 690 Todesfälle an der Grippe vorkamen. Am schlimmsten wütete die Seuche im Oktober 1918, wo 13,700 Erkrankungen und 257 Todesfälle gemeldet wurden. Die tatsächliche Zahl der Erkrankungen war bedeutend höher

als hier angegeben, da nur die ärztlich gemeldeten Fälle gezählt wurden.

7. Zum ordentlichen Professor für Pädagogik und allgemeine philosophische Disziplinen an der Universität wird gewählt Dr. A. Fischer, z. Zt. in München.

Die kantonalen Maßnahmen betr. Einschränkung des Verbrauchs von Brennmaterial und elektrischer Energie (englische Arbeitszeit und ähnliches) wird von der Regierung für staatliche Bureaux und private Betriebe auf 17. Februar aufgehoben.

8. 9. Die Wahl zweier Mitglieder des Regierungsrats zum Ersatz der ausscheidenden A. Stöcklin und Dr. F. Mangold weckte ein ungewöhnliches politisches Leben und einen sehr erregten Wahlkampf. Die Sozialdemokraten erhoben mit der Aufstellung zweier Kandidaten, des „Vorwärts"-Redakteurs F. Schneider und des Gewerbeinspektors Dr. W. Strub Anspruch auf die Mehrheit im Regierungsrat, da die Regierungsräte Hauser und Wullschleger ihrer Partei schon angehören. Der nationale Block schlug Dr. August Brenner (Mitglied der Fortschrittl. Bürgerpartei) und Dr. Rud. Niederhauser (kathol. Volkspartei) vor; in letzter Stunde rückten die Grütlianer mit der Kandidatur des Rektors der Töchterschule, Dr. Alb. Barth, auf. Die Beteiligung an der Wahl war mit 22,407 von 28,390 Stimmberechtigten gleich beinahe 80% stärker als je in Basel. Es siegten bei einem absoluten Mehr von 11,165 die bürgerlichen Kandidaten Dr. Brenner mit 12,176 und Dr. Niederhauser mit 11,925 Stimmen. Dr. Strub machte 9317, Redakteur Schneider 8349, Dr. Barth 2282 Stimmen.

10. In dem bis auf den letzten Sitz ausverkauften Musiksaal halten die Sozialdemokraten Kurt Eisner, Präsident der bayrischen Republik (ermordet in München am 21. ds. Mts.) und Casalini aus Turin Ansprachen über die Stellung der Jugend zum Sozialismus. Der fran-

zösische Kammerabgeordnete Renaudel, den man gleichfalls erwartete, war ausgeblieben. Den Abend hatte die Studentenschaft Basel veranstaltet zugunsten ihres Lesesaales und ihrer Bibliothek.

13. Der Große Rat gewährt dem Bürgerspital an das Defizit von 1917 einen Staatsbeitrag von 300,000 Fr. und beschließt Beteiligung von Baselstadt an der Société anonyme de l'Energie de l'Ouest-Suisse.

14. Dr. Jakob Wackernagel hält seine Habilitationsvorlesung als Privatdozent an der juristischen Fakultät über Rudolf von Habsburg und die Basler Stadtvogtei.

19. Im Alter von 88 Jahren stirbt Aug. Scheuchzer-Dürr, seinerzeit in gemeinnützigen und religiösen Werken vielfach tätig.

20. In einer Nachmittagssitzung validiert der Große Rat die Regierungsratswahlen vom 8./9. ds. und beschließt die Bauarbeiten am Rheinhafen Kleinhüningen sofort zu beginnen, ohne erst die Bewilligung des Bundesrates abzuwarten.

22. Der durch Ausscheiden der Reg.-Räte Mangold und Stöcklin und deren Ersetzung durch die DDr. Brenner und Niederhauser in seinem Bestand geänderte Regierungsrat hat für den Rest der laufenden Amtsdauer die Departemente verteilt wie folgt: Erziehung: Vorsteher Hauser, Stellvertreter Im Hof; Justiz: Vorst. Im Hof, Stellv. Brenner; Finanz: Vorst. Wullschleger, Stellv. Aemmer; Polizei: Vorst. Niederhauser, Stellv. Miescher; Sanität: Vorst. Aemmer, Stellv. Wullschleger; Bauwesen: Vorst. Miescher, Stellv. Niederhauser; Inneres: Vorst. Brenner, Stellv. Hauser. Zum Präsidenten des Kriegsfürsorgeamtes wurde gewählt Reg.-Rat Niederhauser.

24. Wiederum halten im Musiksaal zwei von der Studentenschaft berufene Sozialistenführer, der Deutsche Dr. Ed. Bernstein und der Belgier Camille Huysmans Vorträge über den Völkerbund.

25. Der Regierungsrat ernennt zum außerordentlichen Professor für Physik an der Universität Dr. L. Zehnder, d. Z. Privatdozenten in Zürich.

28. Dr. med. Rud. Birkhäuser hält seine Habilitationsvorlesung über die Beziehungen der innern Sekretion zum Auge.

Witterung. Im Monat März 1919 betrug das Mittel der Temperatur 1,2, das mittl. Temp.-Minimum — 2,1, das mittl. Temp.-Maximum 4,8 ° C., das Mittel des Luftdrucks 733,4, die Summe des Niederschlags 77 mm, die Summe der Sonnenscheindauer 87 Stunden. Der Monat brachte vom 9.—14. eine Reihe schöner sonniger Wintertage mit Temperaturen bis unter 16 °, bei einer schönen Schneedecke von etwa 20 mm Mächtigkeit.

März 1919.

1. Im Alter von 67 Jahren stirbt Abbé J. Joye aus Romont, namentlich auf dem Gebiet der Jugendpflege um Basels römisch-katholische Gemeinde viel verdient. — Gleichzeitig wird bekannt, daß der Hauptpfarrer der Gemeinde Msgr. A. Döbeli mit Rücksicht auf sein Alter, 70 Jahre, in den Ruhestand tritt.

2. Dr. jur. Prosper Wolf, Direktor der Banque foncière du Jura, Mitglied des Appellationsgerichts, stirbt 59-jährig. In weitern Kreisen war er bekannt als Herausgeber geschätzter juristischer Nachschlagewerke.

3. Der Bahnverkehr mit dem Elsaß wird eröffnet, nachdem seit Anfang August 1914 kein Zug mehr zwischen Basel und St. Louis gefahren war.

7. Auf dem badischen Bahnhof kommt ein Zug an mit ca. 300 Schweizern aus Rußland, die eine Reihe von Tagen in milder Quarantäne zuzubringen haben. Den Beschluß des Aufenthalts machte am Abend des 11. ein von der Regierung, dem Territorialkommando und dem Eva-

tuiertenkomitee angebotenes einfaches Bankett mit Abendunterhaltung in der Burgvogtei. Es nahm einen sehr gelungenen Verlauf.

8. Der Regierungsrat erteilt die erbetene Entlassung Dr. M. Dietiker als Sekretär des Polizeidepartements und Th. Brandenberger als Chef der Wasserkontrolle. — Zum Rektor der Freien Evang. Volksschule wird gewählt Pfr. Ed. Riggenbach, d. Zt. in Arlesheim.

10.—12. Nach vier Jahren ohne Fastnacht erlaubte die Regierung für 1919 wieder die Maskenbälle und — wenige Tage vor dem Termin erst — den Montag-Morgenstreich. Auf weiteres ließ sie sich nicht ein, obschon die trommellustigen Kreise starke Anstrengungen machten, am Mittwoch Mittag nochmals ihre Kunst ausüben zu dürfen. Der Zudrang des schaulustigen Publikums nach der innern Stadt war ungewöhnlich stark, auch am Montag und Mittwoch Nachmittag, obwohl nichts zu sehen war als wenige minderwertige Masken. Die Bälle sollen durchweg sehr stark besucht gewesen sein.

12. Im Alter von 78 Jahren stirbt Malermeister Rud. Schweizer-Keller, der s. Zt. eine gewisse Rolle in unserm politischen Leben spielte.

13. Der Große Rat beschließt die Anlegung eines städtischen Zentralfriedhofs am Hörnli im Kostenvoranschlag von 6½ Mill., nachdem der Plan eines Waldfriedhofs in der Hardt an der Weigerung der basellandschaftlichen beteiligten Gemeinden sich zerschlagen und dadurch das ganze Geschäft sich verzögert hat. Nach Abweisung zweier Rekurse wird das Gesetz betr. Fürsorge des Staates bei Unfällen und Krankheiten seiner Bediensteten in erster Lesung erledigt und endlich eine Reihe von Anzügen behandelt. Ueberwiesen wurde u. a. ein solcher, der die Oeffnungszeit der Wirtschaften im Winter um 9, im Sommer um 8 Uhr morgens festhalten will, wie während der Kriegszeit, um dem Schnapsgenuß am frühen Morgen zu steuern, und ein solcher, der

den von uns mit Gas versorgten basellandschaftlichen Nachbargemeinden das Gas ebenso billig liefern will, wie den städtischen Abnehmern. Auch hier, wie beim ersten Traktandum, kamen gewisse Gegensätze zwischen Stadt und Land zur Sprache.

Nach langem Leiden stirbt 73jährig der Maler Theophil Preiswerk, ein liebenswürdiger Künstler der älteren Schule.

14. Prof Dr. Ernst Walser hält seine Antrittsvorlesung über „Literarische und religiöse Grundfragen der Renaissance". — Die Regierung ernennt zum a. o. Professor Dr. Ernst Oppikofer, bisher Privatdozenten an der med. Fakultät.

18. Prof. Dr. Peter Von der Mühll hält seine Antrittsvorlesung über „Die Bewertung des theoretischen Lebens bei den Griechen".

20. Großer Rat. Nach Erledigung einer Interpellation und Erledigung verschiedener Wahlen wird nachträglich ein Staatsbeitrag von 55,000 Fr. an die Basler Milchhändler für den Sommer 1918 bewilligt, eine Beteiligung an der Schweiz. Schleppschiffgenossenschaft A.-G. von 500,000 Fr. und Staatsbeiträge an die Augenheilanstalt für 1918 und 1919 beschlossen. Zu Beginn der Nachmittagsitzung empfing der Rat, während auf dem Marktplatz eine Versammlung von Arbeitslosen demonstrierte, eine Delegation von drei Arbeitslosen, denen schleunige Sorge für Arbeit zugesichert wurde.

21. Das Heimschaffungskomitee veranstaltet für die bei den Evakuiertentransporten 1917 und 1918 beschäftigten Damen und Herren im Musiksaal einen sehr stark besuchten gelungenen Unterhaltungsabend.

25. Die Regierung setzt die Polizeistunde vom 1. April an auf 12 Uhr, an Samstagen und für Ausnahmefälle auf 1 Uhr abends fest.

Der Erziehungsrat wählt als Konservator der öffent-

lichen Kunstsammlung Dr. Alfr. Heinr. Schmid von Basel, d. Zt. Professor in Göttingen.

Der Handels- und Industrieverein faßt auf ein Referat von Reg.-Rat Hauser eine Resolution zugunsten der baldigen Durchführung der Elektrifikation auf der Strecke Basel-Olten-Bern der Bundesbahnen.

Ein Extrazug mit mehreren hundert belgischen Kindern, die während des Krieges kürzere oder längere Zeit in der Schweiz geweilt haben — in Basel lebte eine Kolonie von etwa 30 während mehrerer Jahre — macht auf der Durchreise nach der Heimat hier einen längeren Halt.

26. Die hiesigen Sozialdemokraten veranstalten eine Protestversammlung und einen Demonstrationszug gegen die vom Bundesrat verfügte Aufhebung des Organs „Freie Jugend".

27. Der Große Rat nimmt nach längerer Beratung einen Beschluß an über Maßnahmen gegen die Arbeitslosigkeit und überweist eine Anzahl im Lauf der Debatte gestellte Anzüge; bei der Gelegenheit fand wieder eine Demonstration Arbeitsloser statt. Es werden beschlossen der Bau der Straßenbahn-Teilstrecke Neuwilerplatz-Steinenring, Umwandlung der Stelle des Gerichtsarztes in ein Vollamt, Ankauf des Hauses zum Landser am Schlüsselberg, endlich Aenderung des Einführungsgesetzes zum Zivilgesetzbuch; die Behandlung des Verwaltungsberichts 1917 wird weitergeführt.

Der Bischof von Basel und Lugano ernennt zum Hauptpfarrer der römisch-katholischen St. Klaragemeinde an Stelle des zurücktretenden Msgr. Döbeli Karl von Streng, langjährigen Vikar in Bern.

Witterung. In der Nacht vom 29. zum 30. März sowie während des ganzen 30. März, endlich in der Nacht zum 1. April fiel ein für diese Jahreszeit ungewohnter und in unserer Gegend seltener starker Schnee. Da es zugleich ziemlich kalt wurde, so blieb die Schneedecke einige Zeit

liegen, allerlei Verkehrsstörungen und sonstige Unzukömmlichkeiten veranlassend. Was die meteorologischen Hauptwerte des Monats März betrifft, so betrug das Mittel der Temperatur 5,2, das mittl. Temp.-Minimum 2,3, das mittl. Temp.-Maximum 8,2° C., der mittlere Barometerstand 734,3, die Summe des Niederschlags 103 mm, die Summe der Sonnenscheindauer 100 Stunden. Der Monat brachte normale Temperatur bei reichlichem Niederschlag und zu wenig Sonnenschein, wobei der Ueberschuß an Niederschlag auf die drei letzten Tage des Monats fällt.

April 1919.

1. Der Weitere Bürgerrat wählt zum Mitglied des Bürgerrats an Stelle des in den Regierungsrat übergehenden Dr. Aug. Bremer Dr. E. Peter, bewilligt den Verkauf einer Parzelle Land der Chr. Merianschen Stiftung an der Hardtstraße an den Staat und überweist einen Anzug betr. Vertretung der Frauen in den Aufsichtskommissionen der bürgerlichen Stiftungen.

2. Die Synode der evangelisch-reformierten Kirche beschloß zur Deckung des Defizits der Verwaltungsrechnung 1918 dem Reservefonds 50,000 Fr. zu entnehmen und zur Deckung des Budgetdefizits 1919 von den höhern Steuerklassen Steuerzuschläge von 20 und 30% zu erheben.

3. Im Alter von 80 Jahren stirbt Prof. Friedr. Heman-Blaul, ursprünglich Theologe und Vorsteher des Proselytenhauses (Kosthaus für zum Christentum bekehrte israelitische Jünglinge), Dozent an der theolog. Fakultät. Später ging er zur philosoph. Fakultät über als Lehrer der Philosophie und Pädagogik.

6. Eine Demonstration der Arbeiterschaft drückt dem im Lohnhof wegen seiner Tätigkeit beim Generalstreik gefangen sitzenden Sek.-Lehrer G. Wenk ihre Sympathie aus und veranstaltet im Anschluß daran einen Umzug durch die Stadt.

8. Der aus München auf den Lehrstuhl für Pädagogik berufene Prof. Aloys Fischer verzichtet auf sein Amt (s. zum 7. Febr.). Die Wahl hatte viel Widerspruch in der Oeffentlichkeit gefunden, sogar zu einer Sammlung von Protestunterschriften geführt, weil Fischer als Ausländer und ehemaliger Prinzenerzieher gut geeigneten Schweizern war vorgezogen worden.

Soldaten des Bat. 7 (Waadt) führen in dem gänzlich ausverkauften Stadttheater die patriotisch-militärische Bilderfolge «La Gloire qui chante», Text von G. de Reynold, Musik von Lauber, auf. Am Sonntag, 6. April, hatte ein Flugzeuggeschwader von sechs Doppeldeckern die soldatenfreundliche Stimmung der Basler wachgerufen. Der Abend gestaltete sich zu einem vollen Erfolg der sympathischen Waadtländer.

10. Der Große Rat verweigerte nach Erledigung zweier Interpellationen die Dringlichkeit einem von bürgerlichen Vertretern eingereichten Gesetzesentwurf über die Arbeitszeit, der die 48-Stunden-Woche vorsieht. Die Abweisung der Dringlichkeit wurde begründet mit der im Gang befindlichen Arbeits-Initiative und erfolgte mit den Stimmen sämtlicher bürgerlichen gegen die Stimmen sämtlicher sozialistischen Mitglieder (es wäre Zweidrittelsmehrheit erforderlich gewesen). Weiter wählte der Rat zum Präsidenten Nat.-Rat Dr. E. Feigenwinter, zum Präsidenten des Regierungsrats Dr. E. Aemmer.

11. Die Sozialdemokratische Partei veranstaltet auf dem Marktplatz eine Protestversammlung gegen das am Tage zuvor vom Territorialgericht 3 in Bern gefällte Urteil im Generalstreikprozeß. Es sprachen Red. F. Schneider, einer der Verurteilten, und Dr. F. Welti, einer der Verteidiger der Angeklagten.

13. Im Alter von 66 Jahren stirbt plötzlich Jakob Brefin-Schardt, Lehrer an der Knabenprimarschule und Organist zu St. Peter.

17. Der Große Rat überweist die sozialdemokratische Initiative für ein Arbeitszeitgesetz und den Anzug V. E. Scherer und Konf. gleichen Inhalts an eine Kommission, genehmigt Kredite für verschiedene Notstandsarbeiten, beschließt bauliche Erweiterungen im Hilfsspital, Einrichtung eines provisorischen Laboratoriums für Chemie und Umbau der Anstalt in Augst für Dienstwohnungen und setzt die Beratung des Rückständeberichts fort.

19. Im Wettbewerb um ein ständiges Gebäude für die Mustermesse erhält einen 1. Preis Hermann Herter in Zürich, 2. Preise erhalten Willi Meyer (Basel) in Dresden und Hans Von der Mühll und Paul Oberrauch (Basel), einen 3. Preis Franz Trachsel (Bern), einen 4. Gebr. Mesmer (Zürich); die Entwürfe von O. R. Salvisberg (Mühleberg, Ktn. Bern) in Berlin und E. Kuhn (St. Gallen) werden angekauft.

24. April — 8. Mai. Die Schweiz. Mustermesse hat ihr provisorisches Heim auf dem Areal des ehemaligen Bad. Bahnhofs gewaltig vergrößert. Die Messebehörde beschäftigt sich mit der Erstellung eines bleibenden Messebaues auf dem Platz zwischen Bahnhof-, Klara-, Isteiner- und Riehenstraße. Die Pläne dazu, aus einer Preiskonkurrenz hervorgegangen (s. oben), waren in diesen Tagen öffentlich ausgestellt. Die Messe dieses Jahres zählt 1387 Aussteller. Mehr und mehr gestaltet sich der Anlaß zum Treffpunkt der schweizerischen Gewerbetreibenden. Viele Meisterverbände hielten während ihrer Dauer ihre Versamlungen hier ab. Aber auch Ausländer stellten sich ein, in besondern Abordnungen Holländer, Skandinavier, Spanier. Ihnen wurden jeweilen besondre Empfänge bereitet, an denen hiesige Handelskreise und die Messebehörden samt den Vertretern des Staates teilnahmen. Am offiziellen Tag, 3. Mai, kam Bundesrat Schultheß nach Basel und hielt an dem von der Regierung gebotenen Bankett eine bemerkenswerte politische Rede. Der Fremdenzustrom war während dieser Messe-

zeit in Basel sehr stark, und die Gasthöfe konnten sich wieder einmal voller Häuser erfreuen. Für die Unterhaltung der Gäste wurde sehr viel getan in Theater, Konzerten, Vorträgen (u. a. in Esperanto), Variété; zwei große „Meßbälle" wurden vom Quodlibet veranstaltet und genossen starken Zulauf. Die Basler Trommelkünstler erfüllten wiederholt die Straßen der Stadt mit ihrem Gerassel.

26. Im Alter von mehr als 76 Jahren starb nach kurzer Krankheit alt Reg.-Rat Heinr. Reese. Gebürtig aus Norddeutschland, ließ er sich vor mehr als vier Jahrzehnten in Basel nieder, bürgerte sich bei uns ein, diente dem Gemeinwesen zuletzt als Kantonsbaumeister und als Vorsteher des Baudepartements, endlich nach seinem Rücktritt aus der Regierung als Vertreter des Staats im Verwaltungsrate der S. B. B., als Mitglied der Rheinschiffahrtskommission und in der Leitung der gewerblichen Schiedsgerichte.

Im Alter von 65 Jahren stirbt an der Grippe Alfr. Bächtiger, Lehrer an der Mädchensekundarschule.

28. Der Genossenschaftsrat des A. C. V. beschließt eine Statutenrevision, die die Verschmelzung mit der Konsumgenossenschaft Birseck zum Zweck hat.

30. Witterung. Die meteorologischen Hauptwerte des Monats April 1919 lauten wie folgt: Mittel der Temperatur 6,6, mittl. Temp.-Minimum 3,2, mittl. Temp.-Maximum 10,6° C., Mittel des Luftdrucks 736,1, Summe der Niederschläge 74 mm, Summe der Sonnenscheindauer 104 Stunden. Der Monat hinterläßt die Erinnerung an eine auffallend kalte, regen- und schneereiche, sonnenarme Zeit. Dagegen wurde die Entwicklung der Vegetation in erwünschter Weise zurückgehalten.

Mai 1919.

1. Die Feier des 1. Mai verlief ohne Zwischenfall. In vielen Betrieben ruhte die Arbeit den ganzen Tag, in allen am Nachmittag. Die Straßenbahnen verkehrten nur

bis 1 Uhr. Zeitungen erschienen nicht. Eine Feier am Vormittag, Demonstrationszug und große Versammlung am Nachmittag, endlich eine Abendunterhaltung vereinigten die Arbeiterschaft. Die Feier, vor 30 Jahren zur Erlangung des 8-Stunden-Tages ins Leben gerufen, hat jetzt in der Schweiz dieses Ziel erreicht. Die Demonstration galt dem Kampf gegen die Teuerung, sie sprach der Revolution in Rußland ihre Sympathie aus u. dgl.

2. Der Gemeinnützigen Gesellschaft wird ein neues Unternehmen angegliedert: die Stiftung zur Förderung des Baues billiger Wohnungen.

Die Regierung wählt zum Sekretär des Polizeidepartements Walter Bär, J. U. D., aus Basel.

3. Nach schwerem Leiden stirbt 41jährig der Chemiker Dr. Walter Lotz-Rognon, Major des Bat. 99, im benachbarten Riehen 70jährig der frühere Pfarrer von Davos, Dr. Johannes Hauri, bekannt für seine ausgebreiteten Kenntnisse nicht nur in der Theologie, sondern auch in den Naturwissenschaften und auf andern Gebieten.

3. 4. Mit 5563 gegen 5385 Stimmen nimmt das Basler Volk die eidgenössische Vorlage betr. Wiederholung der Kriegssteuer, mit 9061 gegen 1999 den Verfassungsartikel über Zuständigkeit des Bundes in Schifffahrtsfragen an. Jene war von sämtlichen bürgerlichen Parteien empfohlen, von den Sozialdemokraten bekämpft worden, diese fand keine Opposition. Die Agitation auf die Abstimmung hin war schwach gewesen. In der ganzen Schweiz wurde die Kriegssteuer mit rund 300,000 gegen 163,000 Stimmen und mit 20 gegen 2 Ständestimmen, der Schiffahrtsartikel mit 393,000 gegen 77,000 Stimmen und von sämtlichen Ständen angenommen.

Zum Zivilrichter wurde gewählt Al. Weber (Soz.) ohne Gegenkandidaten mit 5531 Stimmen, zum Appellationsrichter Dr. Max Gerwig (Soz.) mit

5240 Stimmen; sein katholischer Gegenkandidat Dr. Eug. Wannier machte 2983 Stimmen.

6. Das schweiz. Militärdepartement ernannte zum Platzkommandanten von Basel an Stelle des zurücktretenden Art.-Obersten A. Iselin Inf.-Oberstl. G. Senn und zu dessen Stellvertreter Kav.-Major R. Vischer.

Im Alter von 82 Jahren stirbt R. Gageur-Rauch, früher deutscher Konsul in Basel.

Physikus Dr. Hans Hunziker hält seine Antrittsvorlesung als Privatdozent an der medizinischen Fakultät über „Die Bedeutung der Bazillenträger für die Verbreitung ansteckender Krankheiten".

8. Der Große Rat wählt zum Präsidenten an Stelle des zurücktretenden Dr. E. Feigenwinter den Dr. Walter Börlin; er bewilligt einen Nachtragskredit für Erstellung der Schönaustraße, beschließt Rückkauf der Anlagen der Rheinhafen A.-G. Basel (177,995 Fr.) und Erstellung von Wohnungen auf dem Areal des Sägergäßleins (1,150,000 Fr.).

9. Die Regierung ernennt den neuen Konservator der Oeffentlichen Kunstsammlung, Dr. H. A. Schmid, zum ordentlichen Professor mit einem Lehrauftrag für deutsche Kunst.

12. Nach langem Leiden stirbt der frühere Münsterorganist Alfr. Glaus-Gemuseus.

15. Der Große Rat überweist einen Anzug betr. Herabsetzung der Kartoffelpreise an die Regierung, einen andern betr. die Wohnungsfrage (Wertzuwachssteuer u. dgl.) an eine elfgliedrige Großratskommission und validiert die Wahlen vom 4. ds. Der Rat weigert sich, eine Delegation der seit mehreren Wochen streikenden Schlosser zu empfangen und verweist sie an die Regierung. — Schon am folgenden Tag, 16. Mai, entspricht die Regierung dem ihr überwiesenen Antrag und beschließt Herabsetzung der Kartoffelpreise im Migros- und Detailhandel.

16. 17. Die schweiz. Gesellschaft für Urgeschichte hält ihre Jahresversammlung in Basel ab mit Vorträgen und Exkursionen nach den römischen Ruinen von Augst und den vorgeschichtlichen Stätten in Ettingen und bei Aesch.

18. Die St. Leonhardsgemeinde begeht mit einem festlichen Gottesdienst den 800jährigen Bestand ihrer Kirche. Im Herbst 1918 waren 800 Jahre verflossen seit der Einweihung der Kirche; die Rücksicht auf die Grippe hatte aber die Verschiebung der Feier um einige Monate veranlaßt.

19. Der Genossenschaftsrat des A. C. V. beschließt Verschmelzung mit der Konsumgenossenschaft Birseck. Die dadurch notwendig werdende Statutenrevision unterliegt noch der Urabstimmung.

21. Die Synode der Evangel.-ref. Kirche von Basel genehmigt Bericht und Rechnung des Kirchenrats für 1918 und beschließt Abtausch der Grendelmatten in Riehen gegen den Bischofshof.

23. Im Alter von 68 Jahren stirbt Aug. Burckhardt-Schaub, Leiter der Maschinenfabrik Burckhardt A.-G.

26. Eine von verschiedenen Gewerbe-, Handels- und Verkehrsvereinigungen einberufene große Versammlung im Musiksaal hört ein Referat von Nat.-Rat Rud Gelpke über die Notwendigkeit für die Schweiz, die Rheinschifffahrt von den Schranken freizuhalten, in die sie der ententistische Entwurf der Vorfriedensbestimmungen einengen will und faßt eine entsprechende Resolution. — Gleichzeitig tagen zu Safran die Angestellten des Detailhandels und fordern einen freien halben Tag in der Woche und mindestens dreijährige Lehrzeit für Angehörige ihres Standes.

27. Von verschiedenen Unternehmungen wird die Anlegung von Einfamilienhäuser-Kolonien in der Nähe der Stadt an Hand genommen. Sie wollen der

Wohnungsnot steuern, durch die Beigabe von Pflanzland den durch den allgemein werdenden Achtstundentag viel freie Zeit gewinnenden Arbeitern die Möglichkeit landwirtschaftlicher Beschäftigung bieten und auch dem darniederliegenden Baugewerbe aufhelfen. Solche Siedelungen entstehen auf dem Schänzli außerhalb St. Jakob und bei der Neuen Welt. Eine schon bestehende, von privater Seite gegründete kleinere Kolonie bei Reinach soll vergrößert werden.

28./29. Die 22. Delegiertenversammlung der Schweiz. Zionisten wird in Basel abgehalten.

30. Großer Rat. Der Antrag der sozialdem. Fraktion, der Staat habe den Milchpreisaufschlag von 1 Rp. für die Monate Juni und Juli für die ganze Bevölkerung, nicht bloß für die Notstandsberechtigten zu übernehmen, wird mit Stichentscheid des Präsidenten abgelehnt, der Rückständebericht erledigt und das Arbeitszeitgesetz in Angriff genommen, indem der von der Kommissionsmehrheit akzeptierte Entwurf eines Arbeitsgesetzes und nicht die sozialdemokratische Initiative der Beratung zugrunde gelegt wurde.

Die schwach besuchte außerordentl. Generalversammlung des A. C. V. im Musiksaal beschließt mit großer Mehrheit, der Urabstimmung die Fusion mit der Konsumgenossenschaft Birseck zu empfehlen.

31. Witterung. Folgendes waren die meteorologischen Hauptwerte im Monat Mai 1919: Mittel der Temperatur 14,2, mittl. Temp.-Minimum 8,1, mittl. Temp.-Maximum 20,0 ° C., Mittel des Luftdrucks 738,7, Summe des Niederschlags 21 mm, Summe der Sonnenscheindauer 298 Stunden. Der Monat war im Gegensatz zum April durch andauernd warme schöne Witterung charakterisiert. Dies drückt sich gegenüber dem langjährigen Durchschnitt aus durch eine um 1 ° zu hohe Temperatur, durch ein Niederschlagsmanko von 69 mm und durch einen Sonnenscheinüberschuß von 75 Stunden.

Juni 1919.

1. Von den Kanzeln wird ein Aufruf des Kirchenrats verlesen, der die Gemeinde ermahnt, dahin zu wirken, „daß der Geist der Zwietracht und des Hasses, der noch immer die Völker trennt, endlich dem Geist der Versöhnlichkeit und des Friedens weiche, und die Grundgedanken des Evangeliums über die materiellen Interessen gestellt werden".

2. Prof. Albr. Burckhardt wird auf seinen Wunsch als Professor der Hygiene und Vorsteher der hygien. Anstalt auf 1. Oktober entlassen.

5. Großer Rat. Die Beratung des Arbeitszeitgesetzes wird in erster Lesung rasch zu Ende geführt, nachdem die Sozialdemokraten sich davon zurückgezogen haben, weil ein von ihnen gestellter Rückweisungsantrag keine Mehrheit machte. Hierauf wurde in die Behandlung des Budgets für 1919 eingetreten.

6. Die Regierung erklärt das Gesetz betr. die 48-Stunden-Woche für die Bediensteten der öffentlichen Verwaltung in Kraft, nachdem die Referendumsfrist unbenützt abgelaufen ist.

11. Dr. med. Fritz Rohrer aus Zürich erhält die venia legendi als Privatdozent für das Fach der Physiologie. — Eine von etwa 1200 Personen besuchte Versammlung in der Burgvogtei unter dem Vorsitz von Reg.-Rat Hauser beschließt eine Eingabe an die Regierung zugunsten eines großen Sport- und Spielplatzes.

12. Der Große Rat führt die Beratung des Budgets für 1919 weiter. Dabei wird u. a. der Musikschule ein Beitrag zugesprochen und für Förderung der bildenden Kunst ein Betrag bewilligt; ebenso Staatsbeiträge beschlossen für die Handelsschule des Kaufm. Vereins, für den Kinder- und für den Bürgerspital (für letzteren 600,000 Fr.).

14./15. Die Christkatholische Gemeinde entschied sich mit großer Mehrheit für das Frauenstimmrecht

und wählte zum zweiten Geistlichen Pfr. Bailly in Rheinfelden.

15. Eine Versammlung von Kremationsfreunden fordert vom Sanitätsdepartement uneingeschränkte Leichenverbrennung.

16. Das Personalverzeichnis der Universität Basel für den Sommer 1919 verzeichnet 1013 immatrikulierte Studierende (davon 86 Damen) und 172 (76) Hörer. Von den Studierenden gehören der theologischen Fakultät an 89, der juristischen 112 (7), der medizinischen 244 (21), der philosophischen I 279 (36), der philosophischen II 289 (22); Schweizer sind 849 (70), Ausländer 164 (16). — Von den 478 Baselstädtern studieren Theologie 17, Jurisprudenz 63 (6), Medizin 82 (10), Philosophie I 155 (24), Philosophie II 161 (11).

20. Der Große Rat führt die Beratung des Budgets für 1919 zu Ende. Es weist jetzt auf Ausgaben 40,834,328 Fr., Einnahmen 22,906,554 Fr., somit ein Defizit von 18,927,773 Fr.

Die Wahlen in den Genossenschaftsrat des A. C. V. ergeben für die bürgerliche Liste 35, für die Liste Grütlianer-Frauenbund-Abstinenten 7, für die Liste Arbeiterbund 57 und für die Liste Freie Vereinigung 1 Mitglied. — Die Fusion mit der Konsumgenossenschaft Birseck wird mit 8900 gegen 850 Stimmen genehmigt.

21. Ein von den „Basl. Nachr." veranstalteter, durch Oberl. O. Bider mit Dr. Th. Gubler als Passagier ausgeführter Flug rund um die Schweiz Basel-Genf-Lausanne-Sitten-Bellinzona - Ems - St. Gallen - Winterthur-Basel wird in Zeit von 3.30 früh bis 2.15 nachm. mit gutem Gelingen ausgeführt. Am folgenden Tag wurden eine Reihe von Propagandaflügen über Basel veranstaltet.

22. Die Urabstimmung der Konsumgenossenschaft Birseck beschließt mit 1660 gegen 128 Stimmen Fusion mit dem A. C. V. Basel.

22. ffg. Die Woche der religiösen Jahresfeste wird in beschränktem Umfang abgehalten. Die Basler Mission hat durch den Krieg schwer gelitten. Das indische und das afrikanische Arbeitsgebiet wurden ihr durch andere Organisationen abgenommen. Nur in China kann sie einstweilen ungehindert ihre alte Tätigkeit ausüben. Ihr Personal, während des Kriegs vielfach interniert oder gefangen, kehrt jetzt zurück in die Heimat. Dennoch nahm die Opferwilligkeit der Missionsfreunde in Europa noch zu. Das diesjährige Fest war infolge der Verkehrsschwierigkeiten von auswärts sehr schwach, um so mehr aus Basel besucht.

23. Man hatte befürchtet, es könnte im Fall einer Nichtunterzeichnung der Friedensbedingungen von Versailles durch die Deutschen ein plötzlicher Massenandrang deutscher Flüchtlinge an unsrer Grenze sich zeigen. Der Bundesrat hatte darum auf heute das Füsilier-Bataillon 99 aufgeboten. Doch hat am gleichen Tag die deutsche Nationalversammlung in Weimar die Regierung mit der bedingungslosen Unterzeichnung des Friedens beauftragt.

24. Die Staatsrechnung für 1918 schließt bei 48,513,443 Fr. Ausgaben und 37,706,903 Fr. Einnahmen mit einem Defizit von 10,806,539 Fr. Da aber an Aktivsaldo Ende 1917, Erträgnissen der Steuerzuschläge, sowie der eidgenössischen Kriegsgewinn- und der kantonalen Kriegssteuer 16,885,133 Fr. vorliegen, verwandelt sich dieses Defizit auf Ende 1918 in einen Aktivsaldo von 6,078,539 Fr.

26. Das Bataillon 99 wird wieder entlassen.

30. Witterung. Im Monat Juni 1919 betrug das Mittel der Temperatur 17,5, das mittl. Temp.-Minimum 12,3, das mittl. Temp.-Maximum 23,4 ° C., das Mittel des Luftdrucks 740,6, die Summe der Niederschläge 73 mm, die Summe der Sonnenscheindauer 288 Stunden. Trotz der vorherrschend günstigen Witterung des Monats war die mittlere Temperatur nur ganz wenig höher als der langjährige

Durchschnitt, weil wiederholt empfindliche Kälteperioden eintraten, einmal mit Schnee bis auf 1000 Meter.

Juli 1919.

1. Dr. Traugott Geering tritt nach 23jähriger Tätigkeit vom Sekretariat der Handelskammer zurück. Sein Amt führen weiter Dr. Hermann Henrici, bisher Privatdozent als 1. und Dr. Wilh. Jenne als 2. Sekretär.

2. Dr. C. Janicki, Privatdozent für Zoologie an der Universität wird als ordentl. Professor für Zoologie an die Hochschule in Warschau berufen.

3. Der Große Rat bewilligt einen Kredit für Erstellung von 12 Wohnbaracken und verabschiedet in zweiter Lesung die Revision der strafgesetzlichen Bestimmungen. Dabei wird nach langer Debatte, die bis weit nach Mitternacht dauert, die in erster Lesung beschlossene Straflosigkeit der Kindesabtreibung mit Mehrheit wieder aufgehoben.

5. Der 100. Geburtstag Gottfried Kellers wird, obschon er erst auf den 19. ds. fällt, der bevorstehenden großen Ferien wegen schon heute gefeiert. Am Vormittag wurde in sämtlichen öffentlichen Schulen des Dichters gedacht. Abends 5 Uhr öffnete das Münster seine Pforten zu einer vom Staat veranstalteten Feier. Es sprachen vor einer sehr zahlreichen Menge Reg.-Rat Hauser, C. A. Bernoulli und Prof. Zinkernagel, die vereinigten Männerchöre Liederkranz, Liedertafel und Männerchor trugen Kellersche Lieder vor, und die Orgel umrahmte den Anlaß. Am Abend endlich folgte die Aufführung eines von C. A. Bernoulli gedichteten Festspiels durch das Quodlibet im Freien im Garten des Sommerkasinos. Diese Aufführung wurde am 7. wiederholt.

5. 6. Die IV. schweiz. akademische Olympia wickelt sich bei bestem Gelingen ohne jeden Zwischenfall ab.

8. Der Weitere Bürgerrat beschließt Ankauf einer Liegenschaft zur Arrondierung des Bürgerspitals und bewilligt Kredite zum Umbau der Heizungsanlage im Spital

und zur Ausrichtung von Teuerungsvorschüssen an das Personal der bürgerlichen Verwaltungen. Weiter werden eine Reihe Begehren um Aufnahme ins Bürgerrecht erledigt.

9. Dem Zoolog. Garten wird ein neuer Elefant zugeführt. Er stammt aus München und wurde aus dem s. Z. nach dem Tode der „Miß Kumbuk" gesammelten Betrag angeschafft.

10. Der Große Rat nimmt einen Antrag an für Förderung des Wohnungsbaues und überweist einen Anzug betr. Unterstützung kinderreicher Familien, ev. mit Sonderbesteuerung der Ledigen und kinderloser Ehepaare.

11. Zum Sekretär des Justizdepartements wird gewählt Dr. Julius Hartmann, z. Zt. erster Substitut am Grundbuchamt.

14. Im Sommerkasino finden sich zur Feier des französischen Nationalfestes mehr als 5000 Personen zusammen. Besondern Glanz verlieh dem Anlaß der Sieg der Entente im Weltkrieg. Den Kämpfern und den Verstümmelten wurde ein Bankett geboten. Im Nachbarland Elsaß gingen die Wogen des Festlebens hoch, und viele Schweizer ließen es sich nicht nehmen, jenseits der Grenze mitzufeiern.

14.—16. Ein Streik der Maschinensetzer verhindert das Erscheinen der Tagespresse. Die Maschinensetzer hatten eine Revision ihres Lohntarifs im Sinne von 44 statt wie bisher 46 wöchentlichen Arbeitsstunden verlangt; als dies ihnen nicht bewilligt wurde, spannten sie ihre Forderung bis auf 42 Stunden. Die Handsetzer und Maschinisten hatten sich mit ihren Kollegen solidarisch erklärt. Der Streik umfaßte die gesamte deutsche Schweiz. Er wurde auf einer Einigungskonferenz in Bern beigelegt in dem Sinn, daß die 44stündige Arbeitswoche bewilligt wurde.

19. Eine Abordnung amerikanischer Journalisten besucht zum Abschluß einer längern Schweizerreise die Stadt Basel. Es wird ihnen ein offizieller Empfang be-

reitet; sie unternahmen eine Autofahrt Maria Stein-Arlesheim-Augst und beteiligten sich an einem Bankett im Sommerkasino.

Im Alter von 75 Jahren stirbt Dr. Richard Temme, ein ausgezeichneter Jurist, in frühern Jahren vielgesuchter Anwalt und Notar, Jahrzehnte lang hochgeschätztes Mitglied der kantonalen Justizkommission, Verwaltungsratsmitglied zahlreicher Unternehmungen.

23. Wie die Presse bekannt gibt, ist zwischen den Städten Basel und Lausanne in Sachen der Schweizerischen Mustermesse ein Abkommen abgeschlossen worden, daß in Lausanne nur Waren der Lebensmittelbranche ausgestellt werden und Artikel, die die Landwirtschaft interessieren. Der Titel „Schweizerische Mustermesse" bleibt ausschließlich Basel vorbehalten; das Lausanner Unternehmen wird auf den Herbst verlegt, dem baslerischen bleibt das Frühjahr.

24. Die Haushaltungs- und Eisenwarenhandlungen machen bekannt, daß sie den freien Samstag-Nachmittag für Bureaux und Verkaufslokalitäten eingeführt haben. Seit Monaten ist in allen Geschäften eine Bewegung in Gang, um den Angestellten ihre Arbeit durch Gewährung regelmäßiger Freizeiten zu erleichtern.

28. Unter dem Vorsitz von Oberstl. A. Mylius bildet sich ein Initiativkomitee zur Gründung eines Vereins für Förderung des Anschlusses von Basel an die schweizerische Aviatik.

Bei Reparaturarbeiten an der Hüninger Schiffbrücke erleidet ein Kahn Schiffbruch, und es finden fünf Arbeiter, Bewohner von Hüningen und von Neudorf, den Tod in den Wellen.

29. Die Regierung beschließt, von einer St. Jakobfeier in diesem Jahr abzusehen.

31. Witterung. Das Mittel der Temperatur im Monat Juli 1919 betrug 15,7 (gegen durchschnittlich 18,6),

das mittl. Temp.-Minimum 11,8, das mittl. Temp.-Maximum 21,0° C., das Mittel des Luftdrucks 738,2, die Summe der Niederschläge 85 mm, die Summe der Sonnenscheindauer 189 Stunden. Der Monat brachte die tiefste Julitemperatur seit 1825. Auch bei hellem Wetter wurde die Lufttemperatur durch kalte Winde beeinflußt und hatte wenig Sommerliches an sich.

August 1919.

1.—9. Am Donnerstag, 31. Juli, brach in Basel ein Generalstreik aus. Den äußern Anstoß dazu bot eine Arbeitseinstellung in den Fabriken der Färbereifirma Clavel & Lindenmeyer. Hier hatte die Arbeiterschaft die Entlassung eines ihr nicht genehmen Meisters gefordert. Darauf wollte die Leitung nicht eintreten, und es entwickelte sich ein Konflikt. Interventionen und Einigungsversuche des Einigungsamtes und der Regierung scheiterten an der Hartnäckigkeit der Arbeiter. Es kam zum Streik. Die Arbeiterschaft der chemischen Industrie und der Seidenbranche erklärte sich mit der der genannten Firma solidarisch. Der Streik griff nach Zürich über und erfaßte dort wie hier in Basel die gesamte organisierte Arbeiterschaft mit Einschluß der Arbeiter der staatlichen Betriebe und sogar der Staatsbeamten. Dem Ausstand wurde jetzt, um ihn einigermaßen zu rechtfertigen, als Grund die Teuerung des Lebens unterlegt. Doch war von Anfang an niemand im Zweifel, daß es sich rein um eine Machtprobe handelte.

Obschon der Ausbruch des Streiks auf Donnerstag Mittag angekündigt war, verließen die Streikenden in einzelnen Betrieben schon vorher die Arbeit. Auf Ersuchen der Regierung bot der Bundesrat Inf. Reg. 21 (Baselland und aargauisches Freiamt) auf, sowie etwas Kavallerie. Einzelne militärpflichtige Einwohner von Basel wurden persönlich aufgeboten. Das Platzkommando übernahm Oberst Jecker (Solothurn), das Oberkommando über die in Basel stehenden

Ordnungstruppen führte Oberst-Korpskommandant Steinbuch. Den ersten Ansturm, als die Truppen noch nicht auf dem Platze waren, hatte die Basler Polizei und ein Detachement freiwilliger Grenzwachttruppen auszuhalten. Die Streikenden suchten offenbar die ersten Stunden, da die Stadt noch mangelhaft geschützt war, nach Kräften auszunutzen. Die meisten Geschäfte wurden gezwungen, zu schließen. Die Straßenbahnen hatten prompt den Betrieb eingestellt. Am Abend kam es während einer bürgerlichen Versammlung im Musiksaal zu wüsten Lärmszenen auf dem Barfüßerplatz und in dessen Umgebung. Am obern Steinenberg sahen sich die in Schützenlinie ausgebrochenen Truppen genötigt, von der Waffe Gebrauch zu machen. Am Freitag herrschte eine noch erbittertere Stimmung. Während des ganzen Vormittags hielt eine dichte Menge die Straßenkreuzung an der Klarakirche besetzt. Als gegen Mittag einige mit Militär und mit Maschinengewehren besetzte Automobile Luft schaffen wollten, flogen Pflastersteine und fielen Schüsse, die Soldaten antworteten. Ein zweites Mal mußte die Truppe vor der Kaserne von der Waffe Gebrauch machen. Im ganzen blieben von den Zivilisten fünf Tote und etliche Schwerverwundete auf dem Platze. Der genaue Hergang des Auftrittes bildet den Gegenstand einer militärgerichtlichen Untersuchung. Von diesem Höhepunkt der bedauerlichen und beschämenden Tage war ein langsames Abflauen des Streiks nicht zu verkennen. Von vornherein hatte die Weigerung des Großteils der Schweizer Arbeiterschaft, sich an dem Abenteuer zu beteiligen, und die Tatsache, daß der Generalstreik auf Basel und Zürich beschränkt blieb, dem Unternehmen eine ungünstige Prognose gestellt. Immerhin blieb unsere Stadt noch über acht Tage, bis zum 10. August, unter dem Drucke des Streiks.

Es kann sich hier nicht darum handeln, eine erschöpfende Darstellung von den Ereignissen dieser Tage zu geben und beispielsweise alle Versammlungen aufzuzählen, in denen

die Arbeiterschaft beschloß, im Streik auszuharren. Nur einige Punkte mögen herausgehoben werden. Wir erwähnen das Verbot der Regierung, Alkohol auszuschenken, die Sperrung der Rheinbrücken während der kritischsten Zeit, die Teilnahme der Staatsbeamten am Streik, die in bürgerlichen Kreisen besonders böses Blut machte. Da die Staatsarbeiter in den ersten Reihen der Streikenden standen, so konnten die wichtigsten lebensnotwendigen Betriebe nur mit Mühe dank der hingebenden Mitarbeit der Bürgerwehr aufrecht erhalten werden. Der Tram blieb gänzlich eingestellt. Das Gaswerk konnte nur das zu Haushaltungszwecken nötige Gas liefern. Die öffentliche Straßenbeleuchtung unterblieb. Straßenreinigung und Straßenbesprengung sowie Kehrichtabfuhr und die unumgängliche Arbeit im Rheinhafen wurde durch die freiwillige Bürgerwehr besorgt. Auf einzelnen Linien der Straßenbahnen nach den Vororten mußten die Wagen von Militärautomobilen begleitet werden. Da die Typographen am Streik teilnahmen, so waren die bürgerlichen Blätter am Erscheinen verhindert. Sie halfen sich damit, daß sie ein „Nationales Bulletin" durch die Prinzipale setzen und drucken ließen. Der sozialdemokratische „Vorwärts" wurde vom Kommando der Ordnungstruppen verhalten, nicht in größerem Umfang zu erscheinen als seine bürgerliche Konkurrenz, und als er der Weisung nicht Folge leistete, wurde er suspendiert und sein Gebäude militärisch besetzt.

Schon Mitte der zweiten Augustwoche bestand kein Zweifel mehr darüber, daß die Bewegung im Sand verlaufen werde. Am Samstag 10. August war der Streik zu Ende, die Truppen konnten entlassen werden. Es folgte ihnen der Dank der Regierung und der Bevölkerung nach. Der Führer der Basler Arbeiterschaft, Red. F. Schneider vom „Vorwärts", büßte während dieser Tage seine Beteiligung am Generalstreik vom November 1918 auf dem Fort Savatan ab. An seiner Stelle leiteten den Streik die Jungburschen

und Rosa Grimm. Als Führer der streikenden Staatsbeamten wurde in der bürgerlichen Presse Hugo Baumgartner-Mica, Lehrer an der Allgemeinen Gewerbeschule, genannt.

7. 8. Der Große Rat behandelt in zweitägiger Sitzung eine sozialdemokratische (Dr. Welti) und eine bürgerliche (Red. Auf der Maur) Interpellation über den Generalstreik. Es war auf sozialdemokratischen Wunsch auf den 7. August, mitten in die Ferien, eine außerordentliche Sitzung zur Behandlung des Besoldungsgesetzes anberaumt worden. Nach dem langen Redetournier über den Generalstreik lehnte es aber die bürgerliche Mehrheit ab, unter dem Druck des Streiks auf dieses Geschäft einzutreten und beauftragte den Regierungsrat, sie zu gelegener Zeit wieder einzubringen.

9. 10. Bei schwacher Beteiligung nimmt der Kt. Baselstadt mit 8849 Ja gegen 456 Nein die Ausführungsbestimmungen zur Wahl des Nationalrates nach dem Proportionalverfahren an.

14. In Hilterfingen stirbt 72jährig der ehemalige Berner Gymnasiallehrer Karl Frey, ein geborener Basler und begeisterter Schüler Jakob Burckhardts und Wilhelm Wackernagels, zeitlebens seiner Vaterstadt treu anhänglich.

15. Der Regierungsrat wählt zum ordentlichen Professor für Hygiene und Vorsteher der hygienischen Anstalt Prof. Dr. Rob. Doerr, d. Zt. Leiter des bakteriolog. Laboratoriums des Garnisonsspitals in Wien.

In St. Niklaus (Wallis) stirbt wenig über 30 Jahre alt der Professor der patholog. Anatomie an der Universität Lausanne, Dr. Christoph Socin, ein geborner Basler, früher als Privatdozent an unserer Universität tätig.

16. 17. Der außerordentl. sozialdemokratische Parteitag der Schweiz in Basel beschloß nach langen Debatten mit 459 gegen eine Stimme den Austritt aus der sog. zweiten Internationale (Anhänger des

„Opportunismus und Revisionismus") und mit 318 gegen 147 Stimmen den Eintritt in die dritte Internationale (proletarische Revolution und Diktatur nach russischem Muster). Der Beschluß unterliegt der Urabstimmung.

19. Die Regierung wählt zum Vorsteher des Amts für Arbeitslosenfürsorge D. Keßler aus St. Gallen, d. Zt. Sekundarlehrer in Basel.

24. Auf dem Horburgfriedhof wird auf dem Grab des Gymnasiallehrers Dr. Carl Grob ein von dessen Schülern errichteter Denkstein eingeweiht.

26. Das St. Jakobfest wird in bescheidenem Rahmen wie während der Kriegsjahre gefeiert. Die Festrede hielt vor dem Denkmal Dr. P. Ronus, Mitglied des Großen Rates.

27. Die Regierung beschließt, die Staatsarbeiter und Angestellten, die sich am Generalstreik beteiligten, ohne dabei eine führende Rolle zu spielen, mit Geldbußen zu bestrafen.

29. ffg. Der Bürgerturnverein Basel, der älteste Turnverein der Schweiz, feiert sein hundertjähriges Jubiläum. Nachdem schon vor 14 Tagen (18. und 19. Aug.) Festvorstellungen im Küchlintheater, vor 8 Tagen (23. Aug.) ein Gartenfest im Sommerkasino auf den Anlaß vorbereitet hatten, nahm das eigentliche Fest am Freitag, 29. Aug., abends mit einer Erinnerungsfeier für die verstorbenen Mitglieder auf dem Turnplatz vor dem Steinentor seinen Anfang. Die Gedächtnisrede hielt Rektor Dr. Jul. Werder. Am Samstag Mittag begann die Arbeit mit den Wettkämpfen der Unterstufe auf dem Festplatz Margarethenwiese, und der Abend brachte die offizielle Jubiläumsfeier mit Bankett im Musiksaal, die Enthüllung und Uebergabe der neuen Fahne des B. T. V., musikalische und andere Unterhaltungen und eine Flut von Reden mit Uebergabe mannigfaltiger Geburtstagsgeschenke. Den ganzen

Sonntag nahmen die Wettkämpfe in Anspruch mit Ausnahme der für den Festzug vorbehaltenen Mittagstunden. An die abendliche Preisverteilung fügte sich der Schlußball im Musiksaal an. Die Witterung war dem Fest günstig. Der Himmel machte zwar die ganze Zeit über ein drohendes Gesicht. Regen brach aber erst am Sonntag Abend aus und vereitelte die letzten turnerischen Uebungen.

Den Schwestern Helene und Mathilde Paravicini wird um der hervorragenden Verdienste willen, die sie sich in den Jahren 1917 und 1918 um die Heimschaffung der Evakuierten erwarben, von der französischen Regierung das Kreuz der Ehrenlegion verliehen.

31. Witterung. Im Monat August 1919 betrug das Mittel der Temperatur 20,0, das mittl. Temp.-Minimum 13,6, das mittl. Temp.-Maximum 26,8 ° C., das Mittel des Luftdrucks 739,7, die Summe der Niederschläge 23,5 mm, die Summe der Sonnenscheindauer 305 Stunden. Der Monat zeichnete sich durch anhaltende große Hitze aus und glich das Wärmemanko des Julis aus. Doch verursachte die ungewöhnliche Trockenheit, zumal sie auch in den September hinein anhielt, für die Landwirtschaft vielfache Schwierigkeiten.

September 1919.

3. Der Bundesrat ratifiziert das zwischen Vertretern der beteiligten Staaten Schweiz und Baden geschlossene Abkommen betr. Wiedereröffnung des Betriebs im Badischen Bahnhof in Basel. Die Zustimmung auch der Reichsregierung ist nur noch eine Frage von Tagen. Man rechnet damit, daß zwischen dem 15. und 20. Sept. der Zugverkehr auf den badischen Linien, die in Basel münden, wieder auflebt. In der ganzen Stadt, namentlich in Handelskreisen herrscht darüber lebhafte Genugtuung.

5. In den Hallen der Schweiz. Mustermesse am Riehenring wird eine französische Mustermesse (Comp-

toir d'Echantillons Français) eröffnet. Zum erstenmal stellen im Ausland bei diesem Anlaß außer ca. 250 Privatunternehmungen auch die französischen Staatsbetriebe (Sèvres, Gobelinfabrik Beauvais, die Münze, die Kupferstichsammlung des Louvre) aus. Ein Bankett im Sommerkasino gestaltet sich zu einer Kundgebung der Solidarität zwischen schweizerischem und französischem Handel und Gewerbe.

8.—10. Die Schweiz. ref. Predigergesellschaft hält unter Leitung von Pfr. K. Stockmeyer ihre 72. Jahresversammlung in Basel ab. Haupttraktanden waren „Die göttliche Weltregierung in ihrem Verhältnis zu Uebel und Sünde" (Referenten Lic. theol. R. Zickendraht, Basel, und Prof. Phil. Bridel, Lausanne) und „Jugend und Kirche" (Pfr. Benz, Basel, Pfr. Genequand, Versoix, Pfr. Dr. Weidenmann, Keßwil und Pfr. v. Greyerz, Bern).

9. ffg. Verschiedene abstinente Organisationen halten in diesen Tagen in Basel ihre Versammlungen ab. So geht der Internationale Kongreß des Neutralen Guttempler-Ordens (9.—11. Sept.) und die Großloge der schweizerischen Neutralen Guttempler (12. 13. Sept.) hier vor sich; es treffen sich die abstinenten Aerzte, Radfahrer, Eisenbahner, die katholische Abstinenten-Liga, die schweizerische Gesellschaft für Gemeindebestimmungsrecht u. s. f. (14.—17. Sept.). Das Programm bringt neben den geschäftlichen Sitzungen eine Fülle von Propagandavorträgen und öffentlichen Versammlungen und einen Demonstrationszug.

11. Der Große Rat bewilligt 200,000 Fr. als Beitrag zur Milchversorgung im Winter 1919/20, 250,000 Fr. für Erstellung dreier Doppelwohnhäuser für das Straßenbahnpersonal auf dem Dreispitz und 22,000 Fr. für Einrichtung einer Entlausungsanstalt.

13. 14. Die Delegiertenversammlung des Schweiz. Städteverbandes behandelte die Erfahrungen der Schweizer Städte während der Kriegszeit, sowie die Fremden-

frage. Ein Teil der Tagung war auch der Geselligkeit gewidmet.

Die Schweizerische Gesellschaft für Erziehung und Pflege Geistesschwacher hielt ihre 11. Jahresversammlung in Basel ab. Es wird verhandelt über Schwerhörigkeit und Schwachsinn, sowie über die Fürsorge für nachschulpflichtige und erwachsene Schwachsinnige. Auch hier unterbrachen gesellige Veranstaltungen die Beratungen.

Die Basler Jägermusik begeht die Feier ihres 60jährigen Bestandes mit Konzerten und Festzug.

14. Der Badische Bahnhof wird nach fünfjähriger Sperre dem Verkehr wieder übergeben. Doch wird der sogenannte kleine Grenzverkehr einstweilen nach wie vor ohne Mitwirkung der Eisenbahn vor sich gehen.

15. In Bern stirbt ganz plötzlich 66 Jahre alt Nat.-Rat Dr. Ernst Feigenwinter von Basel, ein sehr hervorragender Vertreter der katholischen Volkspartei, hoch geschätzt als Jurist, Politiker und Sozialreformer, und in Basel der Sekundarlehrer J. Giger-Ragethli, Sozialdemokrat, d. Zt. Präsident des Weitern Bürgerrates.

18. Der Große Rat hört und diskutiert eine Interpellation betr. mißbräuchliche Auszahlung staatlicher Arbeitslosenunterstützungen, entläßt auf seine Bitte den ersten Staatsanwalt Dr. Paul Siegfried aus seinem Amt, ersetzt im Bureau den ausscheidenden Nat.-Rat Frey, bewilligt Kredite für Ankauf einer Liegenschaft für ein Tagesheim (1,351,000 Franken), und für Erstellung eines Polizeipostens im äußern St. Albanquartier (193,000 Fr.), genehmigt eine Abänderung des Hochbautengesetzes und den Abtausch des Bischofshofs an die evang.-reformierte Kirche gegen die Grendelmatten in Riehen, sowie den Verkauf eines Stückes Land an der Wettsteinallee und vernimmt endlich in der Eintretensdebatte auf die Vorlage betr. Erhöhung der Besoldungen und Löhne der

Staatsbediensteten ein Exposé des Vorstehers des Finanzdepartements über die knappe Lage von Basels Finanzen.

In den letzten Tagen fand in der sozialdemokratischen Partei der Schweiz die Urabstimmung statt über den Beitritt zur dritten Internationale (s. zum 16./17. Aug.). Der Beitritt wurde bei schwacher Beteiligung mit ansehnlicher Mehrheit verworfen. Die Sozialdemokraten von Basel-Stadt hatten mit sehr starker Mehrheit angenommen.

20. In einer außerordentlichen Versammlung der Freiwilligen Schulsynode wird die Haltung des Vorstandes beim Generalstreik vom 1. Aug. ffg. behandelt. Die Sitzung endigt mit einer Vertrauenskundgebung der Lehrerschaft an den Vorstand.

25. Der Große Rat weist das Besoldungsgesetz nach einer den ganzen Tag dauernden Beratung an eine Kommission. Diese erhält den Auftrag, bis Ende Oktober zu berichten. Sollte dies unmöglich sein, so hätte die Regierung den Auftrag, eine Vorlage über Auszahlung eines Vorschusses auszuarbeiten.

27. 28. Zur 58. Generalversammlung des Schweiz. Alpenklubs fanden sich über 500 Mitglieder aus allen Teilen der Schweiz ein.

29 ffg. Unter den Auspizien der Behörden wird ein sehr zahlreich besuchter Ferienkurs für staatswissenschaftliche Fortbildung für Staats- und Gemeindebeamte abgehalten.

30. Witterung. Im Monat September 1919 betrug die mittlere Temperatur 16,6, das mittl. Temp.-Minimum 12,7, das mittl. Temp.-Maximum 22,2° C., das Mittel des Luftdrucks 738,9, die Summe der Niederschläge 55 mm, die Summe der Sonnenscheindauer 198 Stunden. Die Witterung des Monats wich in gleicher Richtung vom normalen Verlauf ab, wie die des August: zu hohe Temperatur, Ueberschuß an Sonnenscheindauer und Fehlbetrag

an Niederschlägen. Die Folge davon war eine ungewohnte Trockenheit, in Basel und Umgebung zur Dürre gesteigert, aber auch ein sehr günstiger Stand der Landwirtschaft, insbesondere des Obstbaues in der übrigen Schweiz.

Oktober 1919.

1. Der Musiker Jos. Schlageter stirbt im Alter von 36, der Maler und Graphiker Fritz Mock im Alter von 52 Jahren.

4. 5. Der 3. Schweiz. Arbeitslehrerinnentag war von über 300 Teilnehmerinnen besucht. Die Verhandlungen fanden im Bernoullianum statt und drehten sich, abgesehen von Demonstrationen in den Schulen und von den geschäftlichen Traktanden, um den Vorteil, den die häusliche Erziehung von der Reform des Arbeitsunterrichts zu erwarten hat (Ref. Frl. Johanna Dick, Inspektorin des Handarbeitsunterrichts in Basel) und Kunsterziehung und Handarbeitsunterricht (Ref. Dr. A. Baur, Lehrer an der Allg. Gewerbeschule Basel).

6. Laut Mitteilung in den öffentlichen Blättern veranstaltet die Universität Basel im kommenden Winter Volkshochschulkurse über alle Gebiete des Wissens. Sie werden abgehalten von Professoren und Dozenten der hiesigen Universität teils als Vollkurse (eine wöchentliche Stunde in der Zeit von Ende Oktober 1919 bis Mitte März 1920), teils als Halbkurse (Ende Oktober bis Weihnachten 1919 oder Januar bis Mitte März 1920).

Im Alter von 76½ Jahren stirbt Burkhard Mangold-Stänz, 1872—1911 Vorsteher des baselstädtischen Kontrollbureaus.

10. ffg. Der Schweiz. Buchdruckerverein hält seine Generalversammlung und sein 50jähriges Jubiläum in Basel ab, mit Delegierten- und Generalversammlung und — am 11. — den eigentlichen Jubiläumsakt im Anschluß an die letztere im Konzertsaal des Konservatoriums.

10. 11. Im Bernoullianum findet ein Instruktionskurs für weibliche Berufsberatung statt, veranstaltet von der Schweiz. Gemeinnützigen Gesellschaft und vom Schweiz. Verband für Berufsberatung. Es wurden 16 Referate gehalten, und es schlossen sich daran z. T. sehr gehaltvolle und lebhafte Diskussionen.

11. Der badische Unterrichtsminister Hummel hält im Saale des Greifenbräu Horburg einen Vortrag über die gegenwärtige Lage in Reich und Land und die Aufgaben der deutschen Demokratie.

11. 12. Der Bund schweiz. Frauenvereine, bestehend aus 97 Vereinen mit mehr als 2500 Mitgliedern, hält seine 18. Generalversammlung in Basel ab. Den Hauptinhalt bildeten zwei Referate über weibliche Berufsberatung im Anschluß an den eben erwähnten Instruktionskurs.

12. In der Kunsthalle tagt unter dem Vorsitz des Zentralpräsidenten Dr. Diem (St. Gallen) die Delegiertenversammlung des Schweiz. Kunstvereins. Neben Jahresbericht und Rechnung bildet das Turnuswesen den wichtigsten Verhandlungsgegenstand.

Im Münster wird eine abendliche Feier abgehalten zur Erinnerung an die am 11. Okt. 1019, vor 900 Jahren erfolgte Weihe des Münsterbaues Kaiser Heinrichs II. durch Bischof Adalbero in Gegenwart des Kaiserpaares und vieler Bischöfe. Pfr. D. A. von Salis hielt die festliche Ansprache.

13. Prof. Friedr. Goppelsroeder, früher Kantonschemiker und a. o. Professor in Basel, dann Leiter der Chemieschule in Mülhausen, ein wissenschaftlich überaus tätiger Gelehrter, stirbt im Alter von 83 Jahren.

17. In Valencia (Spanien) stirbt an einem Herzschlag 47jährig der Basler Maler Ernst Schieß.

18. Im Gebäude der Mustermesse am Riehenring wird in Anwesenheit des belgischen Gesandten in Bern, Peltzer,

eine belgische Musterschau eröffnet. Ein offizielles Bankett schließt sich an.

20. 22. Prof. Victor Bérard von der Ecole des Hautes Etudes in Paris spricht im Bernoullianum, von der Société d'Etudes Françaises berufen, über geographische Fragen aus der Odyssee.

24. Es werden diesen Winter zwei öffentliche populäre Kurse gehalten: Vor Neujahr von Dr. August Rüegg über die ersten Helden des griechischen Freiheitskampfes, nach Neujahr von Dr. Wilhelm Barth über moderne Kunst.

25. 26. Die Bundesversammlung hatte s. Zt. beschlossen, den schweizerischen Nationalrat vor dem Ablauf der dreijährigen Amtsdauer im Herbst 1919 neu wählen zu lassen und zwar nach dem Proportionalwahlverfahren. Laut Beschluß des baselstädtischen Großen Rates sollte auch das baselstädtische Mitglied des Ständerats gleichzeitig neu gewählt werden. Am 25. und 26. Okt. fanden diese Wahlen statt.

Es ging ihnen eine tiefgreifende Agitation in Versammlungen, in der Presse, in Flugblättern und in Plakaten voraus. Die Anschlagsäulen und Plakatwände sahen aus wie Gemälde-Ausstellungen, da sämtliche Parteien mit mehr oder weniger kräftig gezeichneten und grell bemalten Plakaten die Wählerschaft zu beeinflussen suchten.

Bei der Wahl eines Mitgliedes des Ständerats standen einander gegenüber als Kandidat des nationalen Blocks Dr. V. E. Scherrer (Dr. Paul Scherrer, der langjährige verdiente Vertreter von Baselstadt in der Ständekammer hatte seinen Rücktritt erklärt) und als sozialistischer Kandidat, unterstützt von den Grütlianern und den Abstinenten Gewerbeinspektor Dr. Walter Strub. An der Wahl beteiligten sich 24,304 von 28,688 Stimmberechtigten = 84,71%. Gewählt wurde bei einem absoluten Mehr von 11,658 mit 12,006 Stimmen Dr. V. E. Scherrer. Dr. W. Strub machte 10,756 Stimmen.

Für den Nationalrat hat Basel sieben Vertreter zu wählen. Es lagen 7 Listen vor: I. Radikaldemokratische Partei; II. Sozialdemokratische Volkspartei (Grütlianer); III. Sozialdemokratische Partei; IV. Fortschrittliche Bürgerpartei; V. Liberale Partei; VI. Vereinigte unabhängige Arbeitnehmerverbände (Kartell); VII. Katholische Volkspartei. Die Listen I, IV, V und VII hatten Listenverbindung eingegangen. Von 30,432 Stimmberechtigten traten zur Urne 25,358 = 83,32%. Es wurden von ihnen 25,180 gültige Stimmzettel eingelegt.

Gewählt wurden Dr. Oskar Schär (bisher) von Liste I, kumuliert, mit 7794 Stimmen, Reg.-Rat Dr. F. Hauser, kum., mit 20,919, Redaktor F. Schneider, kum., mit 20,026, Dr. A. Belmont, Advokat, mit 10,366, diese drei von Liste III, Ingenieur Rud. Gelpke (bish.) mit 4906 von Liste IV, Reg.-Rat Dr. Rud. Miescher mit 4776 von Liste V und Max Jgraggen mit 3112 Stimmen von Liste VII.

27. Die Historische Gesellschaft wählt zu ihrem Vorsitzenden für die nächsten drei Jahre Dr. Carl Roth.

Die Messe läutet ein. Wie in den vorangegangenen Jahren werden Sehenswürdigkeiten auf dem Barfüßerplatz und auf dem Areal des frühern Badischen Bahnhofs ausgestellt, der eigentliche Jahrmarkt auf dem Petersplatz gehalten.

Im ersten Vortragsabend des Vereins Quodlibet spricht Prof. Ulr. v. Wilamowitz-Möllendorff aus Berlin über Hellenismus und Antike und am folgenden Tag, einer Bitte der Studentenschaft folgend, in der Aula des Museums über Pindar.

30. Der Große Rat wählt zum ersten Staatsanwalt Dr. Karl Ludwig, ermächtigt den Regierungsrat zur Ausgabe von 5% Kassascheinen für 10 Millionen und bewilligt einen Besoldungsvorschuß an das Staatspersonal, sowie eine Anzahl Nachtragskredite und die für Einrichtung der Liegen-

schaft Klarastraße 38 (Polizeikaserne) notwendige Summe und überweist an Kommissionen die Vorlagen betr. Witwen- und Waisenkasse der Staatsangestellten, betr. Zivilprozeßordnung und betr. Wirtschaftsamt.

31. An einem Schlaganfall stirbt Emil Oppikofer, Direktor des städtischen Elektrizitätswerks.

Witterung. Im Monat Oktober 1919 betrug das Mittel der Temperatur 6,5, das mittlere Temp.-Minimum 4,0, das mittl. Temp.-Maximum 9,7 ° C., das Mittel des Luftdrucks 739,8, die Summe der Niederschläge 34 mm, die Summe der Sonnenscheindauer 74 Stunden. Die Witterung des Monats war feucht und kalt. Die mittlere Monatstemperatur fiel mehr als 10 ° C. niedriger aus als die des Septembers. Ein so schroffer Uebergang wurde noch nie festgestellt, seitdem für Basel genaue Temperaturaufzeichnungen vorliegen, d. h. seit 1826.

